P.o. germ.
1191 u

[illegible]

P.O.germ.
1191u

P.o.germ. 1191u

Sagen

und

Novellen

aus

Oldenburgs Vorzeit.

Erstes Bändchen.

Oldenburg,
Druck und Verlag von Gerhard Stalling.
1845.

329 Ex

Sagen und Novellen

aus

Oldenburgs Vorzeit.

Oldenburg.

Verlag und Druck von Gerhard Stalling.

1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Das Kreuz 2
Entstehung der Stadt Oldenburg 9
Der Jahder Meerbusen 11
Der Kampf mit dem Löwen 229
Das Zwischenahner Meer und der wilde Loh 279
Das Wunderhorn 286
Des Müllers Bann 294
Die Linde auf dem Kirchhofe zu Oldenburg 310
Die Braut von Visbek 359
Die böse Frau in Kloppenburg 383
Die Mordkule 390

Das Kreuz.

Vor mehr als tausend Jahren lebte im deutschen Lande ein mächtiger Fürst, der hieß Wittekind. Er beherrschte viele Stämme der tapfern und mannlichen Sachsen, denen damals fast alles Land zwischen der Weser, Elbe und Ems, also der größte Theil von Mittel- und Norddeutschland gehörte. Dieses Volk, von den alten Schriftstellern immer als edel, frei und stark geschildert, lag aber zu jener Zeit noch tief in den Banden des Heidenthums, und auch der große und tapfere Sachsenfürst Wittekind war ein Götzendiener. Sie beteten noch zu den alten heidnischen Götterbildern, erbauten ihnen Säulen und Altäre, opferten ihnen in den heiligen Eichenhainen und oft dampfte von den Altären ihrer vornehmsten Gottheiten das Blut eines Menschenopfers zum Himmel empor, der damals wie jetzt in gleicher

Milde und Freundlichkeit auf Irrthum und Wahrheit, auf Tugend und Laster mit dem flammenden Gnadenauge herabschaute.

Zu gleicher Zeit aber lebte im Lande der Franken der gewaltige Kaiser Karolus der Große. Dieser bekannte sich zu der Christusreligion, die der Herr in seiner Gnade dem Menschengeschlechte hatte verkündigen lassen, damit es ihn erkennen und lieben möge.

Karl aber war nicht nur ein thätiger, kluger und wohldenkender Fürst, er war auch ein eifriger Glaubensheld und ein gewaltiger Kriegsmann, und er ergrimmte im heiligen Zorne, wenn er bedachte, daß im schönen, deutschen Lande, von welchem er selbst viel große und reiche Ländertheile beherrschte, noch ganze Völkerschaften wohnten, die den wahren Gott verläugneten und ihrem finstern Wahnglauben Opfer schlachteten. Deshalb beschloß er auszuziehen, um die Lehre des Gekreuzigten zu verbreiten, um mit Feuer und Schwert die Tempel und Altäre der alten Heidengötter zu zerstören und die Heiden, wenn es nicht anders möglich, in ihrem eigenen Blute zu taufen.

So überzog er auch das Sachsenland mit Krieg; aber die freien und tapfern Männer dieses Landes wollten sich von dem fremden Fürsten nicht zwingen lassen, sie wollten dem Glauben der Väter treu blei-

ben und stellten sich dem mächtigen Frankenkaiser mit gewaffneter Hand entgegen. Der kriegserfahrene Wittekind stand an der Spitze seines Volks und lieferte dem Kaiser manche wilde und blutige Schlacht. Aber der Herr war mit dem letzteren und seinen Schaaren, er ließ ihn siegen in jeder Feldschlacht über die tapfern Sachsen, und Karl zertrümmerte deren Götzenbilder und Altäre und ließ einmal, um den halsstarrigen Sinn des ergrimmten Volkes zu beugen, viertausend gefangenen Sachsen die Köpfe abschlagen.

Da stand einst nach Jahre langen, vergeblichen Kämpfen der Feldherr und König des Sachsenvolkes, der große Wittekind, in der Nacht auf einem mit dem Blute der Seinen gedüngten Schlachtfelde. Der Sturm heulte durch die Luft und schwere Wolken hingen ringsum am nächtlichen Himmel. Um ihn her lagen Leichen und die Trümmer gestürzter und zerschlagener Götzenbilder.

Der König war ernst und nachdenkend. Er gedachte der langen Jahre, in denen ihm seine Götter kein Zeichen der Gnade gegeben, und doch hatten er und sein Volk mit Tapferkeit und männlichem Muthe für deren Ehre gestritten. Immer und immer waren sie besiegt worden, die Götter hatten sich nicht gerächt für die von den Christen ihnen angethane Schmach

— und zum ersten Male im Leben stiegen Zweifel auf in seiner Seele.

Da drang der Mond auf einen Augenblick durch die schwarzen Wolken und Wittekind, der düster vor sich hinstarrte, sah in das bleiche Antlitz eines erschlagenen Sachsen, der zu seinen Füßen lag. Die rechte Hand des Gefallenen hielt krampfhaft den Griff des Schwertes umfaßt, die Zähne waren wie im wilden Zorne auf einander gepreßt, und die Züge des Kriegers, dessen Augen sich im Todeskampfe nicht geschlossen hatten, drückten Schmerz, Haß, Wuth und Rachedurst aus. Neben dem Sachsen lag die Leiche eines fränkischen Kriegers; dieser hatte die Hände wie zum frommen Gebete gefaltet, und auf dem Gesichte lag Ruhe und Frieden, ja, eine gewisse todesfreudige Heiterkeit.

Der Mond verbarg sich wieder hinter den Wolken; es war dunkel ringsum, aber dunkler wie die Nacht war's im Herzen des Sachsenfürsten.

Er hatte gesehen, wie die menschlichen Leidenschaften den Krieger seines Glaubens bis zum letzten Athemzuge beherrscht, und die Götter sich seiner im letzten, schmerzvollen Kampfe nicht erbarmt hatten, während der Christ wie von süßen und freudigen Gefühlen bewegt hinübergegangen zu sein schien; — und er zürnte fast den ohnmächtigen, finstern und fühllosen Göttern, vor denen er bisher anbetend das

Knie gebeugt, für deren Ehre er dreißig Jahre hindurch, und, wie er in einem quälenden Gefühle von Scham und Zorn sich gestehen mußte, vergeblich gekämpft hatte. Er zweifelte an der Macht und Heiligkeit seiner Götter; aber dennoch bebte er vor einem Abfall von seinem Glauben, und in den qualvollsten Gefühlen der Ungewißheit und des Zweifels flehte er den dunklen Himmel an, ihm den wahren, höchsten Gott zu offenbaren.

Und siehe! die Wolken am Himmel theilten sich und wie von unsichtbarer Macht getrieben wichen sie immer weiter und weiter zurück, bis der ganze Himmel klar und wolkenlos sich den Blicken des staunenden Wittekinds zeigte. Mond und Sterne schauten ihn an mit ihren milden, lichtvollen Augen, und an der Himmelsdecke droben erschien ein flammendes Kreuz, das schwebte, immer heller strahlend, vom Aufgang bis zum Niedergang, gleich als wolle es mit seinen Armen die ganze Welt umfassen.

Und der König kniete nieder und betete an.

Bald darauf schloß er Frieden mit Karl dem Großen, und empfing mit seiner Gemahlin und Vielen der Seinen in der Nähe von Osnabrück die heilige Taufe.

Dieses geschah im Jahre des Herrn 786.

So drang vor mehr als tausend Jahren das Christenthum auch in unsere Gegenden, denn auch wir gehörten zu dem großen und mächtigen Volksstamme der Sachsen.

Wittekind aber war der Stammvater des Oldenburgischen Fürstenhauses.

Entstehung der Stadt Oldenburg.

Von dem Enkel des Königs Wittekind, dem Herzoge Walbert, hat unsere Stadt und danach das ganze Land den Namen erhalten.

Walbert war der Sohn des Herzogs Wiegbert, der seinen Sitz zu Wildeshausen hatte, und heirathete die einzige Tochter eines Grafen von Lesmona, Altburga mit Namen.

In der Mitte des neunten Jahrhunderts erbaute Walbert seiner schönen Gemahlin zu Ehren ein Schloß, welches er Altburg nannte. Aus dieser Benennung ist später der Name Oldenburg entstanden, nachdem allgemach in der Nähe dieses Schlosses eine kleine Stadt angebaut worden war.

Es hat also unsere geliebte Vaterstadt ein Alter von fast 1000 Jahren.

In alten Chroniken findet man hie und da wohl vermerkt, daß Heinrich der Löwe, Herzog von Braunschweig, das Schloß Oldenburg erbauet habe. Dem ist aber nicht so. "Heinrich der Löwe", sagt der alte oldenburgische Chronikschreiber Hermann

Hamelmann, „hat's wohl befestiget, aber ist vor seiner Zeit bereits erbawet gewesen.“

Da aber die Stadt Oldenburg ihre Entstehung eigentlich nur einer schönen Frau verdankt, so hat sie aus Dankbarkeit, und schon von uralter Zeit her, immer viel schöne Weiber hervorgebracht, und all' die schönen Frauen- und Jungfrauengesichter, denen wir noch heutzutage begegnen, sind der Dank der alten, tausendjährigen Oldenburg, die es noch nicht vergessen hat, daß ein schönes Frauenantlitz sie einst entstehen ließ an der heimlich und traulich murmelnden Hunte, an deren Ufern sie immer schöner sich entfaltet und ein stilles, friedliches Glück gefunden hat.

Heil dir! geliebte, traute Vaterstadt!

Der Jahder Meerbusen.

Der Sabber Meerbusen.

Statt eines Vorworts.

„Eine vollkommene Genauigkeit im äußern Kostüme, und noch weniger in dem wichtigeren Punkte der Sprache und Sitten zu beobachten, kann ich weder beabsichtigen, noch will ich es. Derselbe Grund jedoch, der mich abhält, ein Gespräch in der anglo-sächsischen, oder in der normännisch-französischen Sprache zu schreiben, oder diesen Versuch mit den Typen des Caxton oder Wynken de Worde drucken zu lassen, verhindert mich auch, ganz in den Schranken der Zeit zu bleiben, in der meine Geschichte vorfiel. Es ist, um Interesse irgend einer Art zu erregen, nothwendig, daß der Gegenstand, den man gewählt hat, so zu sagen, in die Gebräuche und Sprache der Zeit, in welcher wir leben, übersetzt erscheint."

. . . .

„Um daher den vielen Lesern gerecht zu werden, die, wie ich hoffe, dieses Buch begierig verschlingen werden (Hm!), habe ich nur in so fern die alten Sitten in neuerer Sprache erklärt, und nur in so weit die Charaktere und Gefühle meiner Personen

entwickelt, daß der moderne Leser durch trockene Gelehrsamkeit sich nicht zu sehr zurückgestoßen fühlen wird. Ich darf versichern, daß ich in dieser Beziehung keineswegs die Grenzlinie dessen überschritten habe, was dem Verfasser eines Werkes der Einbildungskraft gestattet wird."

. . . .

„Es ist wahr, daß auch diese Grenzlinie gesetzlich bestimmt ist; der Verfasser muß nichts in die Geschichte einführen, was mit den Sitten der Zeit im Widerspruch steht."

(Vorrede zu Walter Scott's „Ivanhoe". Erste Auflage.)

Die vorstehenden Worte Walter Scott's mögen als Maßstab dienen, nach welchem der Verfasser der nachfolgenden Geschichte dieselbe beurtheilt zu sehen wünscht.

Auch bemerkt der Verfasser noch, daß er in seiner Erzählung der im Munde des Volks lebenden Sage gefolgt ist, die den Untergang der Jahde-Gegenden der Sünde und der Verworfenheit ihrer Bewohner zuschreibt; welche letzteren sie jedoch unter der Macht und dem Einfluß des „Bösen" stehen läßt, der unter ihnen gewandelt haben soll.

1.

Im nördlichen Theile des oldenburgischen Landes, zwischen dem Jever- und Butjadingerlande, rollt der große Nordseebusen, der Jahder Meerbusen genannt, seine Fluthen.

An derselben Stelle aber, wo jetzt dieser große und tiefe Meerbusen gelegen, lag vor alter Zeit ein schönes, fruchtbares und starkbevölkertes Land mit reichen Flecken und Dörfern, mit stattlichen Schlössern, Ritterburgen und Klöstern, und nur ein tiefer, aber breiter Fluß, die Jahde, schlängelte sich durch die vom Herrn der Welt reichgesegneten Fluren dem Meere zu.

An den Ufern dieses Flusses lagen die schönen Ortschaften, deren Bewohner mit einem, fast fabelhaften, Reichthum gesegnet waren. Nicht nur gab ihnen der üppige Marschboden alle Lebensbedürfnisse im höchsten Ueberfluß, sondern auf ihren Wiesen weideten auch die herrlichsten und kraftvollsten Pferde, zahlreiche Rindvieh- und Schafheerden, deren schmackhaftes Fleisch und edle Wolle weit über Deutschland hinaus berühmt waren. Die Pferde verkauften sie im deutschen Reiche, ja selbst nach Frankreich, Spanien und Italien hin, ebenso wanderten die Vieh-

heerden gegen hohe Geldpreise ins Reich hinein, und nach Frankreich und Flandern; die Wolle schickten sie hinüber nach England und den flandrischen Fabrikstädten.

Auf der Jahde aber lagen fortwährend die Schiffe fremder Nationen, die die Erzeugnisse ihrer Länder oder auch die von hier ausgeführten Produkte, zu schönen und kostbaren Stoffen verarbeitet, den reichen Jahde-Anwohnern verkauften; und diese feilschten und handelten nicht, denn sie hatten des Goldes ja genug, und so lange sich ihre fetten und blühenden Fluren nicht in Sandfelder verwandelten, was sie aber nicht zu befürchten hatten, waren sie sicher, auch immer genug zu haben. Sie waren ein starker, kräftiger Menschenschlag, von derbem, freisinnigen Charakter, aber ihr ungeheurer Reichthum verführte sie, allen Launen und Leidenschaften in der zügellosesten Weise zu fröhnen; sie verachteten und verhöhnten mit frechen Witzworten die Priester, die nicht abließen, ihnen ein nüchternes, gottgefälliges Leben zu predigen, und endlich wurden sie sogar gram den göttlichen Lehren, weil sie ihnen die Befriedigung sündlicher Gelüste und Leidenschaften untersagten. Tiefer und tiefer versanken sie in Wohlleben, Schwelgerei und Sünde, und mit Zittern und Bangen verließen oft die fremden Handelsleute die Jahdegegend, weil sie für ihr eigenes Seelenheil fürchteten,

wenn sie mit den in Sünde versunkenen, gotteslästerlichen Bewohnern derselben verkehrten.

Zuweilen erhob sich die Jahde wie im Zorne, sie trat aus ihren Ufern, überschwemmte die nächsten Distrikte und riß hie und da auch wohl eine Burg oder ein Haus mit sich fort.

„Hört Ihr die Warnungsstimme des Herrn?“ riefen dann wohl die Priester; „thut Buße und bekehret Euch wieder zum Guten, oder die Fluthen des Meeres werden über Euch hereinbrechen und die verfluchte Stätte verschlingen, auf der Ihr wandelt!“

Aber die bösen, verderbten Menschen lachten nur und bauten die Häuser wieder auf. War doch der überschwemmte Boden, nachdem er wieder trocken geworden, beinahe fruchtbarer wie früher; was konnte ihnen also die Jahde anhaben?

Da brach endlich das Verderben über sie herein, die Nordsee drängte und peitschte ihre Wogen mit ungeheurer Gewalt hinein in die Jahde, und diese stieg höher und höher, ganze Landschaften überfluthend und wegspülend.

„Der Herr hat die Bewohner dieses Landes wegen ihrer Gottlosigkeit durch Wasser verterbet“ — sagt ein alter Chronikschreiber.

Seit Jahrhunderten liegen sie nun schon tiefunten im Meeresgrunde, begraben mit ihren Sünden und Lastern, mit ihren Schätzen und Reichthümern, mit

Kirchen, Schlössern und Burgen, und nur die stummen Meerbewohner beleben die Hallen und Räume, in denen einst ein starkes und muthiges, aber sündhaftes Menschengeschlecht gewandelt.

Wir wollen Alles wieder herauf beschwören, Land und Leute, Klöster und Schlösser, und ein Bild entwerfen von all' dem Leben, was dort sich geregt, wo jetzt die Fluthen der Jahde*) rauschen, aus deren Tiefen zuweilen ein geheimnißvolles Läuten herauftönt, und wo noch heutzutage bei heller Luft die goldenen Thurmknöpfe versunkener Schlösser und Burgen durch die klare Fluth wahrgenommen werden.

2.

In dem reichen Flecken Bant, welcher sich längs der Jahde ausbreitete, saß auf einem weichen, mit brüggischem Sammet überzogenen Schemel der alte Steen Steenen vor der Thür seines Hauses. Er war in schwarzem Sammet gekleidet, ein schwarzes Käppchen von gleichem Stoffe bedeckte den gro-

---

*) Der Jahder Meerbusen wird in der Volkssprache noch heutzutage immer nur „Die Jahde" genannt.

ßen, schon etwas kahlen Kopf, der an Breite einem ansehnlichen Ochsenhaupte wenig nachgab; große silberne Knöpfe schlossen das Oberkleid sowohl, wie die kurzen, bis an die Knie reichenden Beinkleider, schwarzseidene Strümpfe und Schuhe mit großen silbernen, kunstvoll gearbeiteten Spangen vollendeten den Anzug des ersten Gastwirths von Bant, denn daß er ein solcher war, bewies der Tannenzweig, der an dem Eingang seines Hauses befestigt war.

Die Sitte, Wirthshäuser mit einem Tannenzweig zu zieren, die sich bis auf die jetzige Zeit erhalten hat, ist sehr alt.

Steen Steenen, von seinen Gästen kurzweg Steen genannt, war von ungeheurer Beleibtheit. Sein Gesicht glich einer großen, glatten Fleischmasse, auf welcher kein anderer Ausdruck, als der einer trägen Behaglichkeit lag; die kleinen, tiefliegenden, mattgrauen Augen blinzelten jedoch zugleich boshaft, tückisch und habgierig. Da es ihm schwer wurde, seine höchst gewichtige, ungeschlachte Körpermasse fortzubewegen, so pflegte er den größten Theil des Tages sitzend zuzubringen. Sein Lieblingsplatz war der vor seinem Hause, welches auf einem etwas erhöhten Terrain lag, von wo aus er eine freie Aussicht auf die von Dämmen eingeschlossene, nicht gar weit entfernte Jahde genoß, an deren Ufern fortwährend ein lautes, geschäftiges Treiben herrschte. Das

lebenvolle Gewühl, die wehenden Flaggen der englischen, französischen und flandrischen Schiffe, das Hin- und Herströmen der Menschen, das Rufen, Schreien und Fluchen der Handels- und Seeleute, das Aufwinden der Waaren aus den Schiffen — Alles dieses ergötzte den dicken Gastwirth höchlichst, obwohl er anscheinend nicht anders, als mit dem vollkommensten Gleichmuthe dareinschaute, wobei er jedoch nicht vergaß, einem großen Goldpokale fleißig zuzusprechen, den er, sobald derselbe geleert war, aus einem neben ihm stehenden Weinkruge wieder füllte.

„Alix!“ rief er jetzt mit einer dünnen, quikenden Stimme, die seiner großen und starken Körpergestalt keineswegs angemessen war, und stampfte ungeduldig mit dem Fuße, denn er hatte bemerkt, daß kein Wein mehr im Kruge vorhanden war.

Eine flinke, schwarzgelockte Dirne sprang aus dem Hause hervor; es war eine schlanke Gestalt mit einem liebreizenden Gesichtchen, aus welchem zwei brennende, zugleich schalkhaft blitzende Augen heraussahen.

„Was wollt Ihr, Herr?“ fragte sie mit einem etwas fremdartigen Accent.

„Was ich will, dumme Dirne?“ kreischte Steen sie an, der das Mädchen einen Augenblick mit unverkennbarem Wohlgefallen betrachtet hatte; „Wein will ich! und Du sollst mich eben so schnell bedie-

nen, als den leichtfüßigen Häuptlingssohn, den Ez-zard, und als die andern magern Pflastertreter, die alle Tage in meinem Hause herum scherwenzeln, und denen ich schon längst die Thür gewiesen haben würde, wenn sie nicht so viel Geld hätten."

„Thue ich denn das nicht?" fragte Alix mit sanftem Tone.

„Nein! Du thust es nicht", eiferte Steen, „und Du solltest doch nicht vergessen, daß ich Dich nur aus Barmherzigkeit in mein Haus genommen, als Du mit dem liederlichen Junker Ezzard hierher gekommen, und daß ich Dich jeden Augenblick wieder fortjagen kann. — — Ja, ja", fuhr er mit höhnendem Tone fort, „Du glaubtest wohl, Du könntest den reichen und stolzen Junker freien! O, Du alberne Gans! Du —"

Ein wunderliches Lachen unterbrach hier den dicken Gastwirth, sein Gesicht wurde braun und roth, die Fleischmassen, woraus dasselbe bestand, bildeten hie und da tiefe Furchen, während einige krampfhaft hervorgestoßene Laute sich aus der Kehle des Mannes losrangen.

Eine fliegende Röthe überzog bei Steens Worten das Gesicht des schönen Mädchens, eine rasche Antwort schien auf ihren schmalen, blühenden Lippen zu schweben; sie unterdrückte sie jedoch, ergriff den

Weinkrug, wandte sich schnell ab und ging ins Haus.

Nach einigen Augenblicken stellte sie den wieder gefüllten Krug vor den Gastwirth hin.

Steen war noch zu erschüttert von seinem Lachen, um zu abermaligem Reden im Stande zu sein. Alix entging daher neuen Kränkungen, mit denen der Gastwirth sonst freigebig aufzuwarten pflegte, und dieser, nachdem er sich endlich erholt hatte, füllte wieder den Pokal, aus welchem er sogleich zu schlürfen begann.

„Sieh, sieh da“, sagte er dann, indem er spähend in die Ferne blickte, „wenn ich nicht irre, so kommen dort schon die jungen Fante, die, seit Alix im Hause ist, mich mit Gold überschütten. Nun, sie mögen nur kommen, ihr Gold ist mir sehr willkommen. Wenn nur der Ezzard nicht wäre —“ Er ergriff rasch den Pokal, und indem er in tiefen Zügen trank, schien er eine unangenehme Empfindung gewaltsam niederringen zu wollen.

Die von Steen bemerkten Personen näherten sich mehr und mehr.

„Verflucht“, murmelte Steen, „da ist auch richtig wieder der Bernefuer, der Grobian, den der Teufel holen möge. Nun, ich räche mich wohl noch einmal an dem verdammten Prahlhans.“

„Hoho! Guten Morgen, alter Wallfisch!“ riefen bald darauf mehrere Stimmen zugleich, und eine Anzahl größtentheils junger Männer trat an Steen heran.

Alle waren in ritterlicher Kleidung; sie trugen gold= und silbergestickte Sammetwämser, und auf dem Haupte ein leichtes Barett mit Federn. Sie waren mit Schwertern bewaffnet, die an einem breiten Bande über der Schulter getragen wurden.

„Guten Morgen, edle Ritter und Junker“, — sagte Steen gleichgültig, indem er abermals seinem Pokale zusprach.

„Was, Du Wanst“, rief ein hoher, stattlicher, schon etwas bejahrter Mann, um dessen Schultern ein kurzer spanischer Mantel wehte, „bewillkommnest Du Deine Gäste so? Du solltest aufspringen, Dich bis zur Erde verneigen, und demüthig, wie es dem Knechte geziemt, nach unserm Begehr fragen.“

„Er könnte allenfalls auch vor uns tanzen“, rief lachend ein Anderer; „Steen wenn Du tanzen willst“, fuhr er lebhafter fort, indem sich seine Phantasie wahrscheinlich schon den tanzenden, entsetzlich dicken Wirth ausmalte, „so gebe ich Dir zwei Gespann Ochsen, wovon kein einziger leichter sein soll, als Dein doppeltes Gewicht.“

„Oho, Lethar!“ riefen Alle mit schallendem Gelächter, „solche Elephanten stehen nicht in Deinem Stall.“

„Ritter Bernefuer und Junker Lethar!“ sagte Steen mit anscheinender Ruhe, der jedoch die kleinen wuthblitzenden Augen widersprachen, „ich bin nicht Euer Knecht, auch verneige ich mich nicht und tanze nicht; wenn Euch aber meine Weise nicht gefällt, so rathe ich Euch, Euern Wein anderswo zu trinken.“

„Seht den Gauch!“ rief Ezzard, ein junger, schöner Mann, in einem grünen Sammetkleide, das mit goldenen Knöpfchen und Schnüren reichlich versehen war, „er weiß recht gut, daß er den besten Wein hat in Bant, und die schönste Dirne, die ihn kredenzt, und daß wir uns also seine Grobheiten wohl gefallen lassen müssen.“

„Um den Wein würde Junker Ezzard sich nichts gefallen lassen“, bemerkte Steen mit einem schlauen, tückischen Lächeln.

„Ah! so hört doch auf mit Eurem langweiligen Gerede“, rief der Junker Hillo von Ploissen, „und laßt die Krüge und Becher kommen.“

„Ja, ja, laßt die Becher kommen, Steen!“ sagte Junker Tannen, der von Aldessen, welches auf dem andern Ufer der Jahde lag, herüber gekommen war.

„So geht nur ins Haus“, belferte Steen, „Ihr wollt doch nicht auf offener Straße ein Trinkgelage halten.“

„Du hast Recht, alter Dickwanst!“ sagte Ritter Bernefuer, „nur dem Hund wirft man einen Knochen vor die Thür. Du darfst also hoffen, daß wir Dir die Gehäuse der Seekrabben zuwerfen werden.“

Die Herren traten ein in das Haus des Gastwirths zu Bant.

Steen sah ihnen mit stechenden Blicken nach. „Geht nur, ihr übermüthigen Ritter und Junker!“ grollte er in sich hinein, „kann ich eurem Spott und Hohn auch nicht entgehen, so sollt ihr wenigstens mit eurem Golde dafür büßen.“

Es muß hier bemerkt werden, daß Steen kein freigeborner Friese war. Er war in seiner Jugend der Leibeigene eines adligen Herrn gewesen; diesem hatte er in einer Fehde gegen einen benachbarten Häuptling das Leben gerettet, für welchen Dienst ihm derselbe seine Freiheit geschenkt hatte. Er wurde daher als ein ehemaliger Sklave von den adligen Herrn verachtet, und zwar um so mehr, als Steen nicht die geringste Unterwürfigkeit gegen sie an den Tag legte, sondern gerade den Rittern und Junkern mit unverhohlener Mißachtung begegnete.

Wir treten in das Innere von Steens Wohnung. Es unterschied sich diese wesentlich von der gewöhn-

lichen Wohnung eines Rüstringer Friesen. Die Hallen und Wohnräume waren nicht hinten, sondern vorn im Hause, und nach hinten hinaus erstreckte sich ein großer Stall, in welchem der Stolz und die Quelle des Reichthums der Rüstringer Friesen, herrliche Pferde und spiegelglattes, schweres Rindvieh paradirten. Bei den meisten Grundbesitzern war aber der Reichthum so groß, daß der vordere große Theil des Wohnhauses nicht alles Vieh zu fassen vermochte, weßhalb man in der Regel bei jedem Hause noch ein großes Nebengebäude, „Der Berg" genannt, vorfand, welches ausschließlich zur Stallung des Viehes, und zur Aufspeicherung des Getreides und anderer Feldfrüchte bestimmt war.

Bei Steens Hause befanden sich sogar mehrere solcher Nebengebäude, die der Wirth indessen theilweise den fremden Handelsleuten zur Bergung ihrer Waaren gegen hohen Miethzins überließ. Dem Umstande, daß Steen Wirth war, und daß er viel mit Fremden verkehrte, ist es auch zuzuschreiben, daß er bei Erbauung seines Hauses von der gewöhnlichen Weise abgewichen war, und dasselbe gleichsam herumgedreht hatte, damit die Gäste nicht erst durch den langen Stall zu wandern brauchten, sondern sogleich in die Wohnräume gelangen konnten.

Wir treten nun in einen engen Hausflur, der uns nach hinten den Blick auf einen großen, freien

Raum vergönnt, in dessen Mitte sich eine kreisförmige Steinerhöhung befindet, auf welcher ein gewaltiges Feuer brennt; über demselben hängt ein großer, gerade aufsteigender Rauchfang. Dieser Raum ist die Küche, an deren Seiten sich zahlreiche Kammern befinden, worin Lebensmittel aller Art, Milch, Butter, Brod, Käse ꝛc., aufbewahrt werden. Mägde und Knechte laufen geschäftig hin und her, und die schlanke Alix, die wir vorhin schon kennen gelernt, scheint die Ordnerin und Leiterin des Ganzen zu sein. Hinter der Küche endlich, nur durch eine Fensterwand von derselben geschieden, ist der Viehstall, auf dessen breiter Lehmdiele breitschultrige, starke Knechte die gewichtigen Dreschflegel in stets gleichmäßigem Takte schwingen.

Wir wollen uns mit diesem Blick begnügen, uns seitwärts wenden, und befinden uns nun in einer großen und weiten, aber niedrigen Halle. Große, starke Tische von blankpolirtem Eichenholz, an den Ecken und in der Mitte mit Silberplatten ausgelegt stehen in der Mitte und an den Seiten derselben. Um einen dieser Tische saßen die bereits genannten Ritter und Junker, um einen andern flandrische und französische Kaufleute, und um einen dritten mehrere Einwohne von Bant von verschiedenem Alter, die sich gern „freie Rüstringer Friesen" nannten und nennen ließen.

Wie überall und wie noch jetzt, so waren auch damals die adligen Herren am lautesten und anmaßendsten. Es war die Zeit, um welche die reichen Einwohner von Bant gewöhnlich ihren Morgenimbiß und dazu einen tüchtigen Trunk edlen Weines zu sich zu nehmen pflegten. Wir sehen daher auf allen Tischen große Schüsseln, ohne Ausnahme von edlem Metall, gefüllt mit jenen kleinen, rothgekochten Seethierchen, die noch jetzt in unserm Lande als eine Delikatesse gelten, und die damals wie jetzt „Granat" genannt wurden. Diese, so wie die kleinen runden Krebse, „Krabben" genannt, wurden zur Fluthzeit bei Millionen aus der Nordsee in die Jahde getrieben und in trichterförmig geflochtenen Körben gefangen. Sie waren ein Lieblingsmorgengericht der Jahde-Anwohner, und durften in keinem Hause fehlen, so wenig, wie der Weinkrug, der auch hier auf jedem Tische zu finden war.

Wir wollen uns zu dem Tische der adligen Herren wenden, an welchem die Unterhaltung am lebendigsten ist.

„Schenk' ein, Tannen", rief der Junker Ezzard, „es ist mir ein Granat im Halse stecken geblieben; ich muß ihm Fahrwasser geben."

„Heda! Joumard!" rief der Ritter Bernefuer zu einem andern Tisch hinüber, „warum hast Du die schönen Dirnen nicht wieder mitgebracht, die uns

im vorigen Jahre Deine Seiden- und Sammetstoffe verkauften? Du solltest Deinen Vortheil besser kennen; Dir geben wir nicht die Hälfte dafür."

„Ich weiß das leider, edler Herr!" antwortete der Kaufmann, „aber die dummen Dirnen sind in ein Kloster gegangen, sobald sie dies Land verlassen hatten."

„Die einfältigen Betschwestern!" schalt Bernesuer; „sie werden so dumm gewesen sein, und allerlei Kleinigkeiten gebeichtet haben. Man sollte die Pfaffen hängen, die so hübsche Thierchen ins Kloster treiben."

„Hahaha!" lachte der Junker Tannen, „die verliebten Dirnen müssen doch immer einen Bräutigam haben; wenn ihnen der irdische nicht mehr gefällt, nehmen sie den himmlischen."

Ein tolles Gelächter folgte auf den frechen Witz, in welches die freien, aber verderbten rüstringer Friesen mit einstimmten. Nur die Fremden schlugen verstohlen ein Kreuz.

„Ihr seid ein ächter Spaßvogel", sagte ein hoher Mann in spanischer Tracht, der, während der Junker Tannen sprach, eingetreten war; „vergönnt mir, daß ich mit Euch anstoße."

„Aha, Don Nigro, seid uns willkommen!" riefen die Adligen.

Der eingetretene Fremde hatte eine unangenehme Gesichtsbildung; kleine stechende Augen von einem unheimlichen Feuer beseelt, blitzten unter buschigen, tief herunterhängenden schwarzen Augenbraunen hervor. Auch sein borstenartiges Haar war rabenschwarz, und um den Mund zuckte fortwährend ein tückisches Lächeln, das nicht geeignet war, den widerlichen, verzerrten Zügen etwas Einnehmendes zu verleihen. Seine fremdartige, aber reiche ritterliche Kleidung, seine hohe Gestalt, und sein gewandtes und zugleich festes Benehmen verliehen ihm jedoch etwas Imponirendes, und selbst die wilden und trotzigen adligen Herren waren gewohnt, ihn gewissermaßen als den Ersten in ihrem Kreise zu betrachten.

Mit dem Spanier, denn ein solcher war der Fremde, war auch zugleich Steen eingetreten, und hatte nicht weit von den Tischen der Ritter Platz genommen.

„Ich grüße Euch, edle Herren!“ sagte Don Nigro, indem er sich gegen die Ritter und freien Friesen mit vornehmem Anstande verneigte, „und leere auf Euer Wohl diesen Becher. Laßt die Krüge und Kannen wieder füllen, Steen“, fuhr er fort, „und zwar mit dem edelsten Wein, der in Eurem Keller zu finden ist.“

Auf Steens Wink erfüllten die dienenden Knechte und Mägde rasch des Fremden Befehl. Auch die

schöne Alix trat zuweilen herein, und wechselte dann immer mit dem Junker Ezzard einige freundliche Worte.

„Ezzard, Ezzard!“ rief der Junker Hillo, „wenn das die stolze Ada wüßte, so möchtest Du eher in das Bett der Jahde, als in das ihre eingehen.“

„Ja, und wüßte es die kleine Adila,“ sagte der Junker Lethar, „sie kratzte Dir, so sanft sie auch ist, die Augen aus.“

„Nein, nein!“ schrie Tannen, „sie würde ihm weinend vergeben, aber in ihr Kämmerlein ließe sie ihn nun und nimmermehr; sie würde in ein Kloster gehen, und den Heiland in ihre weißen, weichen Arme schließen.“

„Bravo, bravo Junker!“ rief Don Nigro, abermals mit ihm anstoßend.

„Zum Teufel mit Eurem Geschwätz!“ rief Ezzard ärgerlich dazwischen; „seht Ihr denn nicht, daß wir nicht allein sind? Bekümmert Euch nicht mehr um mich, oder ich werde mein Schwert Euch Antwort geben lassen.“

Die Ritter und Junker sahen ganz erstaunt auf ihren Kameraden, dem solche Scherze sonst eben nicht unlieb zu sein pflegten. Ezzard war aber nur verdrießlich geworden, weil er einen jungen Banter, der sich, wie er, um die reiche Ada bewarb, mit gespannter Aufmerksamkeit hatte zuhören und eben das

Zimmer verlassen sehen. Er fürchtete deßhalb, und nicht mit Unrecht, daß ihm dieser bei der stolzen Ada einen schlimmen Dienst erweisen möchte.

„Hoho!“ rief Ritter Bernefuer, „mein Schwert ist nicht von Blei; es ist jedenfalls schneller wie meine Zunge, und es sollte mir ein Gaudium sein, wenn wir uns statt mit den Mäulern einmal mit den Schwertern unterhalten wollten.“

„Euer Schwert schneller wie Eure Zunge!“ quiekte Steen dazwischen; „zum Teufel, das müßte eine beflügelte Unterhaltung werden.“

„Ja, Du Fettwanst!“ schrie Bernefuer, „besonders dann, wenn es mit Deinem Rücken ein Gespräch zu führen hätte.“

Er hob bei diesen Worten drohend sein Schwert, dessen Griff mit funkelnden Edelsteinen besetzt war.

„Sieh, sieh, die schönen Steine“, sagte Steen, „die sind auch nicht auf der Marsch gewachsen.“

„Ich hab' sie im Türkenkriege gewonnen“, versetzte Bernefuer, „aber ich gebe sie gerne hin für das Vergnügen, Dich durchzufuchteln.“

„Ja, ja, Ihr habt gut geben“, sagte Steen mit boshaftem Lachen, „Ihr habt sie einem seldschuckischen Emir gestohlen.“

„Hund!“ brüllte Bernefuer, und in demselben Augenblicke brannte eine entsetzliche Ohrfeige auf Steens Angesichte; ebenso schnell hatte der Ritter

sein Schwert gezogen, und er würde den dicken Gastwirth unfehlbar damit durchbohrt haben, wenn ihm Ezzard und die andern Junker nicht in die Arme gefallen wären.

„Bist Du rasend?“ rief Ezzard, „er ist ein freier Mann, Du kannst sein Leben nicht mit Gold bezahlen!“

„Frei!“ tobte Bernefuer, „ja, wie ein Hund, den ich in's Weite jage. Er ist ein losgebundener Sclav!“

„Er hat den besten Wein hier in Bant“, sagte Don Nigro, der sich gleichwohl nicht gerührt hatte, um die beabsichtigte Mordthat zu verhindern; „bedenkt wenigstens das.“

Während der Ritter Bernefuer sich allgemach beruhigte, und an diesem Tische die Unterhaltung in der angedeuteten Weise fortgeführt wurde, hatten die fremden Kaufleute sich den freien Rüstringer Friesen genähert, und ein Würfelspiel mit denselben begonnen. Die ersteren schienen im Glücke zu sein, denn große Haufen von Goldstücken lagen vor ihnen, während die Einwohner von Bant bereits schon die Taschen kehrten, um Gold zu neuen Sätzen zu finden.

„Ich habe kein Geld mehr, verdammter, flandrischer Hund!“ schrie ein junger Bauer, „ich setze zwei Ochsen gegen dreißig Goldstücke.“

„Verloren!“ rief er, nachdem der Kaufmann, mit freundlichem Kopfnicken einwilligend, geworfen hatte.

„Meinen schwarzen Hengst, den Lucifer, gegen die Ochsen und Goldstücke!“ rief er abermals.

Der Kaufmann hatte wieder gewonnen.

„Verdammt!“ knirschte der Bauer; „sechs Paar Ochsen gegen Deinen Satz und meinen Verlust.“

Es fiel der höchste Wurf.

„Der Kerl ist mit dem Teufel im Bunde“, brummte der Bauer, vom Tische tretend; „ich mag nicht mehr.“

Auch die andern Bauern hörten auf zu spielen, und nachdem sie ihre Zeche berichtigt hatten, gingen sie lärmend und singend von dannen. Die Kaufleute sahen noch, wie sie einen auf der Straße gehenden Priester mit Hohnlachen umringten, ihn neckten und schimpften, bis der Priester sich zuletzt mit donnernden Zornworten Raum verschaffte.

„Das ist ein freches, gottvergessenes Volk“, sagte der Kaufmann zu seinen Gefährten, „man thut wohl daran, ihm sein Geld abzunehmen.“

„Ja, gewiß“, erwiederten diese, „man verrichtet ein gutes Werk damit; wenn wir sie arm machen könnten, so würden sie wohl besser werden.“

Auf diese sonderbare Weise suchten die Fremden ihren Betrug vor sich selbst zu beschönigen.

„Ihr scheint ein feiner Spieler zu sein“, sagte Don Nigro, der herangetreten war; „darf auch ich Euch einige Sätze halten?“

„O, mit Vergnügen, edler Herr“, erwiederte der Kaufmann, die Würfel wieder hervorziehend; „wie viel beliebt?“

„Hundert Dublonen!“ erwiederte der Spanier.

Joumard warf den niedrigsten Wurf. Verwirrt und erschrocken bezahlte er.

„Aha! das Glück ist mir günstig!“ lachte Don Nigro; „noch einmal, Joumard, und zwar um fünfhundert Dublonen.“

Abermals fiel der niedrigste Wurf.

Mit namenlosem Entsetzen starrte Joumard jetzt den Spanier an, der ihn mit einem tückischen Lächeln betrachtete.

„Waret Ihr nicht vor einem Jahre in Nantes?“ fragte Don Nigro nach einer Weile.

Der Kaufmann bejahte.

„Richtig, jetzt erinnere ich mich“, fuhr Don Nigro fort; da waren fünf hübsche, alberne Mädchen, die nicht mit Euch fahren wollten, bis Ihr sie durch reiche Geschenke dennoch zu gewinnen wußtet. Später waren sie hier wieder sehr eigensinnig, aber Eurer Klugheit gelang es abermals, ihren Eigensinn zu brechen. — Die alte Odrada — die süßen, berauschenden Tränke —; o, Ihr seid ein kluger Mann!

Für diesmal behaltet Euer Geld nur; ich berechne mich mit Euch wohl später."

Don Nigro ging wieder zu den Rittern und ließ den Kaufmann in einer an Stumpfsinn grenzenden Verwirrung zurück. Wie konnte der räthselhafte Fremde, ohne die falschen Würfel berührt zu haben, seinen Wurf bestimmen? Woher wußte er seine geheimsten Ränke und Kniffe? Es wurde ihm unheimlich in der Nähe des Spaniers, und scheu und bestürzt entfernte er sich mit seinen Begleitern.

„Habt Ihr den flandrischen Spitzbuben gerupft?" fragte Junker Hillo den Spanier.

„Ach nein", sagte Don Nigro, „ich wollte nur seine Bekanntschaft machen; dieser Joumard scheint ein kluger Kopf zu sein."

„Ohne Zweifel ist er das", rief der Ritter Bernefuer lachend, besonders, wenn es gilt, Geld zu gewinnen."

„Aber was ist das, Ihr Herren?" rief Junker Lethar, „Ihr sitzt vor leeren Bechern? Bring Wein, Alix!"

Die schlanke Französin sprang fort und es dauerte nicht gar lange, so brauste ein toller Lärm durch Steens Hallen.

Die Mägde waren nicht mehr sicher vor den berauschten Edelleuten, weshalb nur die Knechte und

Alix aufwarteten. Die letztere wurde Ezzards wegen geschont, und überdies schützte sie ihr Benehmen und ihre feinen, spitzen Antworten, die Pfeilen gleich hie und da trafen. — Steen war immer zugegen, er berechnete, wieviel Wein er sich wohl nach Maßgabe des Zustandes der Gäste bezahlen lassen könne, auch konnte er es nicht über sich gewinnen, die schöne Alix mit den wilden Edelleuten allein zu lassen. Wenn er selbst auch gerade keiner sanfteren Gefühle fähig war, und eine tiefere Neigung wohl nicht mehr bei ihm Wurzeln schlagen konnte, so gefiel doch das schmucke, lebhafte Mädchen seinen Augen wohl, und er ärgerte sich, daß sie die ihm verhaßten Adligen mit größerer Aufmerksamkeit wie ihn selbst behandelte; und besonders widerwärtig war ihm der Junker Ezzard, dessen gewisse Rechte auf das Mädchen er zwar kannte, den er jedoch nichtsdestoweniger am meisten haßte. Gleichwohl wagte er es nicht, gegen den Sohn des mächtigen Häuptlings von Bant etwas zu unternehmen; nicht einmal verrathen durfte er dessen eigenthümliches Verhältniß zu der Französin, von welchem eigentlich nur er vollständig unterrichtet war, weil er in diesem Falle die Rache des wilden Junkers zu fürchten hatte. Er ließ deshalb seinen Groll, wie wir zu Anfang dieses Kapitels gesehen haben, durch beleidigende und höhnende Aeußerungen gegen das Mädchen selbst aus.

Endlich rüsteten sich die Herren zum Aufbruch.

„Werde ich Dich heute noch sehen, meine Alix?" flüsterte Ezzard der vorübergehenden Französin zu.

„Auf den Abend, an der Seitenthür", antwortete sie leise.

„Wohlan, Ihr Herren!" rief Ezzard; „die Mittagsstunde rückt heran. — Da, Steen", sprach er weiter, dem Genannten eine volle Börse zuwerfend, „das für die Zeche."

Steen lächelte vergnügt, denn auch Don Nigro hatte ihm schon eine Anzahl Goldstücke verabreicht.

Indem sich nun die wilden Gäste entfernten, hatte Steen noch manchen groben Abschiedsgruß hinzunehmen. Der Ritter Bernefuer warf ihm eine Schale Granathülsen ins Gesicht und wünschte ihm eine gesegnete Mahlzeit.

„Dir soll der Teufel die Mahlzeit segnen!" grollte der Gastwirth ihm nach; dann aber untersuchte er den Inhalt der Börse, und er lachte schadenfroh, als er mehr als den doppelten Betrag der Zeche vorfand.

„Die Narren", sagte er, „ich werde noch reicher werden, wie sie alle, und dann will ich mir ein Schloß bauen lassen aus welschem Marmor, daß sie alle bersten sollen vor Aerger und Neid."

3.

„Es ist nicht möglich, Hillmer!“ sagte Ada Okkena, die schöne Tochter des reichsten Rüstringer Friesen, indem sie sich auf einen mit kostbarem Seidenstoff überzogenen Stuhl warf, „es kann nicht sein! Er hat mir hundertmal Treue geschworen, wie könnte ein Edelmann so treulos und wortbrüchig sein!“

„Wie ich Euch sage, schöne Jungfrau“, entgegnete ein junger Mann, der seiner feinen Kleidung nach zwar ein freier Rüstringer Friese, aber kein Edelmann zu sein schien. „Es ist nicht nur möglich, es ist gewiß. Schon seit langer Zeit befindet sich in Steen Steenens Hause eine französische Magd, die der Junker Ezzard alle Tage zu besuchen pflegt; er scherwenzelt um sie herum, als wäre er selbst ein Franzose, und seine Kameraden, die tollen Ritter und Junker, ziehen ihn in offener Gesellschaft damit auf, und dabei scheuen sie sich nicht, Euren edlen Namen zugleich mit dem der leichtfertigen Magd auszusprechen.“

„Abscheulich!“ rief die stolze Ada, „ich will ihn nicht wiedersehen!“

„Daran werdet Ihr sehr wohl thun, schöne Ada“, erwiederte der junge Mann; „da Ihr doch

ohnehin Euch darein finden müßtet, ihn nur sehr selten zu sehen. Es ist nicht nur die kleine Französin, sondern auch noch eine Andere, die seine Zeit in Anspruch nimmt."

„Noch eine Andere!" fuhr Ada auf; „aber, Hillmer", fuhr sie im höchsten Unmuthe fort, „warum sagt Ihr mir das Alles?"

„Weil ich Euch achte und liebe, schöne Jungfrau", entgegnete dieser mit unterwürfigem Tone, „deshalb will ich Euch warnen vor einem Unwürdigen, und ich hoffe, daß ich durch treue und redliche Werbung mir noch einmal Eure Gunst erringen werde."

„Ihr seid sehr zuversichtlich", sagte Ada, und ein spöttisches Lächeln flog über ihr unmuthiges Gesicht. Wer aber ist denn die Andere?"

„Kennt Ihr die Tochter des alten Will Gloyen, der hart an der Kirchenmauer wohnt?" fragte Hillmer.

„Adila!" rief Ada, und man sah es an ihren zornblitzenden Augen, wie gefährlich ihr diese Nebenbuhlerin erschien; „Adila Gloyen, die nur mit ihrer Mutter und den scheinheiligen, gleißnerischen Pfaffen verkehrt?"

„Ihr sagt es", antwortete Hillmer, „Adila ist's."

Ada war aufgesprungen, sie ging mit raschen heftigen Schritten auf und nieder, ihr Busen hob

sich stürmisch, die großen, dunklen Augen schossen wilde Blitze, Zorn, Haß und Verachtung sprachen aus ihren Zügen, und dasselbe Mädchen, das vor wenigen Augenblicken noch schön und liebreizend erschienen war, glich jetzt einer Furie, aber einer Furie, beseelt von wildschönem Zorne.

„Die fromme Närrin!" stieß sie endlich hervor; „arm wie eine Kirchenmaus; ich glaube, ihr Vater hat nicht zwanzig Kühe im Stall."

„Arm ist sie zwar, aber schön", sagte Hillmer bedeutsam.

„Ihr wählt Eure Worte schlecht, um Euch die Gunst der Ada zu gewinnen", sagte Okkena's Tochter stolz.

„Verzeiht, schöne Ada, ich wollte Euch nicht wehe thun", sagte Hillmer verlegen, der seine Ungeschicklichkeit zu spät einsah; „vor Eurer Schönheit muß ja jede andere erbleichen."

„Geht, laßt mich allein!" sagte Ada mit gebieterischem Tone, die sich durch diese plumpe, fast wie Hohn klingende Schmeichelei abermals verletzt fühlte.

„Gewirkt hat es doch", sagte Hillmer leise, „und ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, ihren Reichthum zu gewinnen; sie selbst ist mir gleichgültig." — Er entfernte sich mit einer demüthigen Verbeugung.

Ada war in leidenschaftlicher Aufregung; obgleich stolz und kalt, war doch ihr Herz gegen den jungen und

schönen Häuptlingssohn nicht gleichgültig geblieben; auch schmeichelte es ihrem Stolze, den Sohn des ersten und gewaltigsten Mannes in Bant zu ihren Füßen zu sehen. Ihr Vater war zwar ein freier Rüstringer Friese und zugleich der reichste Mann in Bant, aber er gehörte nicht zum Adel, und obgleich der letztere eigentlich keiner besondern Vorrechte genoß, und der freie Friese sich ihm in keiner Weise unterordnete, so sehnten sich die Töchter der Friesen doch nach Verbindungen mit dem Adel, weshalb sie lieber nach den Rittern und Junkern blickten, die in prachtvollen, gold- und silbergestickten Wämsern und kurzen Mänteln, in sammetnen Baretts mit wallenden Federn umherstolzirten, als nach den gewöhnlich in dunklem Sammet oder Tuch einfach gekleideten Landleuten, deren Jacken und Beinkleider plump und geschmacklos mit großen, platten goldenen oder silbernen Knöpfen besetzt waren. Mit verächtlichem Lächeln gedachte sie daher des Bauern Hillmer, aber stolz verwarf sie jetzt auch den Junker Ezzard. Sie fühlte sich tödtlich beleidigt und empfand nur noch Haß und Verachtung gegen ihn. Obwohl empört über die Aufmerksamkeit, die er, wie sie von Hillmer erfahren, der hübschen Französin erwies, hatte sie es doch nicht über sich vermocht, diese als eine Nebenbuhlerin zu betrachten; eine dienende Magd war ihr nur verächtlich, und ihr Stolz ließ den Gedanken,

daß Ezzard sie einer Magd wegen vernachlässigen oder diese im Ernst verehren könne, nicht aufkommen. Aber Adila war wie sie selbst eine freie Friesin, sie war von engelgleicher Schönheit, wie Ada, innerlich ergrimmt, sich selbst gestehen mußte, aber auch sie hielt sich für schön, und es erfüllte sie mit Haß und Wuth, daß Ezzard, wenn auch nur auf Augenblicke, sie vergessen, und einer andern Schönheit huldigen konnte.

Es war ihrem harten und stolzen Sinne nicht möglich, dieses je zu vergeben, aber, so fest sie entschlossen war, Ezzard zu verwerfen, so fest stand auch ihr Entschluß, sich an ihm und an der ihr verhaßten Adila zu rächen.

Sie war an's Fenster getreten und gewahrte, wie ihr Vater, der alte Okkena, mit dem Spanier Don Nigro im Garten auf- und niederwandelte. Dieser war in dem Flecken wohlbekannt; er war zuerst mit dem Ritter Bernefuer, der schon vor sechsundzwanzig Jahren von einem Kreuzzuge, den er unter dem Grafen Philipp von Flandern nach dem gelobten Lande mitgemacht, zurückgekehrt war, nach Bant gekommen. Darauf hatte er den Ritter und mehre andere Bekannte alljährlich wieder besucht. Dieser Besuch dauerte in der Regel einige Wochen, und der Spanier pflegte während dieser Zeit sich auch mit den übrigen Einwohnern von Bant bekannt

zu machen, denen er häufig Pferde abkaufte, die er ihnen mit blankem spanischen Golde immer reichlich bezahlte. Außerdem hatte er ihnen oft fremde Kaufleute zugeführt, welche ganze Schaaren der starken friesischen Pferde und des schweren Rindviehes mit sich fortführten, wofür sie klingendes Gold zurückließen. Er war deshalb bei den Bantern wohlgelitten, und selbst Frauen und Jungfrauen übersahen sein widerliches, abschreckendes Aeußere, und fanden Gefallen an der feinen und gewandten Unterhaltung des Spaniers.

Es schien der schönen Ada, als ob Don Nigro jetzt von ihr mit ihrem Vater spräche; denn er sah nach ihrem Fenster und reichte dann dem alten Okkena die Hand. Dieser schüttelte sie nach altdeutscher Weise und nickte freundlich mit dem Kopfe, worauf er durch den Garten nach seinen saftgrünen, üppigen Wiesen schlenderte. Don Nigro aber wandte sich nach dem Hause zurück und nach einigen Augenblicken trat er mit ehrerbietigem Gruße in Ada's Zimmer.

„Seid mir gegrüßt, edler Ritter", sagte Ada, ihre Aufregung gewaltsam niederkämpfend; „es ist mir lieb, daß Ihr nach Euern Handelsgeschäften noch einige Augenblicke für Okkena's Tochter übrig habt."

Der Spanier verneigte sich.

„Auch mir ist es lieb“, erwiederte er dann mit ernster Miene, „die schöne Ada so ruhig und heiter zu finden.“

„Wie meint Ihr das, Herr?“ fragte Ada erbleichend; denn sie glaubte den Sinn seiner Worte zu verstehen, und ihr stolzes Herz bebte vor dem Gedanken, daß vielleicht irgend ein Mensch glauben könne, sie fühle sich unglücklich wegen der Untreue ihres Geliebten.

„Verzeiht, schöne Jungfrau!“ antwortete der Spanier, der ihre Gefühle zu errathen schien, „verzeiht, daß ich nur einen Augenblick glauben konnte, daß der Verrath, den ein Elender an Euch verübt, ein anderes Gefühl, als das der Verachtung in Euch aufkommen lassen würde.“

„Wie, auch Ihr wißt schon —“ stammelte Ada, indem die Blässe plötzlich von ihrem Gesichte wich, um der fliegenden Röthe der Scham und der gekränkten Mädcheneitelkeit Platz zu machen.

„Wie sollte ich nicht wissen, was jeder Bube weiß in Bant“, erwiederte Don Nigro, „daß nämlich Okkena's edle Tochter zwei Nebenbuhlerinnen hat, und daß der Verräther von zudringlicher Liebe spricht, mit der ihn die schöne Ada verfolge.“

„Ha!“ rief Ada und ihre Augen blitzten; „beschimpft — verhöhnt — im Munde des gemeinen Volks — ich! ich! — Es ist entsetzlich!“

„Ja", sagte der Spanier, „es ist entsetzlich, daß der, dem Eure Augen in Liebe gelächelt, noch Blicke und Liebesworte haben kann für eine leichtfertige Dirne von der Loire, für eine kopfhängerische Betschwester im Bettlergewande."

„Steht mir bei, Don Nigro", sagte Ada mit gepreßter Stimme, seine Hand ergreifend; „ich verachte den Verräther, ich verachte auch seine Buhlerinnen, aber ich will mich rächen. Nicht an der gemeinen Magd, aber an ihm und an der Adila. — Und sollte es mein Leben, meine Seligkeit kosten, ich muß Rache haben. Wollt Ihr mir beistehen, Ritter?"

„Ha!" rief der Spanier, das schöne Mädchen, das, einer zürnenden Göttin gleich, vor ihm stand, mit flammenden Blicken betrachtend; „so liebe ich es; so muß die schöne, herrliche Ada sprechen, und bei allen Mächten des Abgrundes schwöre ich, ihrer Rache zu dienen."

„Ich danke Euch, Ritter!" flüsterte das Mädchen in wilder, leidenschaftlicher Aufregung; „aber es soll eine strenge Rache sein, eine blutige Rache!" setzte sie mit erhobener Stimme hinzu.

„Hört, edle Jungfrau", sagte Don Nigro, und seine Augen sprühten ein schauerliches, verzehrendes Feuer, vor welchem selbst die kühne und starke Ada erbebte; „Eure Rache soll groß und schrecklich sein.

Nicht einfach sterben soll der Verräther, das wäre zuviel Erbarmen für ihn; er soll die schrecklichsten Qualen verschmähter und gekränkter Liebe dulden. Zu Euern Füßen soll er sich winden in Liebe, aber auch in Verzweiflung; denn daß Ihr ihn nicht erhören, daß Ihr ihn foltern werdet bis zum Tode, dafür bürgt mir Euer Stolz und Euer beleidigtes Herz."

„Ich verstehe Euch nicht", erwiederte Ada, „wie stände es in Eurer Macht, mir diesen Triumph zu bereiten?"

„Es steht in meiner Macht", antwortete der Spanier fest, „seid Ihr entschlossen, ihn zu feiern?"

„Ha, ich will schwelgen in ihm!" rief das wilde, leidenschaftliche Mädchen, „ich will mich weiden an seinen Qualen, und der Hölle verfalle meine Seele, wenn ich ihn erhöre."

„Großes, herrliches Weib!" rief der Spanier, indem er auf die Knie stürzte und Ada's Hand an sein pochendes Herz drückte.

Befremdet und verwirrt blickte das Mädchen ihn an, aber sie zürnte nicht, denn nur Stolz und ungemessene Eitelkeit wohnten in ihrem Herzen, und so schien es ihr nicht zu mißfallen, den angesehenen und hochgebornen Ritter zu ihren Füßen zu sehen.

„Ada!" rief der Spanier mit bebender Stimme, seine glühenden Blicke zu dem Mädchen emporhebend

und zugleich seine Arme gegen sie ausbreitend, „kannst Du mich lieben?“

Ada schauderte; es kam ihr vor, als ob die Arme des Spaniers sich zwei Schlangen gleich plötzlich gegen sie emporgeringelt hätten; sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück; — aber nur ihr Körper war erschrocken; ihr Herz fühlte sich in eigenthümlicher Weise von dem Ausdrucke, der in den Worten des Spaniers lag, ergriffen. Liebe, Hoffnung und die trostloseste Verzweiflung sprachen aus denselben, und wie ein armes Vöglein, gebannt von dem Auge der Klapperschlange, seinem Verderben entgegen eilt, so suchte ihr Auge, wie von magnetischer Kraft bezwungen, den heißen Blicken des Spaniers zu begegnen.

„Ha! wenn Du mich lieben kannst!“ rief Don Nigro aufspringend, „so gebiete über mich; ich bin Dein Sclave für alle Zeit! O, ziehe mit mir“, rief er leidenschaftlicher und drängender, „ziehe mit mir nach dem schönen Lande Hispania, wo die Herzen heißer schlagen, wie hier an eurer nebelkalten Küste; wie eine Königin sollst Du thronen in meinem goldenen Schlosse, maurische Sclaven sollen Dich bedienen, und alle Herrlichkeit der Welt will ich zu Deinen Füßen legen.“

Es war, als ob in diesem Augenblicke ein guter Engel und finstre Dämonen in Ada's Seele kämpften.

Sie blickte zagend in das abschreckende Gesicht des Spaniers, aber der Klang der Stimme fand einen Widerhall in ihrem Herzen, die Glut seiner Empfindungen hatte auch sie entzündet — denn ein Mädchenherz ist nie schwächer, als in dem Augenblicke, wo es eine Untreue zu beklagen hat — hier glaubte sie sich beschimpft durch den Verrath ihres Geliebten; in Spanien winkte das stolzeste Glück. — Sie trat dem Versucher näher und reichte ihm die Hand; „Erst Rache", sprach sie leise aber entschlossen, dann —"

„Ja!" rief Don Nigro, „Rache, entsetzliche Rache! aber dann —"

„Dann bin ich Dein!" rief das Mädchen mit fester Stimme.

Ein greller Blitz zuckte durch das Gemach, der den Spanier einen Augenblick wie mit Flammen zu umgeben schien. Entsetzt fuhr Ada zurück, aber die Arme des Spaniers erreichten sie, und sie wild an seine Brust reißend, rief er mit donnernder Stimme: „Du bist mein!"

4.

Es war spät Abends, als eine in einen Mantel gehüllte Gestalt Steen Steenens Wohnung umschlich. Der Sturm saus'te durch die kleinen Gehölze, die hie und da in der Nähe der Bauerhöfe zerstreut lagen, und die Jahde braus'te und tobte, so daß die Schiffer Mühe hatten, die auf dem Flusse liegenden Schiffe vor Zertrümmerung zu bewahren; denn es war zur Flutzeit, und die aus der Nordsee hereinstürzenden Wogen warfen in wilder Wuth die Fahrzeuge an die die Jahde einschließenden Dämme, daß die starken Bohlenwände zitternd erdröhnten. — Aber der Aufruhr in der Natur schien auf die verhüllte Gestalt, in der die Leser wohl schon den Junker Ezzard errathen haben werden, wenig Eindruck zu machen. Er stand unter Steen's Fenstern und horchte verdrießlich auf den Lärm, der aus der Gaststube erscholl, in der die Einwohner von Bant wilde Bachanalien feierten. Lautes Geschrei, unzüchtige Lieder, das Klirren der Krüge und Becher, und dazwischen das Klappern der Würfel und Klingen der Goldstücke hallten wüst durcheinander, und den Junker stimmte es höchst unmuthig, daß die tolle Lust noch gar nicht ihrem Ende nahe zu sein schien. Denn er wußte, daß Alix nicht eher das

Haus verlassen durfte, als bis die Gäste sich entfernt, und der alte Steen das Lager gesucht hatte. Er hörte die immer freundliche und höfliche Stimme des Handelsmanns Joumard, dann wieder wilde Flüche, die über den glücklichen Gewinner ausgestoßen wurden, die dieser aber mit großer Gleichmüthigkeit anzuhören sich bereits gewöhnt hatte.

„Der Teufel hole Dich, Joumard!" schrie eine zornige Stimme, „ich habe meine ganze Habe verloren! Zum Glück aber" — fuhr dieselbe Stimme fort — „liegt mein Bruder auf dem Sterbebette, und ich bin sein Erbe. Darf ich weiter halten, Joumard?"

„Nein", antwortete dieser, „Euer Bruder könnte wieder geheilt werden."

„Nun, so wollte ich, daß Dich die Haifische fräßen, verdammter flandrischer Schurke!" schrie der Andre; „ich will aber noch einen Satz halten! Ich setze meine Seligkeit, was setzest Du dagegen? Ich denke, Du kannst sie gebrauchen."

„Die Eurige nicht"; erwiederte Joumard trocken.

„Ich halte den Satz", sagte eine tiefe Stimme, in der Ezzard die des Spaniers Don Nigro erkannte, „und setze tausend spanische Dublonen dagegen."

Es wurde plötzlich stiller im Hause. „Ein sonderbarer Liebhaber!" erklang es hie und da; „was

will er mit seiner Seligkeit? Das ist ein merkwürdiges Spiel!" — Die Würfel fielen.

„Er hat seine Seligkeit verloren!" erklang es mit einem Male; dann wurde es todtenstill.

„Dummes, lächerliches Zeug!" murmelte Ezzard, während doch ein kalter Schauder durch seine Glieder rieselte.

„Nun, was ist das? Seid Ihr aufs Maul geschlagen?" rief Don Nigro, indem er in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, in das, wie von dämonischer Gewalt bezwungen, plötzlich alle Gäste mit einstimmten.

Da holte der Hammer der nahen Kirchthurmuhr aus und tiefe, weithin hallende Schläge verkündeten die Stunde der Mitternacht.

„Auf, auf! es ist Zeit!" erscholl es jetzt in Steen's Hause, „Gute Nacht, Steen! Gute Nacht Alix! Auf baldiges Wiedersehn."

Ezzard drückte sich schnell an die Seite, und nach kurzer Zeit wurde es ruhiger in dem Hause des Banter Gastwirths. Nur die Knechte und Mägde handthierten noch eine Weile, Tische und Stühle rückend und Krüge und Becher auf die Seite schaffend.

Da knarrte es leise, und Alix, durch die Seitenthür schlüpfend, warf sich in die Arme des ungeduldig harrenden Geliebten.

Sie gingen hinunter an das Ufer der Jahde, wo es jetzt still und heimlich war; denn der Sturm hatte sich gelegt, ruhig glänzte die weiße Scheibe des Mondes am sternbesäeten, wolkenlosen Himmel, und die Fluten der Jahde rauschten, da bereits die Ebbezeit eingetreten war, wieder abwärts dem Meere zu.

„Mein theurer Ezzard,“ sagte Alix, sich innig an den Geliebten schmiegend mit leisem Vorwurfe, unter welch ein entsetzliches Volk hast Du Deine Alix gebracht!“

„Ach, laß das!“ erwiederte Ezzard, „das sind die alten Klagen, die ja doch nichts nützen und ändern können.“

„O, es ist aber zu schrecklich!“ jammerte das Mädchen, „die Menschen spielen um ihre Seligkeit, sie verfluchen sich und verschwören ihre Seelen dem Bösen; und dann der gräßliche Spanier — lache nicht, mein Ezzard; mir wird immer angst und bange, wenn er ins Haus tritt. Wenn ich in sein schreckliches Gesicht geschaut, ist es mir immer, als hätte ich eine Todsünde begangen, und ich gehe in mein Kämmerlein und bete zu der heiligen Jungfrau, daß sie meine Seele bewahren möge. O, lasse Du wenigstens von ihm, mein Geliebter, er wird Dich verderben.

„Don Nigro ist ein kluger und tapferer Mann,

nur nicht so abergläubisch und nicht ganz so fromm wie Du, meine weiße Taube!" lächelte Ezzard.

„Nein, Ezzard, sprich nicht so leichtsinnig; bat das Mädchen; ach, es ergreift mich zuweilen eine unendliche Angst um Dich. — Sieh! ich liebe Dich unsäglich, du weißt es, und kannst leider nicht mehr daran zweifeln," setzte sie mit einem verschämten und zugleich schmerzlichen Lächeln hinzu; „aber zuweilen sehne ich mich doch wieder zurück nach den Ufern der schönen Loire, wo ich schuldlos und fröhlich war, wo ich meinen Rosenkranz betete zu den Füßen der heiligen Jungfrau, und ich meine dann, es wäre besser für Dich und mich, wenn ich dort geblieben wäre, und — Dich nie gesehen hätte." Die letzteren Worte waren, wie es schien, dem Mädchen recht schwer geworden, und mit von leisem Schluchzen unterbrochener Stimme ausgesprochen.

„Ach, laß doch die Grillen!" sagte Ezzard, indem er das Mädchen an seine Brust zog, und ihm die Thränen von den Wangen küßte; „verkümmere mir diese schöne Stunde nicht; sei wieder mein liebendes, muthiges Mädchen, wie damals, als Du der alten bösen Muhme entsprangst, und dem fremden Rittersmann auf das Schiff folgtest, das Dich in seine Heimath führte."

„Ja, mein Ezzard, das war eine schöne Zeit", erwiederte Alix, „aber damals dachte ich mir es an-

ders; Du versprachst, in Deiner Heimath mich zu Deinem Weibe zu machen — das hast Du zwar gethan, aber" —

„Aber ohne den Segen des Priesters abzuwarten; nicht wahr, mein Täubchen?" sprach Ezzard lächelnd, „nun, auch der wird kommen."

„Aber wann, mein Geliebter?" fragte Alix mit sanfter Mahnung.

„In wenigen Monden, denke ich; wenn ich mein eigener Herr, wenn ich Ritter geworden bin, und mir eine eigene Burg erworben haben werde;" antwortete Ezzard mit beruhigendem, ehrlich scheinenden Tone; „bis dahin will ich Dein treuer Buhle bleiben."

„Willst Du, mein Theurer," schmeichelte das liebende Mädchen, dessen leichter und fröhlicher Sinn plötzlich über die trübe Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, siegte; „nun so sollst Du auch einen Kuß bekommen;" und behend sprang sie empor, und preßte glühende Küsse auf seine Lippen.

„Mein süßes Liebchen!" flüsterte Ezzard, ihre Liebkosungen mit gleicher Glut erwiedernd.

„Weißt Du noch," sagte Alix nach einer Weile, „wie Du dort im schönen Frankreich in der Kapelle unsers Dörfchens einst hinter mir knietest! Ich betete andächtig zu den Heiligen, aber Du gottloser Mensch betetest nicht, Du flüstertest mir süße Lie-

desworte zu, und gelobtest mir ewige Treue, wenn ich Dich wieder lieben wolle. Ach! wie klang das so schön! — mein theurer Ezzard, Du hast mir später freilich schon oft wieder Treue geschworen, aber immer klingt es wie Musik mir in den Ohren. O, ich bitte Dich, thu' es auch jetzt."

"Wie, meine Alix, zweifelst Du an mir?" fragte Ezzard vorwurfsvoll.

„Zweifeln! ich?" sagte Alix erschreckt, „Gott im Himmel! wenn ich zweifeln müßte an Dir, an Deiner Treue! Nein, Geliebter, ich kann nicht zweifeln; aber ich höre es so gern, wenn Du es sagst, daß Du treu mich lieben willst, treu, treu bis in den Tod!"

„Nun, so schwöre ich bei jenen goldnen Sternen, und bei dem, der sie regiert, Dir Liebe und Treue bis zum Tode."

Ein heiseres Lachen erscholl in diesem Augenblicke dicht hinter ihrem Rücken.

Alix schrie laut auf; Ezzard riß sein Schwert heraus und wandte sich schnell.

Es war Niemand zu entdecken, nur ein langer Schatten schien sich seitwärts über den Damm hinweg zu ziehen.

"Das war der Spanier"., sagte das zitternde Mädchen, "um Gotteswillen, Geliebter, laß uns gehen."

„Ein Unverschämter war's!“ rief Ezzard mit lauter Stimme, indem er dem Wunsche des Mädchens willfahrte; „weh' ihm, wenn ich ihn finde.“

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander. Es lag eine tiefe Stille über dem ganzen Flecken, nur unterbrochen von dem leisen Wellengemurmel der Jahde, und dem heiseren, melancholischen Gekreisch einiger weißen Möven, die von einer nächtlichen Sturmfahrt auf dem Meere zurückkehrten. Voll und klar schien der Mond herunter, und beleuchtete die Grabsteine und weißen Kreuze auf dem Kirchhofe von Bant und die gothische Kirche mit dem kühn emporstrebenden Thurme, dessen großer, goldener Knopf im weißen Mondscheine wunderbar glänzte und funkelte. Vor der Kirche war ein großer, weiter Platz, an der einen Seite desselben erhob sich eine stattliche Burg mit vielen kleinen Thürmchen; es war das Schloß des Häuptlings von Bant; an der andern Seite befanden sich mehrere kleinere Häuser, und in einem derselben wohnte der alte Will Gloyen mit seinem Weibe und seiner schönen Tochter Adila. Es schien Ezzard, der mit der Französin sich jetzt in der Nähe von Steen Steenens Wohnung befand, und dessen Blicke bis zum Kirchenplatze reichen konnten, als ob ein Licht bald hier bald da leuchtend, sich wie im Kreise um das Haus des alten Will Gloyen bewege. Er wurde

unruhig und geleitete die Französin rasch bis an die Seitenthür, um bald nachsehen zu können, was es bei Gloyens Hause gebe.

„Leb' wohl!" sagte Alix jetzt, den Geliebten noch einmal umarmend.

„Ade, meine Alix!" sagte Ezzard mit einiger Ungeduld.

„Noch ein's, mein Ezzard!" flüsterte Alix, „vergiß es nicht, Dich recht bald nach einer Burg umzusehen, denn ich glaube", sagte sie stockend und ihr Köpfchen verschämt an Ezzards Brust drückend, „es wird bald nöthig sein." — Sie hauchte noch einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen und schlüpfte dann leise durch die wiedergeöffnete Thür ins Haus.

Ezzard stand erstarrt. Das Geständniß, welches die unglückliche Alix ihm im Vertrauen auf seine Liebe und Treue ziemlich unbefangen abgelegt hatte, traf ihn wie ein Blitzstrahl.

Er hatte das muntere Mädchen, das er in Frankreich in einem Dorfe, unweit Nantes, kennen gelernt, anfangs für eine leichte Beute gehalten und geglaubt, es später mit einem reichen Geldgeschenke zufrieden stellen und nach Frankreich zurückschicken zu können. Da sie ihm aber nur im Glauben, daß er sie zu seinem Weibe machen werde, in seine Heimath gefolgt war, so hatte er sie mit schlauer Be-

rechnung in Steens Haus und in ein dienstbares Verhältniß gebracht. Die Nichterfüllung seines Versprechens entschuldigte er leichthin mit seiner von dem Vater abhängigen Lage, die aber, wie er versicherte, bald aufhören werde. Er hoffte nun, sie werde allmälig selbst zu der Erkenntniß gelangen, daß der so hoch über ihr stehende Junker sie nicht heirathen könne; nichts desto weniger glaubte er aber dennoch, sie für seine unlauteren Absichten gewinnen zu können, weil er die innige Liebe kannte, mit welcher das schöne Mädchen ihm zugethan war. Aber er hatte sich geirrt; es fiel dem schuldlosen, mit der Welt unbekannten Mädchen nicht ein, daß der Geliebte ihr die Treue brechen könne, noch weniger dachte sie daran, daß er zu hoch stehe für sie, und nur nach den heiligsten Versprechungen und Betheuerungen, die er gleichwohl nicht zu halten entschlossen war, unter den süßesten Bitten einer treu und innig scheinenden Liebe, war es Ezzard gelungen, über die Tugend des schmählich betrogenen Mädchens zu triumphiren.

Was aber sollte er unter diesen Umständen beginnen, wenn jenes von Alix angedeutete Ereigniß eintrat? Er kannte ihren leichtgereizten, leidenschaftlichen Sinn zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich nicht nach Frankreich zurückschicken lassen werde. „Sie würde eher in die Jahde springen, als beschimpft

nach ihrer Heimath zurückgehen", sagte er gedankenvoll vor sich hin.

„Ei, so laßt sie springen, und wenn sie nicht will, so helft ihr;" sagte eine dumpfe Stimme dicht neben ihm.

„Verdammter Späher!" fuhr Ezzard auf, indem er blitzschnell sein Schwert aus der Scheide riß, „wer bist Du?"

„Laßt stecken, Freund Ezzard", sagte der Spanier ruhig, denn dieser war es, „und laßt uns lieber überlegen, wie dieser schlimme Handel am besten für Euch beigelegt werden kann."

Ezzard hatte nicht übel Lust, gegen Don Nigro aufzubrausen; aber das ruhige Wesen desselben, seine geistige Ueberlegenheit, die er, wie alle seine Cameraden, wenn auch unbewußt und wider Willen, anerkannten, seine eigene mißliche Lage, bestimmten ihn, ruhig zu bleiben und auf die Rathschläge des Spaniers, die, wie er aus mehrfacher Erfahrung wußte, immer sicher und schnell zum Ziele führten, zu hören.

„Nun, werther Don", sagte Ezzard, das Schwert in die Scheide stoßend, „da Ihr doch nun einmal der unberufene Mitwisser meines Geheimnisses geworden seid, was meint Ihr denn von der Sache?"

„Wir wollen das in Ruhe bei einem Becher

Wein besprechen", sagte Don Nigro; „begleitet mich, wenn's Euch beliebt."

Ezzard ging mit dem Spanier, der in der Burg des Ritters Bernefuer wohnte.

Diese lag ziemlich weit außerhalb des Fleckens, in einem dunklen Gehölze, wohin ein nicht sehr breiter, aber bequemer Sandpfad führte. Der fette, klebrige, sogenannte Marschboden machte es in den Jahdegegenden schwierig, ja oft ganz unmöglich, zu Fuß oder auch zu Wagen fortzukommen, weshalb dergleichen Sandpfade, die freilich nur mit großen Kosten herzustellen waren, kreuz und quer das Land durchschnitten. In den weiter von der Jahde entfernt liegenden und ärmeren Gegenden, dem jetzigen Jever= und Butjadingerlande, waren aber solche Sandpfade nicht, und jeder Bauer saß dort zur Herbst= und Winterszeit auf seinem Hofe, wie auf einer Insel und war gänzlich abgeschnitten von dem Verkehr mit der Außenwelt. Erst in jetziger Zeit hat man angefangen, auch in diesen Gegenden solche Pfade, die vor sechs= und siebenhundert Jahren schon in dem vom Meere verschlungenen Lande gebräuchlich waren, anzulegen.

An den Seiten des zur Burg des Ritters Bernefuer führenden Pfades lagen die herrlichsten und üppigsten Wiesen, auf welchen man bei dem hellen Mondscheine eine große Menge von Vieh, Pferde,

Rinder und Schaafe gewahrte, die in dem hohen Grase fast versteckt der nächtlichen Ruhe pflegten. Hier und da standen am Rande des Grabens, der die Wiesen vom Sandpfade trennte, große und starke Pferde, die mit gespitzten Ohren neugierig den Ankommenden entgegensahen und zuweilen durch ein zufälliges Geräusch, vielleicht durch das Klirren eines Schwertes, plötzlich erschreckt, mit fliegenden Hufen das Weite suchten. Mit einemmale aber entstand unter den Thieren eine seltsame Bewegung. Ezzard bemerkte mit Staunen, wie alle fast zugleich emporsprangen, mit hochgehobenen Nüstern in die Luft starrten und sich dann ängstlich, als erwarteten sie einen gemeinsamen Feind, zusammenschaarten.

„Was mag das zu bedeuten haben?" fragte Ezzard befremdet.

„Hört Ihr noch nichts?" fragte Don Nigro zurück; „ich vernahm schon seit einigen Minuten den Heidenlärm in der Luft. Ein treuer Vasall des Teufels, der wilde Jäger, kommt mit dem Wütesheer."*)

In der That vernahm Ezzard jetzt ein fernes Sausen, Brausen und Schnauben, ein wildes Schreien und Rufen, Hundegebell und Peitschengeknall, welches furchtbar schnell sich zu nähern schien.

---

*) Wütesheer, Wütisheer (wüthendes Heer) nannten die Alten die sogenannte „wilde Jagd".

„Don Nigro,“ sagte Ezzard, „ich bin kein Kind, das an Ammenmärchen glaubt, und kein Hasenfuß, der vor Gefahren zurückbebt; aber ich will es Euch nur gestehen — es überläuft mich kalt.“

„Was!“ rief der Spanier mit entsetzlichem Lachen; Ihr schwört mit kaltem Blute in einem Athem hundert falsche Eide, und fürchtet Euch vor Spuck und Gespenstern?“

Ezzard wollte auffahren, aber das Wort erstarb ihm im Munde, denn mit Entsetzen gewahrte er in der Luft ein ganzes Heer von Hirschen und Rehen, die, wie von Todesangst gejagt, in wilder Eile durch die Luft sprengten. Die Thiere auf dem Felde rannten schaudernd umher und brüllten vor Angst.

„Das ist das Wild, das von dem Wütesheer gejagt wird“, rief der Spanier, „gleich kommt dieses selbst.“

Und wirklich sauste jetzt eine Meute Hunde lautbellend dem vorübergezogenen Wilde nach.

„Aha! jetzt kommt der Alte“, rief Don Nigro, „nun wird es auch Zeit für Euch, Junker, werft Euch zur Erde, sonst spießt man Euch, wie einen Hirschbock.“

Ezzard, am ganzen Leibe zitternd, gehorchte. In demselben Augenblicke warfen sich auch die auf

dem Felde umherrennenden Thiere, von ihrem Instinkt geleitet, zu Boden, ihre Köpfe dicht an die Erde haltend. — Und auf schwarzen, gespenstischen Rossen brauste eine Anzahl mit Jagdspießen bewaffneter Reiter unter lautem Hörnerklang und Jagdgeschrei daher. Weit voran jagte auf einem wunderbaren Pferde, mit einem Tigerkopfe und einem gerade zurückstehenden Kuhschweife, ein einzelner Reiter mit einem langen weißen Barte, in hochgehobener Hand den Wurfspieß haltend.

„Gute Jagd, Alter!" rief der Spanier mit lauter, schauerlich tönender Stimme nach oben. — Ein Schrei, wie von Angst und Verzweiflung erpreßt, tönte zurück, und es war, als fürchtete sich selbst die entsetzliche Gespensterschaar, denn mit verdoppelter Hast, als gälte es, den Flammen der Hölle zu entgehen, sauste sie unter entsetzlichem Halloh- und Hussahrufen vorüber.

Ein einzelner Reiter, auf einer fahlen Mähre sitzend, die ganz gemächlich im Schritt ging und sonderbarerweise doch immer dicht hinter dem Wütesheer blieb, schloß den Zug.

„Guten Abend, Gevattersmann!" rief Don Nigro zu ihm hinauf. — Ein grinsendes Lachen war die zurückkommende Antwort.

Es war der Tod, der auf seiner fahlen Mähre dem Wütesheer auf dem Fuße folgte.

„Das ist eine schreckliche Nacht", sagte Ezzard, sich nach einer Weile vom Boden erhebend; er war todtenbleich und der Angstschweiß perlte ihm von der Stirne.

„Ei, ei, Junker Ezzard!" rief der Spanier mit spöttischem Lachen, „solche Furchtsamkeit habe ich Euch nicht zugetraut."

„Laßt das gut sein, Don Nigro", sprach Ezzard finster, „Ihr habt schon Gelegenheit gehabt, mich in Schlachten und Gefechten zu sehen, und kennt mich; aber ich gestehe, daß ich dergleichen Teufeleien und Gespensterhorden gern aus dem Wege gehe. Ihr aber habt in der That gar seltsame Bekanntschaften, um die ich Euch nicht beneide, und käme mein Vater dahinter, so wüßte ich nicht, was Euch vor dem Scheiterhaufen retten könnte."

„Oho! das wäre ein heißes Vergnügen!" rief Don Nigro lachend, „zu welchem ich aber vor der Hand noch keine Lust verspüre. Laßt Euch aber meine Bekanntschaften nicht anfechten", fuhr er fort, „ich habe im Morgenlande von einem Magier einen Zauberspruch gelernt, der mich gegen Teufel und Gespenster sichert, und begegnet mir nun solch' Gesindel, so verhöhne ich es in übermüthiger Laune, weil ich weiß, daß es mir nichts anhaben kann; das ist Alles."

Mit dieser Erklärung war Ezzard vollkommen

zufrieden, denn schon oft hatte er von Amuletten, Talismännern und ähnlichen Dingen gehört, die der Macht böser Zauberei entgegenwirken sollten, und solche Schutzmittel waren keineswegs unerlaubt.

„Ich erinnere mich, früher schon von dem Wüteßheer gehört zu haben", sprach er jetzt; „es soll den Gegenden, worüber es hinzieht, nichts Gutes bringen."

„Gutes sicherlich nicht", lachte der Spanier.

„Ha! rief Ezzard, wir ziehen in wenigen Tagen hinaus gegen die Würdeleher, die uns Vieh von unsern Weiden geraubt haben; sollten wir geschlagen werden —"

„Vielleicht", sagte der Spanier, „vielleicht aber auch nicht; denn das Wütesheer ist auch über Würdelehe gezogen. Kriegsunglück kann es also nicht verkündet haben."

Sie waren unter diesen Gesprächen bei der Burg des Ritters Bernefuer angelangt, welche von einem breiten Graben rings umgeben war. Auf ein vom Spanier gegebenes Zeichen wurde die Zugbrücke niedergelassen und sie schritten über dieselbe, von einem alten Kriegsknechte begleitet, in die Burg. — Don Nigro ging bis hin zu seinem Gemache dem Junker voran, und im Augenblicke, als er es betrat, verschwand eine männliche Gestalt, von Ezzard unbemerkt, durch eine Seitenthür. Eine hohe Lampe, auf einem in der Mitte des Gemachs befindlichen

Tische stehend, verbreitete ein düsteres, unheimliches Licht und es dünkte Ezzard, als schwebten in dem zitternden, bald hell, bald trüb flackernden Scheine, der von demselben ausging, allerlei Larven und Fratzen, die ihre glühenden Augen unabänderlich auf ihn gerichtet hielten. Er schob dieses auf Rechnung seiner erhitzten Phantasie, aber dennoch blickte er mit Erstaunen umher. Er war schon oft in der Burg des Ritters Bernefuer gewesen, aber dieses Gemach hatte er nie betreten; auch auf dem Wege dahin war ihm Alles fremd vorgekommen, und selbst der alte Kriegsmann, der sie begleitet hatte, war ihm nur als ein verstümmeltes Conterfei des Knappen Jans erschienen, den er sehr wohl kannte.

„Der Ritter scheint seine Burg seltsam verbaut zu haben, seit ich sie zum letzten Male gesehen", sagte Ezzard.

„Kann sein", erwiederte Don Nigro gleichgültig, „ich gebe wenig Acht auf dergleichen. — Setzt Euch indessen, Junker."

Während Ezzard einen Schemel zum Tische rückte, nahm der Spanier aus einem Wandschranke Becher und einen Krug mit Wein, welche er auf den Tisch stellte und dann selbst an demselben Platz nahm.

Der Junker fühlte sich von den Erlebnissen dieser Nacht erschöpft und angegriffen, und um in eine

bessere Stimmung zu kommen, stürzte er rasch einige Becher Wein hinunter, die dann auch die beabsichtigte Wirkung hervorbrachten; er fühlte sich freier und heiterer, so daß er sogar über das eben erlebte Abenteuer lachen, und selbst die Angst, die er empfunden hatte, verspotten konnte. Aber plötzlich wurde er wieder ernst, denn er bedachte, welche Veranlassung ihn hierher geführt, und sich zu dem Spanier wendend, sagte er mit einiger Beklommenheit:

„Nun, Don Nigro, habt Ihr vergessen, weshalb ich hier bin, und wißt Ihr mir guten Rath zu geben?"

„Ich hoffe es", sagte der Spanier, nur auf die letztere Frage eingehend; „aber es ist nöthig, daß wir uns zuvor über Eure Angelegenheit etwas näher verständigen."

Ezzard antwortete nicht, denn er wußte, daß der Spanier alle seine Verhältnisse kannte, und so erwartete er, welche Dinge zu erörtern dieser für nöthig finden würde.

„Liebt Ihr die kleine Französin?" fragte Don Nigro jetzt.

„Ja, ja", erwiederte Ezzard unmuthig, „ich liebe sie, aber ich bedauere sie noch mehr, als ich sie liebe."

„Könnt Ihr sie zu Eurem Weibe machen?" fragte der Spanier weiter.

„Zu meinem Weibe?“ rief Ezzard zornig, „Ihr scheint zu vergessen, Herr Ritter, wer sie ist und wer ich bin. Eine niedere Magd, die Tochter eines französischen Lanzenknechts, und der Sohn des Häuptlings von Bant! Mein Vater würde mich mit eigener Hand ermorden, wenn er solchen Schimpf zu fürchten hätte.“

„Nun wohl“, fuhr Don Nigro gelassen fort, „zu Eurem Weibe könnt und wollt Ihr sie nicht machen; habt Ihr aber Hoffnung, daß Ada Okkena Euch Vergebung angedeihen lassen werde, wenn ein gewisser Fall eintreten sollte?“

„Die stolze Ada? Nein, nie!“ erwiederte Ezzard.

„Oder daß doch die schöne und fromme Adila Euern Fehltritt verzeihen werde?“ sagte der Spanier.

„Nein, nein; und gerade ihrer Frömmigkeit wegen vermöchte sie es nicht. Aber zum Teufel, Ritter, Eure Fragen sind eben nicht angenehm, antwortete Ezzard.

„Habt Ihr denn vielleicht Ursache zu glauben, daß Ihr die Französin mit guter Manier von hier entfernen könnt?“ fragte Don Nigro mit unerschütterlichem Gleichmuthe weiter.

„Auch das nicht!“ rief Ezzard, dem diese Fragen im höchsten Grade peinigend waren, weil er keine andere als unbefriedigende Antworten darauf geben konnte.

„Nun, was gedenkt Ihr dann zu beginnen, um Euch aus der Patsche zu helfen?“ fragte Don Nigro ruhig.

„Wenn ich das wüßte, Herr Ritter“, erwiederte Ezzard, ungeduldig werdend, „so hätte ich Eurer wahrlich nicht bedurft.“

„Ich will Euch sagen, was geschehen muß“, sprach der Spanier kalt, „die Französin muß sterben.“

Ezzard machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Es bleibt Euch kein anderer Ausweg“, fuhr der Spanier ruhig fort; „bedenkt Alles, was wir so eben gesprochen. Bedenkt auch, welchem trostlosen Schicksal Eure schöne Alix entgegen gehen würde. Würdet Ihr sie schützen können vor der Rache Eures Vaters, oder vor der der stolzen Ada? Bedenkt das Alles und dann urtheilt, ob ein schneller Tod nicht eine Barmherzigkeit wäre für sie.“

„Nein, nein! sie soll nicht sterben!“ rief Ezzard, mit großen Schritten auf- und niedergehend.

So verderbt und verbrecherisch leichtsinnig der Junker auch war, und so wenig eine sonstige Frevelthat sein Gewissen beängstigte, so bebte er doch vor einem Morde zurück, und der Gedanke, das unglückliche, ihm blind vertrauende Mädchen zu tödten, war ihm gar zu gräßlich und er verwarf ihn mit Schaudern.

„Wenn Ihr keinen bessern Rath wußtet“, rief

er barsch, „so hättet Ihr Euch die Mühe sparen sollen.“

„Freilich weiß ich auch einen besseren“, rief Don Nigro mit höhnischem Lachen, „der Euerm edlen und weichen Herzen mehr zusagen wird. Laßt der Sache ihren Lauf! — Die schöne Alix bringt Euch dann einen Bastard; Euer Vater läßt die leichtfertige Dirne greifen, auf öffentlichem Markte peitschen und dann hinausstoßen in die Fremde; die weichherzige Ada reicht ihr zuvor vielleicht noch aus besonderer Barmherzigkeit einen Abschiedstrunk, der alle Schmerzen der armen Dirne auf ewig stillt, dann sagt sie von Euch sich los und heirathet den guten Hillmer; die fromme Adila endlich grämt sich zu Tode, oder sie geht in ein Kloster; das letztere wäre nun freilich nicht übel für Euch, denn das gute Kind würde für Euch beten.“

Der Spanier schwieg und betrachtete den Junker mit tückischem Lächeln. „Habt Ihr einen Entschluß gefaßt?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja“, rief Ezzard mit fester Stimme, „den, daß ich sie nicht tödten werde.“

„Das ist ein sehr großmüthiger und menschlicher Entschluß!“ rief Don Nigro lachend; „kommt Junker, laßt uns auf einen glücklichen Ausgang anstoßen.“ — Er goß bei diesen Worten, ohne daß Ezzard es

gewahrte, rasch den Inhalt einer kleinen Phiole in den noch vollen Becher seines Gastes.

„Wartet noch einen Augenblick!" rief Don Nigro, indem Ezzard, der in Gedanken verloren zu sein schien, mechanisch den Becher ergriff; „kennt Ihr dies Bild?"

„Ada!" sagte Ezzard, das Bild in die Hand nehmend und gleichgültig betrachtend.

Darauf erklangen die Becher und beide tranken.

Ezzard ließ sich wieder nieder auf seinen Schemel, er hatte Ada's Bildniß noch in der Hand und starrte es gedankenlos an; aber allmälig wurden seine Augen leuchtender, eine dunkle, fieberische Glut überzog sein Gesicht, sanfte und leidenschaftliche Gefühle drückten sich im schnellen Wechsel darauf aus, und sein ganzes Wesen schien in einer wunderbaren Spannung zu sein.

Der Spanier beobachtete ihn mit lauernden Blicken; dann streckte er den Arm aus, als wolle er das Bild wieder zu sich nehmen.

„Was wollt Ihr!" rief Ezzard aufspringend, während er doch seine Augen nicht losreißen konnte von dem Bilde; „Ihr wollt mir dies Bild rauben? Ha! ich lasse es nicht! Auf Tod und Leben will ich darum kämpfen!"

„Beruhigt Euch", sagte Don Nigro; „es ist

ja das Bildniß Eurer Braut; ich lasse es Euch gerne, wenn Ihr es wünscht."

„Ja, es ist meine Braut!" rief Ezzard in wilder Glut; „mein soll sie sein, und müßt' ich mit dem Himmel und der Hölle um sie ringen!"

„Nicht Himmel und Hölle, die schöne Alix wird mit Euch um Ada ringen!" sagte der Spanier lachend.

„Alix!" rief Ezzard verstört, indem die Erinnerung an die unglückliche Französin in ihm auftauchte. „Was sagtet Ihr doch noch, Don Nigro? Sie müßte sterben — Richtig! ja, jetzt besinn' ich mich — Sie soll auch sterben! — Ich will sie tödten — ich, ich! — Spanier, ich morde Dich, den Hillmer — ich morde den Priester am Altar, wenn er mir Ada rauben wollte." — Er rannte plötzlich nach der Thüre.

„Fort, fort!" schrie er wilder und heftiger, „ich muß die Luft athmen, die sie umgiebt; ich will wachen an ihrer Schwelle! Laßt mich hinaus, Don Nigro!" — Er stürzte fort, der Spanier folgte ihm, und nachdem die Zugbrücke gefallen war, eilte der Unglückliche im wilden Lauf von dannen.

Als der Spanier in sein Gemach zurückkehrte, empfing ihn der Handelsmann Joumard, der während Ezzards Anwesenheit sich in dem Seitengemach befunden hatte.

„Was ist das, Joumard!“ rief ihm Don Nigro unwillig entgegen; „hast Du mich nicht besser verstanden? Er ist wahnsinnig geworden; das wollte ich nicht.“

„Seid unbesorgt, edler Ritter“, erwiederte Joumard ehrerbietig, während zugleich eine unverkennbare innere Angst auf seinem Gesichte sich spiegelte; „das ist nur die erste Wirkung, die kaum eine Stunde anhält; darauf aber kehren Besonnenheit und Ruhe vollständig zurück, und nur eine tiefe, verzehrende, immer wachsende Liebe zu dem Gegenstande, der während der Wirkung des Trankes vor die Augen tritt, bleibt.“

„Bist Du Deiner Sache gewiß?“ fragte Don Nigro.

„Vollkommen“, erwiederte der Kaufmann; „die alte Odrada hat mich nie getäuscht, und meine Erfahrungen in diesem Punkte —“

„Ja, ja, ich kenne Dich“, sagte der Spanier mit grinsendem Lächeln; „und wenn das Mittel sich bewährt, so wird Dein Lohn Dir nicht entgehen. Wie steht es mit der andern Sache?“

„Ich habe an dem Hause des alten Will Gloyen eine Hinterthür gefunden, die mit leichter Mühe von Außen geöffnet werden kann“, antwortete Joumard.

„Gut, sehr gut“, sagte Don Nigro; „Du kannst Dich weiterer Aufträge gewärtig halten und jetzt gehen.“

Mit einem Satze, als entspränge er der Höhle eines Tigers, war der Kaufmann zur Thür hinaus, und erst dann, als er wieder im Freien war, fiel die furchtbare Angst, die er in der Nähe des Spaniers empfunden hatte, von seiner Seele.

„Das ist der ...... oder sein Spießgeselle", sagte er, nachdem er einige Schritte gegangen war, tief aufathmend und sich ängstlich umsehend. Mit namenlosem Entsetzen gewahrte er nun, daß das Schloß, welches er so eben verlassen hatte, verschwunden war, und nur in weiter, weiter Ferne bemerkte er das kleine Gehölz, in dessen Mitte, wie er wußte, die Burg des Ritters Bernefuer gelegen war.

Einen Augenblick noch starrten seine Blicke in die Weite; dann aber ergriff ihn eine entsetzliche Angst, und, wie von Furien gepeitscht, rannte er von dannen.

5.

In der Mitte des Fleckens Bant befand sich ein ziemlich großer freier Platz; er war umgeben von der Kirche, die aber nicht unmittelbar denselben begrenzte, denn nur ein schmaler Pfad lief von dem Platze aus und dieser führte in die Kirche — von

der Burg des Häuptlings von Bant, des alten strengen Folko Folkena und einigen größeren und kleineren Häusern, in welchen minder begüterte Einwohner von Bant wohnten, zu denen auch der alte Will Gloyen gehörte, dessen Name schon einige Male in dieser Geschichte vorgekommen ist. Dieser Platz war gewissermaßen der Marktplatz des Fleckens, denn die fremden Kaufleute brachten bei ihrer Ankunft ihre Waaren dahin, die sie dann auf großen, nur von langen Brettern zusammengefügten Tischen den Einwohnern des Fleckens zur Schau legten und zu hohen Preisen verkauften. Außerdem diente der Platz auch zum Sammelplatz der streitbaren Männer von Bant, auch hielt der Häuptling nicht selten Gericht auf demselben, bei welchen Gelegenheiten stets der Henker zugegen sein mußte, um die gefällten Urtheile, die fast immer auf Tod lauteten, sofort zu vollziehen.

Es ist Morgen, und auf dem so eben näher bezeichneten Platze herrscht ein lautes Treiben; die Kaufleute bieten in barbarischem Deutsch den Vorübergehenden ihre Waaren an; Käufer und Nichtkäufer, zu welchen letzteren größtentheils die jüngeren reichen Männer gehören, die, bevor sie ins Wirthshaus gehen, den Markt zu besuchen pflegen, schlendern auf dem Marktplatze umher. Von der Kirche her kommt ein frommer Pater in einfacher schwarzer Tracht; wie er die große Menge der jungen Leute

bemerkt, die den Marktplatz bevölkern, scheint er unschlüssig, ob er seinen Weg verfolgen, oder umkehren soll; aber er entschließt sich zu dem Ersteren und gleich darauf sehen wir ihn den Platz betreten. Ein trauriger Ernst spiegelt sich in seinem Gesichte, als er die spöttischen und höhnenden Reden der ihm Begegnenden hört. „Seht, wie der Pfaffe die Augen verdreht! Er sieht so grimmig aus, als hätte er eben einen Ketzer gefressen, und wäre noch nicht satt geworden! Geh ihm aus dem Wege, Hillmer, er ist jetzt gefährlich." — Die Umstehenden brechen in ein lautes Gelächter aus und gehen, scheinbar ängstlich, dem Pater aus dem Wege. Dieser aber sieht die ihn Verhöhnenden mit unaussprechlich traurigen Blicken an. „Die Gnade des Herrn sei mit Euch!" sagt er sanft und geht vorüber, indem er den Weg nach dem Hause des alten Will Gloyen einschlägt.

An der Thür empfing ihn Will Gloyen's Tochter, die schöne Adila, dem Pater zum Willkomm die kleine, weiße Hand entgegen haltend, welcher dieselbe herzlich drückte und die Jungfrau nach damaliger Sitte auf die Stirne küßte.

„Guten Morgen, ehrwürdiger Pater Donatus", sagte Adila nach dieser Begrüßung; „ich habe Euch schon gestern erwartet. Sie öffnete bei diesen Worten die Thür des Wohnzimmers, in welchem ihre

Eltern und eine alte Magd sich befanden, welche mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren.

„Eine sterbende Frau ließ mich gestern rufen", entgegnete der Pater, während er eintrat und die Anwesenden begrüßte, „ich eilte zu ihr, um ihr den Trost der Kirche zu bringen, aber —"

„Sie war bereits gestorben, nicht wahr?" sagte Adila traurig.

„Nein", antwortete der Pater mit tiefer Trauer, „sie starb erst am Abend, ohne das heilige Sterbesakrament empfangen zu haben."

Adila sah ihn ängstlich und mit fragenden Blicken an.

„Ihr Gatte", fuhr der Pater Donatus fort, „ließ mich, den Diener der heiligen Kirche, zum Hause hinauswerfen, indem er mir zurief: seine Frau werde schon ohne Pfaffengeschwätz in den Himmel kommen, falls es einen gäbe. Verzeihe mir Gott die Sünde, daß ich dem bösen Manne die sündhafte Rede nachspreche."

Bei diesen Worten machte der Pater das Zeichen des Kreuzes; die andern im Gemache anwesenden Personen thaten dasselbe. Darauf aber sprang der alte Will Gloyen, ein siebenzigjähriger, aber noch rüstiger Greis von seinem Sitze auf. „Pater Donatus!" rief er, während sich unwillkürlich Grauen und Zorn auf seinem Gesichte ausdrückten, „mir

graut vor meinen eigenen Landsleuten; wohin wird diese Gottlosigkeit führen?"

„Sünde und Gottlosigkeit", antwortete der Pater, „führen ins Verderben; aber hoffen wir noch, daß der Herr die Seelen der Verblendeten erleuchten und sie auf den Pfad der Tugend zurückführen werde."

„Nein, nein, Pater", sagte Will Gloyen, „ich hoffe nichts mehr von dem übermüthigen Volke. Es ist durch Pracht und Wohlleben verstockt und verdorben, gleichwie das Volk von Sodom und Gomorrha; und wie der Herr einst Gericht hielt über dieses, so wird er auch Gericht halten über das sündenbeladene Volk, unter welchem wir leben."

„Der Herr ist gütig und gnädig und seine Langmuth währet ewiglich", sagte Pater Donatus, die Hände faltend, mit sanfter Stimme; „beten wir für die Unglücklichen, aber vermessen wir uns nicht, des Ewigen Wege bezeichnen zu wollen." — Bei diesen Worten entblößte der Pater sein Haupt und Alle bewegten wie zu stillem Gebete die Lippen. Nach einigen Augenblicken trat Will Gloyen auf den Pater zu und nachdem er ihm wie um Verzeihung bittend die Hand gedrückt hatte, verließ er das Zimmer, um seinen Geschäften nachzugehen. Auch seine Frau und die alte Magd folgten bald darauf seinem Beispiele, und der ehrwürdige Pater und die schöne Adila blieben allein im Gemache zurück.

Adila hatte am Fenster Platz genommen; ihre kleinen weißen Finger trommelten mechanisch an den kleinen mit Blei eingefaßten Fensterscheiben, die auf den Hof hinausgingen, und ihre Augen schauten sinnend hinauf zu den grauen Herbstwolken, die stürmische Westwinde vom Meere her weiter ins Land führten. Die Blicke des Pater Donatus hatten schon seit einiger Zeit mit Wohlgefallen, aber auch zugleich mit tiefem Ernste auf dem rührend schönen Angesichte des Mädchens gehaftet; er wußte es, welche Gedanken die reine Seele der Jungfrau bewegten und mit dem tiefsten Schmerze erfüllte es ihn, daß diese Gedanken einem Unwürdigen galten, der um so gefährlicher war, als er die innere Nichtswürdigkeit unter der Maske einer wahrscheinenden Zärtlichkeit und gutmüthigen Treuherzigkeit zu verbergen wußte. Zudem war er von einer vollendeten Körperschönheit, die so leicht die Augen der Weiber besticht, welche unter der schönen Form so gern auch eine schöne Seele verborgen glauben. Es war Ezzard, wie wir auch bereits wissen, welchen Adila liebte, und Pater Donatus war in das Geheimniß ihrer Liebe eingeweiht, welches aber so ziemlich schon ein öffentliches Geheimniß genannt werden konnte, denn der leichtfertige Junker, welcher es mit der tugendhaften und schönen, aber nur armen Jungfrau am wenigsten treu und redlich meinte, hatte bald

gegen den einen, bald gegen den andern von seinen Bekannten über dieses Liebesverhältniß gesprochen, und so war dasselbe, wie wir im Verlauf dieser Geschichte gesehen, keineswegs unbekannt geblieben.

„Meine liebe Tochter", sprach der Pater nach einer langen Weile, „ich sehe Dich so ernst und so gedankenvoll." —

Adila antwortete nicht, aber ihr tiefblaues, schwärmerisches Auge sah wie um Nachsicht bittend zu dem Pater hinüber.

„Sonst war es anders", fuhr der Pater fort, „wenn ich müde von der Ausübung meiner strengen Berufspflichten, oder gebeugt von der Verderbtheit der Menschen bei meinem lieben Taufkinde einsprach, da wußte es den schwachen Diener des Herrn durch heiter kindliches Gespräch zu erquicken und ihm den Gram und Kummer von der Stirne zu scheuchen."

Adila war aufgestanden und indem sie bemüht war, die Thränen, welche ihr plötzlich in die Augen getreten waren, zu zerdrücken, trat sie dem Pater näher und ergriff die dargebotene Hand desselben.

„Habt Geduld mit mir, ehrwürdiger Pater", sagte sie mit weicher, flehender Stimme, „es wird ja mit Gottes Hülfe noch Alles wieder gut werden." Sie kniete bei diesen Worten vor dem Pater nieder, welcher seine welke, zitternde Hand segnend auf den blonden Lockenkopf des Mädchens legte.

„Täusche Dich nicht, meine gute Tochter", sagte er darauf; „nichts wird wieder gut, so lange die Seele schwach bleibt, so lange sie nicht den Lockungen der Welt und der Menschen widerstehen kann. Du, meine Tochter, bist beherrscht von einer Neigung, welche sündhaft ist, weil der Gegenstand derselben ein sündhafter. Bitte Gott, meine Tochter, daß er Dir Kraft gebe, diese Neigung zu unterdrücken."

„Heiliger Gott!" rief Adila aus, „ich soll Gott bitten, daß er mir den Himmel raube, den ich im Herzen trage! Wie darf, wie kann ich um das bitten, was mir den Tod bringen würde."

„O, meine Tochter", sagte Pater Donatus ernst und traurig, „wie betrübst Du mich! Ist es denn nicht besser, der Leib gehe verloren, denn die Seele?"

„Ehrwürdiger Pater", antwortete Adila mit ängstlicher Hast, „ich habe Vertrauen zu Euch, zu Eurer Einsicht und Erfahrung, aber — verzeiht Eurem armen, unglücklichen Kinde dieses Wort — Ihr seid nicht allwissend, jeder Mensch, und wäre er der weiseste von allen, kann sich irren. Würdet Ihr es vor Gott verantworten können, wenn Ihr Ezzard verkannt, wenn Ihr zwei Herzen von einander gerissen hättet, die Gott vielleicht für einander bestimmt hatte?"

„Mein armes Kind", sagte Pater Donatus mit tiefer Rührung, „mich jammert Dein in der tiefsten Seele, aber ich darf, um Dir Gram und Schmerz zu ersparen, nicht Dein unsterblich Theil gefährden lassen. So wisse denn, daß der verbrecherische Junker, der Dir Liebe heuchelt, auch zugleich um die Tochter des reichen Okkena wirbt."

„Sein Vater wünscht diese Verbindung", wandte Adila schüchtern ein; „er gehorcht ihm nur zum Schein, aber er liebt die reiche Ada nicht, welche auch ihn nicht liebt."

„Die stolze Ada", antwortete der Pater, „liebt nur sich selbst und irdischen Glanz; aber, meine Tochter, was habe ich hören müssen! Also Du weißt es, daß der Sohn den Vater betrügen will, und machst Dich als Mitwissende selbst theilhaftig seiner Schuld?"

„Verzeiht, mein Vater", erwiederte Adila beschämt, „der alte Häuptling ist streng und stolz, und Ezzard fürchtet es, so lange er von ihm abhängig ist, ihn zu reizen. Aber ich trage den Verlobungsring von ihm am Finger und er hat mir mit den heiligsten Eiden seine Treue gelobt."

„Gott hat den Meineid gehört", sagte der Pater sich bekreuzend, „aber er verhüte, daß Du nicht in dies Lügengewebe verstrickt und ins Verderben geführt werdest! Glaube mir, meine Tochter, wenn

der stolze, heuchlerische Junker je ein Mädchen als sein eheliches Gemahl heimführt, so ist es die reiche Ada Okkena."

„Unmöglich!" flüsterte Adila, während doch eine Todtenblässe ihr reizendes Angesicht überzog.

Pater Donatus betrachtete mit kummervollen Blicken das unglückliche Mädchen, das einer geknickten Lilie gleich das schöne Haupt sinken ließ, und er schien unschlüssig, ob er die schwere Prüfung noch verlängern solle. Bald aber war er entschlossen. „Es ist besser", sagte er leise, „sie leert den Leidenskelch auf einmal, als daß ihr noch der Rest einer trügerischen Hoffnung bleibt."

„Meine Tochter", sagte er nun mit sanfter Stimme, „Du bist noch nicht ganz von der Treulosigkeit Deines Geliebten überzeugt, und ich habe es mir gelobt, Dir diese traurige Ueberzeugung zu geben, weil ich verantwortlich bin für das Heil Deiner Seele, die ich retten will vor den Verlockungen der bösen Lust und der Falschheit."

„Sprecht, ehrwürdiger Vater!" sagte Adila mit stiller Ergebung.

„Nun denn, meine Tochter", fuhr Pater Donatus fort, „möge Gott Dein krankes Herz stärken, daß meine schlimme Botschaft es nicht zerbreche." Der Pater faltete bei diesen Worten die Hände zum Gebet, dann fuhr er fort: „Der Junker betrügt

nicht bloß Dich und die Tochter Okkena's, er betrügt auch noch ein armes leichtgläubiges Mädchen, welches ihm von Frankreich hierher gefolgt ist und als Magd in dem Hause des Gastwirths Steen Steenen lebt."

„Dieses Mädchen ist die Tochter eines Kampfgenossen Ezzards, dem er auf dem Todbette versprochen, für sein Kind zu sorgen!" rief Adila begütigend dazwischen.

„Es ist dies eine Lüge, wie alles Andere, was Dir der Junker gesagt", antwortete der Pater, „ich selbst habe gesehen, wie Ezzard mit diesem Mädchen bei nächtlicher Stunde an dem Ufer der Jahde lustwandelte, und meine eigenen Ohren haben die gegenseitigen Liebesschwüre des Paares gehört."

„O heilige Jungfrau!" rief Adila mit herzzerschneidendem Tone, und bewältigt von ihren Gefühlen sank sie dem Pater fast bewußtlos in die Arme.

Pater Donatus war selbst tief erschüttert, Thränen drangen aus seinen Augen und mit unaussprechlicher Wehmuth blickte er auf das schöne, leidende Mädchen, dessen Herzen er vielleicht den Todesstoß gegeben.

„Meine fromme Tochter", sagte er nach einer langen Pause, während welcher die Jungfrau einige Fassung wiedergewonnen hatte, „beruhige Dich; die Religion hat lindernden Balsam für alle Wunden,

und der Allweise hat Dir diese schwere Stunde nur zu Deiner Seele wahrem Heile gesandt."

„Gott möge Ezzard die Sünde vergeben", sagte Adila mit frommer Entsagung, während ein Strom von heißen Thränen über ihre bleichen Wangen herabrollte, „möge er glücklich sein mit derjenigen, die er wirklich liebt; die arme, unglückliche Adila wird seiner Liebe nicht entgegen treten."

„Nenne die sündhaften Gefühle des Junkers Ezzard nicht Liebe", eiferte der Pater; „wie könnte Liebe Raum haben in der Brust eines Gottlosen. Ja, meine Tochter, er und das ganze Volk dieser Gegend haben sich von Gott gewandt, sie dienen dem Bösen, der brüllend umhergeht und seine Opfer sucht; wie es mir dunkle Träume zu Zeiten offenbaren, und wenn ich jenen räthselhaften Spanier sehe, der sich Don Nigro nennt, so ergreift mich ein heiliger Zorn, aber zugleich ein namenloses Entsetzen, das mich ihn fliehen heißt."

„Ehrwürdiger Vater", sagte Adila mit bebender Stimme, „Ezzard verkehrt viel mit diesem schrecklichen Manne, vor welchem auch ich zusammenschaudere, wenn ich ihn sehe. O, warnt den Unglücklichen vor diesem Menschen, der ihn vielleicht noch ganz verderben wird."

„Es ist sein Spießgeselle", antwortete der Pater, „die Wege des einen sind die des andern; ich habe

Ezzard und meine ganze Heerde oft, oft gewarnt; meine Worte wurden verlacht, ich selbst verhöhnt und nicht selten mißhandelt; nur die Gnade Gottes kann hier helfen."

„Wer aber ist jener räthselhafte, unheimliche Mensch", fragte Adila, „der bald mit den Rittern und Junkern, bald mit dem Volke verkehrt, und der — —"

„Wo er sich auch zeigen mag", fuhr der Pater, dem Mädchen das Wort abnehmend, mit zornigem Eifer fort, „immer zu einem Verbrechen, zu ruchlosen Thaten, zu wahnsinnigen Ausschweifungen, zur Verhöhnung unserer heiligen Kirche, zur Lästerung des ewigen Gottes das sündenbeladene Volk verleitet! Wer er ist? Forsche nicht, meine Tochter; Gott kennt ihn, und wehe, dreimal wehe dem Volke, in dessen Mitte er weilen darf."

Pater Donatus bekreuzte sich, nachdem er diese Worte gesprochen, und auch Adila, die ihm mit ängstlicher Spannung gehorcht, that unwillkührlich ein Gleiches.

In diesem Augenblicke ertönte vom Markte her ein kriegerischer Lärm; man hörte das Stampfen und Wiehern der Rosse, das Klirren der Waffen, die Commandorufe der Befehlshaber, und Pater Donatus und Adila sahen, wie die streitbaren Männer von Bant, deren Zahl sich nahe an tausend belaufen

mochte, sich auf dem Marktplatze zu Fuß und zu Roß in langen dicht geschlossenen Reihen aufstellten. Der alte Häuptling von Bant, Folko Folkena, ein hoher Greis mit silberweißem Haar und buschigen Augenbrauen, unter welchen ein Paar dunkle Augen finster und zornig hervorblitzte, hielt unbeweglich auf seinem schweren friesischen Schlachtrosse an der Spitze des Haufens und ertheilte dem Ritter Bernefuer, so wie mehreren andern unteren Befehlshabern seine Befehle, welche dann die Reihen hinuntersprengten, um den Willen des Häuptlings den Anführern der verschiedenen Trupps kund zu thun. Auch Don Nigro, auf einem schwarzen Rosse sitzend, war in der Nähe des Häuptlings zu sehen; er unterhielt sich dem Anscheine nach in lustiger Weise mit einem Reiter in schöner stahlblauer Rüstung, in welchem Adila mit einem aus tiefster Seele kommenden Schmerzenslaut den Junker Ezzard erkannte. Dieser aber schien nicht in so heiterer Stimmung zu sein, wie der Spanier; er war ernst und bleich und aus seinen Augen blickte ein düsteres, unheimlich schwärmerisches Feuer. Der Häuptling blickte manchmal wie in zorniger Verwunderung zu seinem Sohne hinüber, der ganz gegen seine Gewohnheit sich heute gar nicht um die Anordnungen zum bevorstehenden Feldzuge bekümmerte, sondern theilnahmlos dareinschaute und nur mechanisch sein muthiges, unruhiges

Roß zu bändigen suchte. — Bald darauf gab der Häuptling das Zeichen zum Aufbruch und die Streitmacht des Banter Fleckens setzte sich in Bewegung und zog hinaus gegen Würdelehe, deren Bewohner für einen an den Bantern verübten Viehraub eine strenge Züchtigung erfahren sollten.

„Da ziehen sie hin", sagte der Pater, als die letzten Reihen an Will Gloyens Hause vorübergezogen waren, und das Schmettern der Kriegshörner mehr und mehr verklang; „da ziehen sie hin so siegessicher und stolz, und vielleicht hat schon der Herr in seinem Rathe beschlossen, sie in die Gewalt ihrer Feinde zu geben, vielleicht schickt er seine Engel, die mit feurigen Schwertern ihre Reihen niedermähen sollen und keiner bleibt übrig, der ihres Verderbens Kunde uns zurückbringen könnte."

„Haltet ein, Pater Donatus, um Gotteswillen!" rief die fromme Adila, „denkt doch an Eure eigenen Worte, die Ihr vorhin meinem alten Vater zuriefet: „Der Herr ist gütig und gnädig und seine Langmuth währet ewiglich"."

Pater Donatus faltete die Hände und wiederholte mit einer Mischung von Scham und Reue diese letzteren Worte: dann legte er tief gerührt seine Hand auf das Haupt des schönen Mädchens und sagte mit weicher zitternder Stimme: „Gott segne Dich, meine Tochter, und mir, seinem unwür-

digen Diener, vergebe er in seiner Gnade das rasch gesprochene Wort, das sich vermaß, seine Wege bezeichnen zu wollen.“ Nachdem der Pater diese Worte gesprochen, reichte er der Jungfrau die Hand, auf welche diese in kindlicher Ehrerbietung die Lippen drückte.

„Lebe wohl, meine Tochter“, sprach er dann, indem er sich zum Heimgange anschickte, „ich habe in dieser Stunde Deinem Herzen wehe thun müssen, aber ich hoffe zu Gott, daß es zu Deinem Heile geschehen ist.“

Adila antwortete nicht, aber ihre Thränen, die über die blühenden Wangen hernieder flossen, sagten dem Pater, daß ihr Herz der Zeit bedürfe, um den Schmerz über das zertrümmerte Liebesglück zu verwinden; er versuchte es deshalb auch nicht, ihr aufs Neue mit Worten des Trostes zuzureden, und nachdem er zum Abschiede die weiße Stirne der Jungfrau geküßt, entfernte er sich langsamen Schrittes, um zu seinem Kloster zurückzukehren.

6.

Es waren einige Tage nach diesem Vorgange verflossen, als in Bant ein tolles, freudiges Treiben herrschte. Jubelnd und singend durchzogen die Rit-

ter, Junker und auch die übrigen Bewohner des Fleckens die Straßen und kehrten bald hier, bald da in die Wirthshäuser ein, mit welchen Bant reichlich versehen war. Die Streitmacht des Fleckens war nämlich siegreich aus der Fehde gegen die Würdeleher zurückgekehrt, welchen letzteren sie außer dem geraubten Vieh ganze Schaaren von Pferden, Ochsen und Schafen, so wie Waffen und Geld und außerdem noch eine ansehnliche Zahl von Gefangenen abgenommen hatte. Deshalb war Freude und Jubel überall, und in Steen Steenens Hause, als dem vornehmsten Gasthause von Bant, welches wir schon aus dem ersten Capitel kennen, tobte auch die Lust und der Uebermuth am wildesten. Don Nigro, der Ritter Bernefuer und die bereits genannten Junker, unter denen nur Ezzard fehlt, lärmen bei dem in Strömen fließenden Weine in toller Weise. Nicht minder laut sind aber auch die freien Rüstringer Friesen, die beim vollen Becher sich ihre Schätze von dem Handelsmann Joumard im Würfelspiel, welches alle leidenschaftlich liebten, abgewinnen oder vielmehr abbetrügen lassen. Der alte Steen wiegte sich behaglich in seinem weichen Sessel, welcher in der Regel nicht weit vom Tische der Ritter und Junker seinen Platz hatte, an welchen Steen, oft nicht ohne Gefahr, wie wir bereits früher gesehen, sein Müthchen mit kurz hingeworfenen Stachelworten zu kühlen

pflegte. Der große Weinpokal, der in kurzen Zwischenräumen immer aufs Neue gefüllt werden mußte, darf, so wie des Banter Gastwirths Erwähnung geschieht, gleichfalls nicht unerwähnt bleiben. — Die leichtfüßige Alix war bald hier, bald dort; mit ihren Augen beherrscht sie die dienenden Personen, welche nach ihren Winken die immer lauter werdenden Gäste bedienen, und trotz des wilden Durcheinanders ist in der Bedienung eine Art Ordnung bemerkbar. Aber so aufmerksam und gewandt sich auch das hübsche Mädchen zeigt, so liegt doch eine Wolke des Trübsinns auf ihrer Stirn und unruhig schaut sie oft durch das Fenster die Straße hinauf.

„Seht doch einmal, Ihr Herren", rief der schon halb betrunkene Bernefuer, „wie die kleine französische Hexe so fleißig zum Fenster hinaus lugt; sie vermißt einen gewissen Jemand, ja, ja, ich kann's mir denken. Komm einmal hierher, Du kleiner, lockenköpfiger Teufelsbraten!" rief er dann der Französin zu.

„Was begehrt Ihr, Herr?" fragte Alix, welche sich von der dreisten Anrede des Ritters verletzt fühlte, mit scharfem Tone, indem sie sich dem Tische, woran der Ritter saß, näherte.

„Zum Teufel!" rief Bernefuer, „sei doch nicht gleich so schnippisch, Du kleiner Molch! Ich wollte Dir nur sagen, daß Du nach dem Junker Ezzard

Dir nicht die Augen auszugucken brauchst. Er kommt nicht."

„Er kommt nicht?" wiederholte Alix mit unverholenem Erstaunen; „sagt mir doch, Herr, warum er nicht kommt."

„Warum nicht?" lachte Bernefuer; „vermuthlich weil er Dich satt hat."

Die Ritter und Junker lachten roh auf; der dicke Steen Steenen wurde aufmerksam und setzte den Pokal, den er eben zum Munde führen wollte, wieder auf den Tisch, was auf eine große innerliche Erregung schließen ließ; die arme Alix aber wurde blutroth und mit zornblitzenden Augen trat sie dem Ritter einige Schritte näher. „Für diesen Schimpf", rief sie ihm zu, „den Ihr mir angethan, Ihr übermüthiger Gesell, sollt Ihr dem Junker Ezzard Rede stehen."

„Hoho!" rief Bernefuer, „warum nicht gleich Dir, Du kleiner Satan? Meinst Du, ich fürchte mich vor dem Redestehen? Ich habe im Türkenkriege Manchem Rede gestanden, daß ihm das Wasser aus den Augen und das Blut aus dem Herzen floß, und auch der Häuptling von Würdelehe, der wilde Erko, der jetzt in dem Burgverließ unseres Häuptlings schmachtet, sollte wünschen, daß er mich nie zur Rede gestellt. Glaubst Du, Du könntest mir drohen mit Deinem Junker, Du verbuhlte Dirne?"

Der Ritter wurde je mehr er sprach, desto heftiger, und schien nicht übel Lust zu haben, das Mädchen für ihre heftigen Worte zu züchtigen. Seine Freunde hielten ihn aber auf seinem Stuhle zurück.

„Laßt sie doch schwatzen, Ritter", riefen Mehrere zugleich, „sie ist ja ein Weib."

Alix aber, wegen der neuausgesprochenen Beleidigung ganz außer sich, stellte sich dem Ritter furchtlos gegenüber. „Laßt ihn nur kommen, den prahlerischen Ritter!" rief sie mit vor leidenschaftlicher Aufregung zitternder Stimme, und in demselben Augenblick blitzte ein kurzer, spitzgeschliffener Dolch in ihrer Rechten.

Kaum aber hatte sie diese Worte gesprochen, so brachen alle Anwesenden in ein unmäßiges Gelächter aus, nur Bernefuer blickte wüthend auf das Mädchen. Der dicke Steen mußte vor Lachen zum zweiten Male den Pokal wieder niederstellen, ohne getrunken zu haben. Einige der Rüstringer Friesen, welche die Französin wohl leiden konnten, suchten sie zu besänftigen, und auf ihr Zureden verließ endlich das schwer gekränkte Mädchen mit lautem Schluchzen die Gaststube.

„Nun sage noch einer", rief Steen mit gellender Stimme, augenscheinlich, um des Ritters zu spotten, „daß der Ritter Bernefuer kein Held ist! Seine Tapferkeit hat sogar ein Weib aus dem Felde ge-

schlagen." Der Gastwirth lachte bei diesen Worten, daß ihm die Thränen über die von Fett und Fleisch strotzenden Backen liefen.

Bernefuer bebte vor Wuth; er wollte aufspringen, aber sein trunkener Zustand ließ dies nicht zu und er begnügte sich damit, einen Weinkrug mit voller Gewalt nach dem Kopfe des Gastwirths zu schleudern, welchen er jedoch nicht traf, da seine Hand eben so unsicher war, wie seine Füße. Steen aber, dem der Weinkrug dicht am Kopfe vorbeigeflogen war und der von des Ritters wildem Jähzorne schon mehrere Proben empfangen hatte, ließ ab, ferner ihn zu reizen.

Wir lassen den Vorhang über das wüste Gelage fallen, das, je länger es währte, desto wilder wurde, und bis in die Nacht hineindauerte.

Wie der Leser schon weiß, hatten die Banter über ihre Gegner von Würdelehe gesiegt, und die eingebrachten Gefangenen, worunter Erko, der tapfere Häuptling von Würdelehe, hatte Folko Folkena massenweise in seinen Kerker werfen lassen, und nur Erko, der Vornehmste von ihnen, wurde in einem besondern Zimmer, welches sich im Erdgeschoß der Häuptlingsburg befand, in ritterlicher Haft gehalten. Für Alle aber war schon das Schwert des Henkers geschliffen, denn die damalige rohe Zeit kannte gegen Kriegsgefangene keine Schonung, und bei dem Ge-

richt, welches die Häuptlinge über dergleichen Gefangene zu halten pflegten, handelte es sich nur um die Art des Todes, welchen die Unglücklichen sterben sollten. Des grausamsten Todes mußten in der Regel die Ritter und Anführer sterben und sie bezahlten demnach die Ehre, in besserer Haft gehalten zu sein, theuer genug. Ueber Erko, der den Raubzug gegen die Banter unternommen, hieß es, würde der Häuptling eine besonders strenge Strafe verhängen, und ihn zum abschreckenden Beispiel für die andern den Bantern feindlichen Stämme mit einem härenen Strick von einander sägen lassen.

Der unglückliche Erko, welcher über sein schreckliches Loos nicht im Zweifel war, stand an dem Gitterfenster seines Gefängnisses und schaute mit trübem Ernst zu den am Himmel funkelnden Sternen hinauf, deren Glanz ihm vielleicht zum letzten Male leuchtete. Der hohe, kräftige Mann, der dem Tode oft schon ins Auge gesehen, empfand einen innerlichen Schauder wenn er an die Qualen dachte, welche seiner warteten, und krampfhaft griff er mit seinen starken, knochigen Händen von Zeit zu Zeit in die eisernen Gitterstäbe seines Kerkers, die aber jeder menschlichen Kraft zu spotten schienen.

Plötzlich ließ sich ein Geräusch wie von Menschentritten ganz in der Nähe des Gitterfensters vernehmen, und als Erko, aufmerksam geworden,

hinausschaute, gewahrte er in der Dunkelheit zwei lange Gestalten, welche langsam und vorsichtig heranschlichen und endlich gerade unter Erko's Fenster stehen blieben. Ein freudiger Schreck durchzuckte den Gefangenen, als eine der beiden Gestalten mit leiser Stimme ins Fenster hineinrief: „Hollah, Ritter Erko, steht auf von Eurem Lager, Ihr könnt jetzt was Besseres thun, als schlafen."

„Ich schlafe nicht;" antwortete Erko ebenfalls leise, "seid Ihr Freunde?"

„Ei freilich sind wir Freunde!" entgegnete dieselbe Stimme, „macht Euch nur zum Aufbruch fertig, Ihr sollt sogleich frei sein."

Erko wollte antworten, aber das Wort erstarb ihm im Munde, als er sah, wie die andere Gestalt, welche bisher nicht gesprochen, rasch hervortrat und die starken Gitterstäbe wie dünne Weidenruthen soweit zusammendrückte, daß der Gefangene mit Leichtigkeit durch die dadurch entstandene Oeffnung hindurchschlüpfen konnte. Obgleich sprachlos vor Erstaunen, stand doch Erko sogleich auf der Fensterbrüstung und im nächsten Augenblick im Freien. Mit stummem Danke wollte er die Hand seiner Befreier ergreifen, aber der eine entfernte sich sogleich und der andere ergriff schweigend den Arm des Ritters, ihn schnell mit sich fortziehend. Sie mußten nun beinah die ganze Burg des Häuptlings von

Bant umkreisen, ehe sie zu der Zugbrücke gelangten, welche zur höchsten Verwunderung des Ritters Erko heruntergelassen war, und welche sie ungehindert überschritten. Kaum aber hatten sie dieselbe hinter sich, so ging sie langsam und geräuschlos wieder in die Höhe. Erko athmete tief auf. „Mein Retter und Freund", sagte er, die Hand seines Begleiters dermaßen drückend, daß dieser einen leisen Schmerzensschrei nicht unterdrücken konnte, „wer bist Du?"

„Vor der Hand braucht Ihr das nicht zu wissen", entgegnete der Andere, „übrigens seid Ihr noch nicht in Sicherheit, wir sind noch mitten in der Höhle des Löwen, und so lange wir nicht die Feldstraße erreicht haben, schwebt Ihr zwischen Tod und Leben."

Sie waren unter diesem Gespräch bis an den Marktplatz des Fleckens gekommen und huschten still an den Häusern, die denselben einschlossen, hin. Mit einemmale blieb der Begleiter des Ritters wie in Todesangst stehen. „Hört Ihr nichts, Ritter?" fragte er leise.

„Allerdings," erwiederte Erko, „ich höre Stimmen und Geräusch von der Häuptlingsburg her. Laßt uns eilen, Freund, oder wir sind verloren."

„Ja, ja", antwortete der Andere, „jetzt ist Eile vonnöthen." Beide beschleunigten ihre Schritte, und eben hatten sie das Haus des alten Will Gloyen

erreicht, neben welchem die Feldstraße nach Würdelehe begann, als sie mit lautem Gerassel die Zugbrücke der Häuptlingsburg niederfallen und Pferdehufschlag erschallen hörten.

„Hölle und Teufel!" rief Erko in Zorn und Angst, „man verfolgt uns. Soll ich wehrlos dem Feinde wieder in die Hände fallen? Habt Ihr kein Schwert?"

„Nein", antwortete der Andre, „was könnte auch ein Schwert nützen?"

„Nun denn", rief Erko mit steigender Angst, „so müssen wir uns verbergen, auf dieser offenen Straße wären wir ja im Augenblick entdeckt."

„Ihr habt Recht"; sagte der Andre, indem er eine Seitenthür in Will Gloyens Hause aufstieß, „geht hier hinein; es ist ein Stall, in welchem Ihr Euch wohl verbergen könnt. Morgen Abend um diese Stunde bin ich wieder hier, und sobald Ihr ein dreimaliges Pfeifen hört, kommt Ihr heraus."

„So sei es!" erwiederte Erko, indem er rasch durch die geöffnete Thür in Gloyens Stall trat. Sein Begleiter drückte die Thüre wieder zu, und ging darauf dem ansprengenden Reiter einige Schritte entgegen.

„Es ist gelungen, Herr Ritter!" rief er dem Reiter, der inzwischen herangekommen war, mit gedämpfter Stimme entgegen.

„Bravo, Joumard!“ sagte dieser, der kein Anderer, als der Spanier Don Nigro war.

„Meinen Dank will ich Dir zu einer andern Stunde aussprechen.“ Damit gab er seinem Rosse die Sporen, welches schnaubend und brausend mit ihm von dannen fuhr.

„Mögen mich alle Heiligen vor dem Danke dieses Gräßlichen schützen!“ sagte zähneklappernd Joumard, als der Ritter verschwunden war. Einen Augenblick blieb er in Gedanken stehen; dann flüsterte er leise vor sich hin: „Brauche ich denn aber seinen Dank zu verdienen? Es wäre doch einmal ein gutes Werk, wenn ich diesen Dank nicht verdiente.“ Unwillkührlich hatte Joumard unter diesem Selbstgespräch sich der Stallthüre Gloyens genähert, und mit der Furcht vor dem Spanier und einem guten Gedanken kämpfend, blieb er eine Zeitlang unschlüssig vor der Thüre stehen. Endlich siegte das bessere Gefühl und entschlossen griff er nach der Thürklinke als sich plötzlich ein lautes Getöse vom Markte her vernehmen ließ. Die Reisigen und Knechte hatten jetzt wirklich die Flucht Erkos bemerkt, und nach allen Seiten hin wurden Reitertrupps entsandt, um des Flüchtlings wo möglich wieder habhaft zu werden. Joumard durfte es unter diesen Umständen nicht wagen, den Ritter aus seinem Versteck hervorzuziehen,

und für seine eigene Sicherheit besorgt, entfernte er sich mit schnellen Schritten.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß die ausgesandten Reiter am andern Morgen ohne den entflohenen Ritter nach Bant zurückkehrten. Der alte Häuptling ras'te darüber vor Wuth; er hatte noch in der Nacht den Kerkermeister enthaupten lassen, und demjenigen, der den Flüchtling zurückliefern würde, eine glänzende Belohnung versprochen. Wir werden in der Folge sehen, wer sich den Anspruch auf diese Belohnung erwerben sollte.

7.

In ihrem reichgeschmückten Gemache saß die schöne Ada mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Sie schien sehr unruhig zu sein, denn jeden Augenblick entsank die Arbeit ihren Händen und sie schaute dann ernst und wie in tiefen Gedanken vor sich hin; dann wieder wurden ihre Züge belebter, ihre Augen glänzender und es war nicht zu verkennen, daß ihre Seele von den verschiedensten Gedanken und Gefühlen bestürmt wurde. Sie war so ganz in die Welt ihrer Gedanken versunken, daß sie das Eintreten einer Dienerin nicht bemerkte, und in deren Beisein ihren Empfindungen durch Worte Luft

machte. „Liebt er mich, liebt er mich denn wirklich?“ sprach sie leise; „nein“, sagte sie mit erhobener Stimme, „er ist ein Verräther, den nur ein Zauber zu meinen Füßen zwingt; Don Nigro aber liebt mich.“ Bei diesen letzteren Worten fühlte sie sich von einem unwillkührlichen Schauder ergriffen und indem sie scheu umherblickte, gewahrte sie zu ihrem Erstaunen die an der Thüre stehende Dienerin, welche sich ihr schon mehrere Male vergebens bemerklich zu machen versucht hatte.

„Was willst Du?“ rief ihr Ada mit zürnender Stimme entgegen; „wie kannst Du es wagen, ungerufen mein Gemach zu betreten?“

„Verzeiht, Herrin!“ antwortete die Dienerin mit unterwürfigem Tone, „ich habe schon zweimal den Junker Ezzard gemeldet, der Euch zu sehen wünscht, aber Ihr hörtet nicht.“

„Er ist mir willkommen“; sagte Ada mürrisch, indem sie ihre Arbeit wieder zur Hand nahm und die Aufregung, in der sie sich befand, nieder zu kämpfen suchte.

Die Dienerin öffnete die Thüre und Ezzard trat ein.

Es war eine merkwürdige Veränderung mit dem Junker seit der Nacht, in welcher der Spanier ihm jenen schnellwirkenden Trank gereicht, vorgegangen. Das kecke, übermüthige Wesen, wodurch er sich

früher eben nicht sehr vortheilhaft auszeichnete, war verschwunden, und an dessen Stelle ein sanfter, melancholischer Ernst getreten, der den regelmäßigen, edlen Zügen seines Gesichts etwas sehr Anziehendes verliehen haben würde, wenn nicht ein unstätes, irres Feuer, welches in seinen Augen brannte, dem Ausdrucke, der in seinem Angesichte lag, etwas Unheimliches beigemischt hätte, wovon man sich eher abgestoßen als angezogen fühlen konnte. Das frische, blühende Roth der Jugend und Gesundheit, welches sonst auf seinen Wangen lag, war ebenfalls verschwunden und hatte einer fahlen Leichenblässe Platz gemacht. So verwandelt, ging er der schönen Jungfrau, welche sich von ihrem Sitze erhoben hatte, entgegen, und drückte ihre Hand, welche sie ihm mit erzwungener Freundlichkeit darbot, mit einer wilden Inbrunst an seine Lippen.

„Guten Morgen, Junker"; sagte Ada, indem sie dem Leidenschaftlichen mit Mühe ihre Hand entzog; „Sieh doch, wie artig Ihr seid! Ihr tragt einen Blumenstrauß in der Hand, den Ihr vielleicht für mich bestimmt habt; aber Ihr gebt ihn mir nicht einmal."

„Wie kann ich an diese armseligen Blumen denken", antwortete Ezzard mit mühsam verhaltener Gluth, indem er ihr die Blumen ehrerbietig über=

reichte, „wenn ich in Euer holdseliges rosiges Antlitz schaue.“

„Um schöne Worte, mein edler Junker, seid Ihr nie verlegen“; erwiederte Ada, die Blumen nehmend und sie gleichgültig auf den Tisch werfend.

Ezzard zuckte schmerzlich zusammen, als er dieses gewahrte; aber er bezwang sich und die Hand der Jungfrau ergreifend sprach er mit leidenschaftlicher Erregtheit:

„Worte, sagt Ihr, schöne Ada, Worte? Ja, freilich kann ich nur mit Worten Euch mein Gefühl ausdrücken, denn ich habe gelobt, Euch in Allem zu willfahren. O, daß Ihr mich einmal zu Thaten auffordern wolltet, zu Thaten, die Euch die Wahrheit und Innigkeit meiner Liebe beweisen könnten.“

„Nun, Junker, ich bin ja mit Euch zufrieden;“ sagte Ada, „und die erste von den drei Prüfungen, die ich Euch auferlegen will, habt Ihr bald glücklich überstanden.“

„Ihr spottet meiner, holdeste Jungfrau!“ antwortete Ezzard, „Ihr nennt das eine Prüfung, daß ich mich von Allem in der Welt zurückziehe und mich Eurem Dienste ausschließlich widme; es ist dies eine Seligkeit für mich!

„Und wenn es nun auch eine Seligkeit für mich wäre“; erwiederte Ada mit einem anmuthigen Lächeln, „dürftet Ihr Euch dann noch darüber wundern?“

„O, meine Ada!“ rief Ezzard, indem er auf die Knie stürzte und die Hand der Jungfrau mit Thränen der Freude und glühenden Küssen bedeckte.

„Gemach, Junker Ezzard“; sagte Ada streng und stolz, „Ihr vergeßt, daß Ihr noch zwei Proben, die mir Eure Liebe beweisen sollen, zu bestehen habt.“

„O, sprecht, theure Ada, sprecht gleich! Was soll ich thun?“ rief Ezzard mit flehendem Tone.

„Nun denn, so hört;“ entgegnete Ada, „und schwört, daß Ihr das thun wollt, was ich Euch gebiete.“

Ezzard sprang auf.

„Ich schwöre“, rief er laut und heftig, ich schwöre bei dem, was mir das Theuerste ist im Himmel und auf Erden — bei dem Leben meiner Ada!“

„Gut“; antwortete Ada, indem sie sich auf einen Sessel niederließ. Ezzard folgte ihr und wartete schweigend aber mit den lebhaftesten Zeichen der Ungeduld ihrer Worte.

„Ihr wißt“, fuhr Ada mit ruhigem Tone fort, daß der Häuptling von Würdelehe aus dem Kerker Eures Vaters entflohen ist?“

Ezzard bejahte.

„Und da Eurem Vater viel daran gelegen ist“, sprach Ada weiter, „den wilden Häuptling wieder in seine Gewalt zu bekommen, so fordere ich von

Euch, daß Ihr denselben, wann und wo Ihr ihn treffen solltet, greift und in seine Haft zurückliefert, und denjenigen, der ihn verborgen hat, der Strafe des Gesetzes überantwortet.

„Ich will hinüber nach Würdelehe“; rief Ezzard, „und ihn aus den Armen seines Weibes, seiner Kinder, oder vom Altare reißen!“

„Nicht doch“; erwiederte Ada, „wir würden vielleicht eher Euren Leichnam, als den Häuptling von Würdelehe nach Bant zurückkehren sehen. Ich glaube nicht, daß Erko sich schon wieder in Würdelehe befindet; die ausgesandten Reiter haben alle Wege abgesucht und man vermuthet, weil nichts von ihm zu entdecken gewesen, obwohl er noch keine halbe Stunde Vorsprung haben konnte, daß er sich noch in diesem Augenblicke bei irgend einem Einwohner Bants verborgen hält.“

„Wer könnte der Verräther sein, der unserm Feinde Schutz verleiht?“ rief Ezzard zornig.

„Das weiß man freilich nicht“; fuhr Ada fort, „aber nun vernehmt meinen Auftrag: Ihr reitet mit einigen Knappen gegen Abend die Straße nach Würdelehe hinunter, und wenn Ihr auf eine Stunde Weges nichts entdeckt, so kehrt Ihr zurück, so daß Ihr genau um die zehnte Stunde bei Will Gloyens Hause vorbei wieder auf dem Marktplatz eintrefft, und wenn Ihr dann den Häuptling gefunden haben

solltet, so liefert Ihr, wie Ihr geschworen, ihn, so wie die, welche ihn befreit oder verborgen haben, Eurem Vater aus."

„Und wenn ich ihn nicht finde?" fragte Ezzard, der sich gar nicht in Ada's Reden zu finden wußte.

„In jedem Falle", erwiederte Ada, „habt Ihr, wenn Ihr meinen Auftrag genau befolgt, die zweite Prüfung überstanden."

„Schöne Ada"; sagte Ezzard mit einem leichten Lächeln, „Eure Prüfungen sehen Belohnungen gleich; ich werde in Allem Euren Willen thun, doch wollte ich, Ihr stelltet mich wirklich auf die Probe. O, laßt mich einmal durch etwas Großes Euch beweisen, wie heiß ich Euch liebe."

Ada maß den Junker mit stechenden Blicken; dieser aber schien den bösen, feindlichen Ausdruck, der in den Augen und dem Antlitze der Jungfrau lag, nicht zu bemerken, denn mit einem schwärmerischen Entzücken, gleich als habe der holdeste Liebesblick ihn bezaubert, errgiff er Ada's Hand und bedeckte sie mit brennenden Küssen.

„Laßt das, Junker!" sagte Ada kalt und streng, indem sie ihre Hand rasch zurückzog; erst dann, wenn Ihr die dritte Probe bestanden, gehört Euch diese Hand."

„O, so laßt mich nicht zu lange darauf warten!" bat Ezzard mit flehendem Tone. „Liebe und Sehn-

sucht zehren an meinem Herzen mit unnennbarer Gewalt, und ich fühle es, nicht lange mehr erträgt es diese süße, mörderische Qual."

„Ei, ei, Junker Ezzard"; sagte Ada mit schneidendem Spott, „man merkt es doch gleich, daß Ihr in Frankreich gewesen seid. Kein Troubadour würde süßer und inniger zu der Dame seines Herzens sprechen können. Ach, wie bedaure ich, daß ich nicht im Stande bin, Euch ebenso zu antworten."

Ezzard antwortete nicht; der kalte, verletzende Ton, mit welchem Ada gesprochen, durchschnitt sein Innerstes und wie um Schonung flehend hob er die Hände zu ihr empor. Ada schien sich einige Augenblicke an seinen Qualen zu weiden; dann aber erglänzten ihre Augen in einem wilden Feuer; sie ging einigemale mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, während sie mit einem plötzlichen Gedanken zu kämpfen schien. „Warum noch länger die Rache aufschieben?" sprach sie leise vor sich hin, „mich drängt es zu Ende zu kommen; so sei es denn."

„Setzt Euch zu mir, Ezzard"; sprach sie darauf mit dem freundlichsten Tone, während sie selbst auf einem Sessel Platz nahm und ihre schöne Hand nachlässig über die Lehne desselben niederhängen ließ, welche Ezzard, der ihrem Befehle sogleich Folge leistete, ergriff und entzückt über die unerwartete

Huld in den seinen hielt. Erwartungsvoll schaute er dann der Geliebten in die Augen.

„Mein lieber Ezzard“; begann Ada nach einer kleinen Weile, „schon lange hat es mich gekränkt, daß ich es nicht vermag, meine Worte so zierlich zu setzen, meinen Gedanken so schöne Worte zu geben, wie Ihr es könnt und wie es die feinen Leute können, die in dem Lande wohnen, wo die Troubadours ihre süßen Minnelieder singen.“

„Ich verstehe Euch nicht, schöne Ada“; erwiederte Ezzard, den des Mädchens Reden zu verwirren schienen; „Eure Worte tönen mir wie Musik und leider weiß ich es, daß ich nur ein ungeschickter Geselle bin, der sich mit Euch in zierlichen Reden nicht messen kann.“

„Nein, nein, Junker, Ihr weicht mir nicht aus!“ rief Ada mit Lebhaftigkeit; „Euch genügt nicht die einfache, ungekünstelte Rede einer Banter Jungfrau, eines Bauermädchens, wie der Ritter Bernefuer uns nennt; denn warum plaudertet Ihr sonst so häufig mit der welschen Magd, welche die Gäste des alten Steen Steenen bedient? Ist es nicht die honigsüße Rede, die Euch zu ihr hinzieht, Junker Ezzard?“

Zornig hafteten Ada's Augen auf dem Angesichte des Junkers, denn sie sah, wie sich dasselbe plötzlich entfärbte, als sie die Französin nannte; und sie konnte nun nicht mehr an einer früher stattgehabten

Untreue ihres Geliebten zweifeln. Von ihrem Gefühl überwältigt, zog sie ihre Hand aus der des Junkers zurück, und es dauerte lange, ehe sie die nöthige Ruhe und Fassung wieder gewonnen hatte, um das Ziel, welches sie im Auge hatte, zu verfolgen.

„Ihr antwortet mir nicht, Junker?“ sprach sie dann mit einer berechneten Verwunderung weiter, „wird es Euch so schwer, einer verzeihlichen Schwäche das Wort zu reden, oder sie zu läugnen? Junker, Junker! laßt mich nicht fürchten, daß Euch noch etwas Anderes an einer elenden Magd gefällt, als ihre glatte Zunge.“

Wie ein Verbrecher, an allen Gliedern zitternd und mit gesenktem Haupte saß Ezzard da. Sonst stets fertig mit Entschuldigungen und lügnerischen Betheuerungen, schien er jetzt von aller geistigen Kraft, von seiner früheren Schlauheit und Verstellungskunst verlassen zu sein. Mit bebender Stimme flüsterte er nur die Worte: „Verzeihung, meine Geliebte“; und da Ada ihn mit schweigendem Zorne anblickte, schrie er in wilder Bewegung: „Verzeihe mir, göttliches Mädchen, oder ich stürze mich vor Deinen Augen in mein Schwert.“ Er wollte bei diesen Worten sein Schwert aus der Scheide reißen, aber Ada wehrte es ihm.

„Laßt das, Ezzard“; sprach sie dann, „Ihr habt mich überrascht — das habe ich nicht erwartet.

Laßt mir einen Augenblick Zeit — Also Ihr, Ihr habt ein schmähliches Spiel mit mir getrieben, Ihr liebt eine niedrige Magd, Ihr gesteht es mir und wagt es, Euch zu gleicher Zeit um meine Gunst zu bewerben?"

„Versteht mich, Ada!" rief Ezzard in fürchterlicher Angst, „ich liebte sie einst, ich liebe sie nicht mehr, ich verabscheue, ich hasse sie jetzt, denn ich liebe nur Euch, und jene Magd soll nicht leben, wenn es Eure Seele betrübt, daß sie einst meine Liebe besessen."

„Gut, gut"; antwortete Ada, welcher dieses Entgegenkommen nicht unerwünscht zu sein schien; „Eure Reue, Eure Aufrichtigkeit gefallen mir, aber wer steht mir dafür, daß Eure Liebe zu der Magd des Gastwirthes nicht einst wieder erwacht?"

„O, nie, nie!" betheuerte Ezzard, indem er vor Ada auf die Knie sank.

„Könnt Ihr etwa Euern Gefühlen gebieten?" fragte Ada streng; „nein, Junker, ich muß eine sichere Bürgschaft für Eure Liebe haben, als Euer Wort mir zu geben vermag. Ich will nicht leben in der steten Furcht vor einer Nebenbuhlerin. Ezzard, seid Ihr bereit, die letzte Probe zu bestehen?"

„Ich bin es"; antwortete Ezzard, „sprecht, holde Ada, was soll geschehen?"

„Nun denn“, sprach Ada langsam betonend, während Zorn und Wuth den funkelnden Blick ihres großen dunklen Auges entstellten, „so merket wohl auf meine Worte. Nicht eher seht Ihr Ada's Angesicht wieder, ich schwöre es hier bei Allem, was mir auf Erden theuer — als bis das Herz der Magd, die Ihr geliebt, aufgehört hat zu schlagen.“

Nach diesen Worten wendete sie sich stolz ab und verließ das Gemach. Ezzard stand einen Augenblick wie vom Donner gerührt. Was er kurz vorher in wahnsinniger Liebesgluth thun zu wollen freventlich erklärt hatte, erfüllte ihn jetzt, da es bestimmt von ihm verlangt worden, mit einem kalten Schauder. Aber bald siegte die leidenschaftliche, durch einen Zaubertrank angefachte Liebe zu dem herzlosen Geschöpfe, welches ihn so eben verlassen, über die schwachen Regungen seines Gewissens, und düster vor sich hinstarrend sprach er zu sich selbst: „Was bebe ich denn vor einer That, die mir den Himmel erschließt und meine Seele von einer drückenden Sorge befreit. Alix steht wie ein drohendes Rachegespenst zwischen mir und meinem Glücke; sie darf, sie kann nicht leben, wenn ich glücklich sein will. Die That ist schrecklich, aber sie gewinnt mir die Seligkeit, die Seligkeit, welche der Besitz der göttergleichen Ada gewähren muß. Solchen Lohn verkauft man nicht um geringen Preis. „Sie

sterbe!" rief er dann plötzlich mit lauter Stimme; „ihr Tod macht mich zum Gott und befreit sie von einem elenden, jammervollen Leben."

„Wie mild und gütig Ihr denkt, edler Junker"; ertönte eine tiefe Stimme hinter ihm, und als Ezzard sich wandte, sah er sich dem Spanier Don Nigro gegenüber, der während der letzten Worte Ezzards eingetreten war, und diesen jetzt mit einem tückischen spöttischen Blicke betrachtete.

„Seid Ihr endlich zur Erkenntniß gekommen?" fuhr er darauf fort, „seht Ihr jetzt ein, was Euch nützt und frommt? Ich sagte es Euch schon früher, was geschehen müßte, aber damals wolltet Ihr den Rath, den ich Euch gab, nicht befolgen."

„Geht Ihr mit Eurem Rath zur Hölle!" rief Ezzard mit einer Mischung von Zorn und Grauen und mit Verachtung wandte er dem höhnisch auflachenden Spanier den Rücken und eilte von dannen.

Als die Thüre hinter ihm zugefallen war, trat Ada aus einem Seitengemache, Don Nigro ging ihr entgegen und führte die ihm von dem schönen Mädchen dargebotene Hand mit ehrerbietiger Galanterie an seine Lippen.

8.

Es war am folgenden Tage um die zehnte Stunde, als es auf dem Marktplatze zu Bant in eigenthümlicher Weise lebendig zu werden begann. Die Einwohner von Bant, Männer, Frauen und Kinder, waren zahlreich versammelt, und jeder suchte möglichst nahe an einen mitten auf dem Marktplatze durch Pfahl- und Bretterwerk eingefriedigten freien Raum zu kommen, in welchem der Häuptling an diesem Morgen Gericht zu halten beschlossen hatte. Auf einem etwas erhöheten Platze stand ein für den Häuptling bestimmter, mit rothem Sammet ausgeschlagener Sessel, dessen Füße und Armlehnen von gediegenem Golde waren. Etwas weiter vor ihm zur linken und rechten Seite standen zwei schwere eichene Blöcke, und auf jedem derselben lag ein blank geschliffenes Beil. Mehrere Personen waren emsig beschäftigt, in Mitten des abgeschlossenen Raumes Alles zu dem bevorstehenden Gerichte vorzubereiten. Die schweigsame Geschäftigkeit dieser Leute hatte etwas seltsam Grauenvolles; ihre unheimlich blitzenden Augen, ihre verzerrten Züge mußten auf Jeden, der sie sah, einen peinlichen Eindruck machen, um so mehr, da die hier versammelte Menge wußte, welche schreckliche Arbeit diese Männer in wenigen Minuten an diesem Platze zu verrichten

hatten. Jetzt schien Alles zu dem schauerlichen Akte vorbereitet zu sein; die Henker und deren Knechte, denn das waren diese Leute, stellten sich seitwärts von dem erhöheten Platze, auf welchem der Sessel des Häuptlings stand, auf, um auf den Wink ihres Herrn und Gebieters sogleich bereit zu sein. In tiefem Schweigen harrte die ringsumherstehende Menschenmenge des gräßlichen Schauspiels, zu welchem der Häuptling sie durch öffentliche Ausrufer hatte einladen lassen.

Jetzt ertönte vom Kirchthurm die zehnte Stunde, und als der letzte Schlag verklungen war, begann ein dumpfes Trauergeläute und aus der Ferne erschallten der Kriegshörner langgezogene, schauerliche Klänge. Es war das Zeichen, daß die Gefangenen und andere Verbrecher auf dem Wege zum Richtplatze sich befanden. Bald darauf entstand in der Menge eine drängende Bewegung, eine Gasse bildete sich und begleitet von zahlreichen Bewaffneten wurden die Kriegsgefangenen in den abgeschlossenen Raum geführt. Voran gingen die Ritter und Adeligen nur an den Händen gefesselt. Sie hielten das Haupt stolz emporgerichtet, und auf keinem Gesichte war Furcht oder Todesangst zu lesen. Man führte sie auf die rechte Seite der Häuptlings-Tribüne. Dann folgten die andern Gefangenen, freie Friesen und leibeigene Kriegsknechte, alle waren paarweise,

mit Ketten an einander geschlossen. Auch die freien Friesen schauten gleich den Rittern muthvoll umher und nur die Leibeigenen waren weniger gefaßt und sahen bleich und zitternd vor sich nieder. Den langen Zug schlossen drei, schwerer Verbrechen angeklagte Personen, eine alte Frau und zwei Männer, Jammergestalten, welche laut aufheulten, als sie die Todesblöcke mit den darauf liegenden Beilen und die andern Hinrichtungswerkzeuge erblickten. Alle wurden auf die linke Seite geführt. Die Bewaffneten, welche die Schwerter nicht gezogen hatten, schlossen um sämmtliche Todes-Candidaten einen Kreis. — Plötzlich ertönte ein Trompetenstoß, Aller Blicke wandten sich nach der Gegend, woher er erschallte, und der Häuptling von Bant, Folko Folkena, in einem schwarzen Sammtwamse und nur mit einem langen Schwert umgürtet, trat in den Kreis und nahm dann auf dem auf der Tribüne stehenden goldenen Sessel Platz. Mit dem Häuptling waren der Spanier Don Nigro, Ezzard und mehrere andere Ritter und Junker eingetreten, welche gleichfalls die Tribüne bestiegen und sich zu beiden Seiten des Häuptlings aufstellten.

Der Häuptling, welcher seinen Zorn und Aerger über die Flucht seines vornehmsten Gefangenen noch nicht überwunden hatte, sah finster und grimmig aus; er warf einen langen Blick auf die Gefangenen,

deren Köpfe er zu zählen schien. Dann erhob er sich von seinem Sessel und sich auf sein Schwert stützend rief er mit lauter, weithin schallender Stimme: „Nehmt den Gefangenen die Ketten ab!“

Es geschah augenblicklich. Zu gleicher Zeit aber zogen die Bewaffneten, welche um die Gefangenen einen Kreis gebildet hatten, die Schwerter. Hierauf ließ sich der Häuptling wieder auf den Sessel nieder, und auf seinen Wink wurden die gefangenen Ritter und Adeligen, acht an der Zahl, von ebensoviel Bewaffneten begleitet, vor seinen Richterstuhl geführt.

„Ihr seid Diebe und Räuber!“ schrie der Häuptling sie an, als sie vor ihm standen.

„Wir sind Ritter und ehrliche Kriegsmänner!“ antwortete der älteste der Gefangenen, der Ritter Hillard, „Ihr dürft uns richten, Häuptling, denn wir sind in Eurer Gewalt; aber beschimpfen dürft Ihr uns nicht, sofern Ihr auf den Namen eines Ritters Anspruch haben wollt.“

„Ihr Großmaul!“ polterte der Häuptling, „habt Ihr nicht wie gemeine Diebe unsere Pferde und Ochsen von unsern Weiden gestohlen?“

„Wir lebten mit Euch im Streit;“ erwiederte der Ritter, „und suchten Euch, wie es im Kriege üblich, Schaden zuzufügen, und uns auf Eure Kosten zu bereichern.“

„Ja, ja“, lachte der Häuptling mit grimmigem Hohne, „Euch armen Schluckern gelüstete nach dem Reichthum und Segen unserer fetten Wiesen und Felder. — Kann's Euch nicht verdenken. Aber warum schicktet Ihr nicht lieber eine Bettelgesandtschaft? Wir hätten Euch vielleicht ein Stück Geld in Euren Beutel, einen Braten in Euren Topf und Milch in Eure Eimer gegeben.“

Die gefangenen Ritter schossen wüthende Blicke auf den Häuptling und der Ritter Hillard, vor Zorn bebend, wollte demselben einige Schritte näher treten, welches aber von dem hinter ihm stehenden Bewaffneten verhindert wurde. Es dauerte einige Augenblicke, ehe er sich gefaßt hatte, dann sprach er mit Würde und Stolz.

„Wenn ich ein Schwert hätte, so sollte dieses Euch Antwort geben, auf die Beleidigung, die Ihr mir und meinen Freunden zugefügt. Aber wir sind in Eurer Gewalt und müssen Eure Stachelreden dulden. Fahrt nur fort uns zu beleidigen zu Eurem eigenen Schimpf.“

„Wahre Deine Zunge! Du Schurke! sofern sie Dir lieb ist!“ schrie der Häuptling, indem er sich halb von seinem Sitze erhob und mit der Hand nach dem Schwerte griff.

„Ich werde sie gebrauchen, so lange ich sie habe“; rief der Ritter Hillard im höchsten Zorne,

„und werfe Euch den Schurken in Euren eigenen Hals zurück! So schnell Ihr mir sie aber auch ausreißen lassen könnt, sie wird immer Zeit genug behalten, Euch, Eure Kinder und Kindeskinder zu verfluchen!“

Bleich vor Zorn sank der Häuptling auf seinen Sitz zurück; dann winkte er einem Bewaffneten und flüsterte demselben einige heftige Worte ins Ohr. „Fort mit dem Bettelpack!“ schrie er dann laut, „und thut ihm, wie ich es geheißen.“

„Noch ein Wort, Häuptling!“ rief einer der gefangenen Ritter; „Ihr nennt uns Bettelpack; gebt uns frei, so soll jeder einzelne von diesem Bettelpack Euch ein Lösegeld zahlen, wie es noch von keinem Könige bezahlt worden. Was antwortet Ihr auf diesen Vorschlag, Ihr alter Prahler?

Die übrigen Gefangenen lachten bei diesen Worten ihres Unglücksgefährten höhnisch auf und wie aus einem Munde scholl es aus ihrem Kreise dem Häuptling entgegen: „Nun, was antwortet Ihr auf das Anerbieten eines solchen Bettelpacks?“

Der Häuptling war aus dem Allen gewahr geworden, daß er den Stolz und Muth seiner Gefangenen nicht brechen könne, was, wenn es ihm gelungen wäre, ihn vielleicht zu einer milderen Behandlung derselben veranlaßt hätte. Je stolzer sie

ihr Haupt erhoben, je muthiger sie dem Tode zu trotzen schienen, desto mehr wuchs sein Zorn und Haß und mit todfeindlichen Blicken rief er als Antwort zurück: „Und wenn sich Eure Häuser in Goldklumpen, die Regentropfen, die auf Eure Aecker fallen, in Diamanten verwandelten und Ihr mir dann Eure Häuser und Aecker als Lösegeld bringen wolltet, Ihr müßtet dennoch sterben! — Fort mit ihnen.

Die Gefangen wurden jetzt von den Bewaffneten zum rechtsstehenden Blocke geführt, welcher von den Henkern etwas weiter in die Mitte des Kreises gerückt worden war, damit der Häuptling von seinem Sitze aus dem schrecklichen Schauspiele zusehen könne. Ehe die Gefangenen aber dahin abgingen, maßen sie den Häuptling mit stolzen herausfordernden Blicken und wandten ihm darauf, gleichsam mit Verachtung den Rücken.

Beim Blocke angelangt, traten die Bewaffneten auf die Seite, und die Henker bemächtigten sich ihrer Opfer. Sie stellten dieselben in einem Halbkreis um den Block herum, so daß jeder derselben die Hinrichtung seiner Freunde mit ansehen mußte, bis ihn selbst die Reihe traf. Es war ein jammervoller Anblick, die hochgewachsenen Männer, alle noch in der Blüthe der Jahre und vollen Manneskraft, einem so kläglichen Ende entgegen gehen zu sehen.

„Zieht Euer Wams aus, Junker Manso, und tretet hierher!“ sprach jetzt der Henker, indem er das Beil ergriff und mit mordlustigen Blicken den Genannten erwartete. Dieser, ein junger, schöner Mann, machte bereits Anstalt, der Aufforderung des Henkers Folge zu leisten, aber der Ritter Hillard rief mit lauter Stimme zum Häuptling hinüber: „Vergönnt, daß wir den letzten Abschied von einander nehmen!“ und ohne die Antwort des Häuptlings zu erwarten, umarmten sich die Todesgenossen schweigend. Keine Thräne aber zeigte sich in den Augen der Unglücklichen, sie blickten sich einander theilnehmend, aber ernst und ruhig ins Angesicht und schüttelten sich dann zum Abschied in altgewohnter Weise die Hände.

„Reißt sie von einander!“ schrie Folko Folkena den Henkern zu, „und verrichtet Euer Amt!“

Die Gefangenen traten wieder an ihren Platz und der Junker Manso warf jetzt schnell sein Wams ab und trat mit raschen, festen Schritten an den Todesblock, kniete nieder und wollte sein Haupt auf denselben niederlegen.

„Steht auf!“ befahl ihm der Henker, „und legt Eure rechte Hand auf den Block.“

„Im Namen Gottes! haltet ein!“ ertönte jetzt plötzlich eine laute, kräftige Stimme, und der Pater Donatus, ein Crucifix in der Hand und mit seinem

geistlichen Gewande angethan, drängte sich durch die dichte Menschenmenge und nahte sich der Tribüne des Häuptlings. „Das wolle Gott nicht, mächtiger Häuptling!“ rief er diesem entgegen, daß Ihr diese Unglücklichen in den Tod schickt, ehe sie mit ihrem Gott versöhnt sind. Ihr habt mich nicht rufen lassen, denn Ihr seid verblendet vom Zorn und gedenket des Ewigen nicht, der sich jetzt Eures Armes zur Vollstreckung seines unerforschlichen Willens bedient. Aber achtet in mir seinen Diener, den er ebenfalls gesandt hat, auf daß er sein heiliges Amt verwalte und Euch vor einer Sünde bewahre.“

„Jagt doch den Pfaffen ins Kloster zurück!“ rief der Spanier, der neben dem Häuptling stand, diesem zu; „der dumme Hochmuth der scheinheiligen Glatzköpfe tritt Euch überall entgegen und schadet Eurem Ansehen.“

„Schweige, Versucher!“ donnerte Pater Donatus, der des Spaniers Worte gehört hatte, indem er das Crucifix in hocherhobener Hand haltend demselben einige Schritte näher trat.

Don Nigro wich mit Entsetzen zurück, sein ohnehin häßliches Gesicht verzerrte sich grauenhaft, die sonst so stattliche Gestalt schien wie vernichtet in sich zusammen zu sinken, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, stand er an allen Gliedern zitternd da.

Mit Erstaunen hatten der Häuptling und die um ihn Stehenden die Verwandlung des Ritters bemerkt, aber gleich darauf loderte der Zorn des Häuptlings, der, wenn Don Nigro nicht gesprochen hätte, schon früher losgebrochen wäre, wieder heftig empor.

„Hund, von einem Pfaffen!“ schrie er dem Pater Donatus entgegen, „willst Du mir vorschreiben, was ich thun und lassen soll? Die Verbrecher sollen sterben ohne Zuspruch und Absolution. Ich will es so! Und Du pack Dich sogleich aus meinen Augen, wenn Du nicht mit Hunden von dannen gehetzt sein willst!“

„Ich bin in der Hand des Herrn“; sprach der Pater mit demüthiger Ergebung, indem er einen Blick voll unaussprechlichen Schmerzes zum Himmel sandte und wie segnend die Hände gegen die dem Tode Geweihten ausstreckte; „mir geschehe nach seinem Willen! Eurer aber erbarme er sich in seiner unendlichen Gnade und verlasse Euch nicht in Eurer letzten Stunde.“ Mit diesen Worten verließ der Pater mit langsamen Schritten den Ort, an welchem gleich der Tod eine reiche Ernte halten sollte.

„Bei meinem Schwert!“ rief Don Nigro jetzt, „Ihr laßt den Pfaffen viel hingehen. Mit Eurer Langmuth wächst der Glatzköpfe Hochmuth; sie werden Euch immer in den Weg treten, wenn Ihr ihnen nicht einmal vom Stiere die Hörner zeigt.“

„Dank' Euch für den Rath, Herr Ritter“; antwortete der Häuptling mit einem verächtlichen Lächeln, „das Armesündergesicht, welches Ihr so eben noch zeigtet, paßt aber schlecht dazu. — Hierauf wandte er sich zu den Henkern, welche seine Befehle aufs Neue zu erwarten schienen, da sie noch nicht ihr blutiges Tagewerk begonnen hatten.

„Nun, was zögert Ihr noch?“ herrschte er ihnen zu; „thut Euer Amt und sputet Euch.“

Rasch ergriff jetzt der Henker das Beil; „heran Junker Manso!“ rief er dann laut, indem er das Beil einigemale, anscheinend um seinen Arm zu üben, um den Kopf schwang.

Der Gerufene trat zum zweiten Male an den Block und dem schon erhaltenen Befehle Folge leistend, legte er ruhig die rechte Hand darauf nieder. — Das Beil blitzte in der Luft und die Hand lag getrennt vom Arme auf dem Blocke. Der Junker zuckte heftig zusammen, aber kein Laut des Schmerzes entfuhr seinen Lippen; er sah nur mit einem Blick voll Haß und Verachtung zum Häuptling hinüber und legte dann schweigend die linke Hand auf den Block. Aber der Henker stieß ihn zu Boden, ein anderer drückte seinen Kopf auf den Block, das Beil blitzte abermals und der Kopf des Junkers Manso rollte in den Sand. — Der Henker winkte hierauf einem der andern Ritter, dessen verstümmelte Leiche

ebenfalls nach wenigen Secunden von den Henkersknechten fortgetragen wurde. Sieben Ritter waren auf diese Weise unter dem Richtbeil gefallen, als der Ritter Hillard, der mit unverändertem Gesicht der Hinrichtung seiner Freunde zugesehen, auf den Ruf des Henkers an den verhängnißvollen, bluttriefenden Block trat. Als er wie seine Vorgänger die Hand darauf legte, hieb ihm der Henker den Daumen ab. Zornig blickte der Ritter seinen Peiniger an, denn er glaubte, daß ein ungeschickter Hieb seine Qualen vermehrt habe. Aber beim zweiten Hiebe auch erst der zweite Finger weg, dann der dritte und so weiter, und der unmenschliche Häuptling ließ dem Unglücklichen die zehn Finger seiner Hände einzeln abhauen, ehe sein Haupt vom Rumpf getrennt wurde.

Hierauf wurden die kriegsgefangenen „freien Friesen" vor den Häuptling geführt, welcher ihnen das Verbrechen, um dessentwillen sie gestraft werden sollten, nur ganz im Allgemeinen vorhielt, und ihnen darauf ihr Urtheil verkündete.

"Ihr seid mit den Waffen in der Hand gefangen worden"; rief er ihnen entgegen, „und die Helfershelfer der Raubritter, deren Häupter Ihr fallen gesehen, gewesen. Bereitet Euch zum Tode!

„Wir sind bereit!" tönte es dumpf aus dem Kreise der Gefangenen zurück.

Der Häuptling gebot nun dem Anführer der Bewaffneten die Verurtheilten zum rechtsstehenden Blocke, auf welchem so eben die Ritter enthauptet worden, zu führen. Die Gefangenen horchten hoch auf; sie schienen erstaunt aber auch zugleich erfreut darüber zu sein, daß ihr Blut sich mit demjenigen ihrer Ritter und Führer mischen sollte und mit einem stolzen, freudigen Ausdrucke im Gesichte gingen sie, ihr Haupt dem Todesstreiche darzubieten. Es lag aber keineswegs in der Absicht des Häuptlings, den „freien Friesen" eine Ehre zu erweisen, er wollte nur zu Ende kommen, und befahl die Hinrichtung der leibeigenen Knechte, ohne sie einmal vor seinen Stuhl führen zu lassen, zu gleicher Zeit auf dem linksstehenden Blocke vorzunehmen. Die Blutarbeit begann. Sämmtliche Gefangene brauchten jedoch nur ihren Kopf und nicht wie die Adeligen auch ihre Hand auf den Richtblock zu legen. Das Blut floß im strengsten Sinne des Wortes in Strömen über den Marktplatz hin und viele Knechte waren fortwährend beschäftigt, die Leichen fortzuschleppen, welche sämmtlich in ein ungeheures Grab geworfen wurden, das nicht weit vom Marktplatze zu dem Ende schon Tags zuvor gegraben worden. In weniger als einer Stunde waren sämmtliche Kriegsgefangene in die Ewigkeit befördert, und der Häuptling ließ jetzt die alte Frau, welche der Hexerei an=

geklagt war, vor seinen Stuhl bringen. Das Weib zitterte heftig, die Todesangst schnürte ihr die Kehle zu, so daß sie auf keine der Anklagen wegen Behexung von Kühen, Schafen und Pferden u. s. w., deren sie sich schuldig gemacht haben sollte, irgend etwas erwiedern konnte. Nur als der Häuptling gebot, sie in einen Sack zu stecken und in die Jahde zu werfen, und die Henker sie ergriffen, um den Spruch des Häuptlings zu vollstrecken, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und fand plötzlich ihre Sprache wieder. Während der Henker beschäftigt war, sie einzunähen, betheuerte sie immer ihre Unschuld und bat um ihr Leben. Aber der Richter hatte ihr Urtheil bereits gefällt und bald darauf wurde sie von zwei Knechten fortgeschleppt und von einem Gerüste herunter in die Jahde gestürzt.

Jetzt kamen die beiden Verbrecher an die Reihe. Es waren zwei Brüder, die Vater und Mutter ermordet hatten, um früher in den Besitz der elterlichen Habe zu gelangen, und die ihr entsetzliches Verbrechen bereits eingestanden hatten. Ihre Strafe war so gräßlich wie ihre That. Der Häuptling ließ ihnen zuerst die Füße und Hände, darauf die Arme bis zum Elbogen und die Beine am Knie abhauen. Solchergestalt verstümmelt wurden die Elenden, deren herzzerreißendes Geschrei durch die Lüfte drang, Jeder auf einem der Blöcke festgebunden,

und darauf vor ihren Augen in der Mitte des Marktplatzes ein Grab gegraben. Als dasselbe fertig war, legte man die vor Schmerz fast wahnsinnig gewordenen Unglücklichen mit den von ihren Körpern getrennten Gliedmaßen hinein, und warf darauf, die Verbrecher lebendig begrabend, die Grube zu.

Das Schreckensgericht war beendet. Der Häuptling erhob sich von seinem Sitze und verließ, begleitet von seinem Sohne, dem Ritter Don Nigro und mehrern Adeligen den Marktplatz. Die Menschenmenge, welche den Hinrichtungen beigewohnt hatte, verlief sich in dumpfem Schweigen, die Bewaffneten wurden von ihren Führern entlassen und nur die Henker und ihre Knechte blieben noch eine Zeit lang auf dem Marktplatze zurück, um ihre Todesgeräthe bei Seite zu schaffen, und so gut es gehen wollte die blutigen Spuren ihres Gewerbes durch aufgeworfenen Sand zu vertilgen.

10.

Der ganze Flecken war in freudiger Aufregung; Erko, der Häuptling von Würdelehe war, wie wir bereits erfahren haben, zum großen Aerger des alten Folko Folkena und der ganzen Einwohnerschaft von Bant früher seiner Haft entkommen, und man hatte die Hoffnung, seiner wieder habhaft zu werden, be-

reits aufgegeben. Nun war aber zur großen Freude Aller dieser Häuptling wieder in seine Haft zurückgeliefert und Folko Folkena hatte obendrein den Verräther, der ihm zur Flucht behülflich gewesen und später verborgen gehalten hatte, in seine Gewalt bekommen. Dieser Verräther war aber niemand anders, als der alte Will Gloyen, der, wie die Leser aus dem Vorhergehenden gesehen haben, unschuldig an der ganzen Sache war, und nur durch die List und Bosheit des Spaniers Don Nigro, seines Helfershelfers Joumard und der rachsüchtigen Ada in diesen bösen, sein Leben bedrohenden Verdacht gerathen war. Denn wie sollte es ihm gelingen, seine Unschuld darzuthun, da Niemand, selbst seine Freunde nicht, an der Schuld des alten Will Gloyen zweifelten. Erko war nämlich in dem Augenblick, als er den Stall Will Gloyens zur Nachtzeit verlassen wollte, von dem Sohne des Banter Häuptlings, dem Junker Ezzard, aufgegriffen und ins Gefängniß zurückgeschafft worden. Die Aussage Erko's, daß er ohne Wissen Will Gloyens in dessen Stall geflüchtet, als er sich verfolgt geglaubt, fand natürlich keinen Glauben, da Erko den Namen seines wirklichen Befreiers nicht kannte, denselben aber auch in keinem Falle verrathen haben würde, selbst wenn er denselben gekannt hätte. Will Gloyens war deshalb ebenfalls in den Kerker gebracht, und es

ging das Gerücht, daß er morgen, wo Folko Folkena den Häuptling von Würdelehe zu richten beschlossen hatte, das bejammernswürdige Loos desselben theilen würde.

In dem Hause Will Gloyens aber herrschte die trostloseste Verzweiflung. Die unglückliche Adila und ihre alte Mutter beteten und wehklagten und wußten ihres Leids kein Ende. Der Pater Donatus war unablässig bemüht, den Unglückseligen Trost zuzusprechen, aber es gelang ihm nicht, die Tiefgebeugten, die einen geliebten Gatten und Vater auf eine schreckliche Weise verlieren sollten, aufzurichten. Es war indeß eine besondere Vergünstigung, daß die Mutter und Tochter des vermeintlichen Verbrechers ihre Freiheit behalten hatten, denn im ersten Zorn hatte Folko Folkena befohlen, die ganze Familie Will Gloyens in Ketten zu legen, und nur die dringenden Bitten und Vorstellungen des Junkers Ezzard, der sich für die Unschuld der Mutter und Tochter mit seiner Ritterehre verbürgt und als einzigen Lohn für die Gefangennehmung des Häuptlings deren Freiheit erbeten hatte, waren vermögend gewesen, dieses Schicksal von ihnen abzuwenden. Der Päter Donatus, Adila und deren Mutter waren allein von der Unschuld Will Gloyens überzeugt, denn er hatte in dem Augenblick, als die Schergen des Häuptlings ihn ins Gefängniß abführten, geschworen,

daß er unschuldig an der Flucht Erko's sei und nicht gewußt habe, daß derselbe sich in seinem Stalle verborgen gehalten. Nur sie wußten, daß der gottesfürchtige Mann keines falschen Schwures fähig sei, aber sie wußten auch, daß Niemand sonst Gewicht darauf legen würde, und daß, wenn nicht andere Beweise seiner Unschuld zu finden sein sollten, ihn nichts vor einem schmählichen Ende retten könne. Was den Schmerz der Unglücklichen noch erhöhete, war, daß Ezzard, welchem Adila mit inniger Liebe zugethan gewesen und dessen Andenken ihrer Seele auch jetzt noch theuer war, ihnen diesen unaussprechlichen Jammer bereitet.

Plötzlich schrie Adila laut auf, ihre Thränen versiegten und wie abwehrend streckte sie ihre Arme nach der Thüre hin, deren Schwelle Ezzard so eben überschritt. Er sah bleich und verstört aus, seine sonst so stattliche Gestalt erschien wie die eines Greises, niedergebeugt und wie von der Last der Jahre zusammengesunken. So stand er einem Gespenste gleich der unglücklichen Adila, seiner früheren Geliebten, gegenüber, die, obgleich selbst bleich und abgezehrt dennoch von einer wunderbaren, rührenden Schönheit umflossen war.

„Was willst Du von mir, Du Entsetzlicher! sagte Adila, als sie sich von ihrem Erstaunen, den Junker in ihrer Wohnung und so schrecklich ver-

ändert wieder zu sehen, erholt hatte, mit schwacher, fast tonloser Stimme.

„Deine Verzeihung!“ antwortete Ezzard, indem er sich der Junfrau näherte und deren Hand ergreifen wollte.

Rasch trat der Pater Donatus jetzt zwischen den Junker und Adila. „Ihr bedürft deren nicht, Junker Ezzard“; sprach er dann mit Würde und Festigkeit; „Ihr habt gehandelt, wie Ihr es Eurer Pflicht und dem Gesetze schuldig waret; Ihr habt sogar großmüthig und edel gehandelt, da Ihr Euch für die Unschuld dieser bejammernswerthen Weiber verbürgtet. Statt der Verzeihung gebührte Euch vielmehr Dank. Solltet Ihr aber gekommen sein, diesen entgegen zu nehmen, so habt Ihr nicht die beste Stunde gewählt.“

„Laßt das, frommer Pater“; sprach Ezzard sanft, „Eure bitteren Reden treffen mich nicht, denn bei meiner Ehre, ich konnte nicht anders. Aber es zerreißt mir das Herz, daß gerade ich es sein mußte, der den Vater Adila's ins Verderben stürzte. Verzeihe mir diese That, gute Adila, die ein unglücklicher Zufall von mir verlangte.“ Er war mit diesen Worten an dem Pater vorübergegangen und suchte abermals Adila's Hand zu fassen. Das Mädchen aber wich mit einem unwillkührlichen Schauder vor ihm zurück, und ohne ihn anzusehen sprach sie

mit bewegter, zitternder Stimme: „Du hast mich verrathen und betrogen, Du hast meinen unschuldigen Vater dem schrecklichsten Schicksal übergeben. Rette ihn, Unglücklicher, so will ich Dein anderes Unrecht Dir vergeben. Rette meinen unschuldigen Vater.“

„Wenn er unschuldig ist“, antwortete Ezzard rasch, „so soll ihm kein Haar gekrümmt werden; aber schafft den Beweis.“

„Er hat einen heiligen Eid geschworen, daß er unschuldig sei!“ rief Adila hastig und Pater Donatus bestätigte ihre Aussage.

„Das wird meinem Vater nicht genügen“; antwortete Ezzard traurig.

„Nie, nie ging eine Lüge über seine Lippen!“ betheuerte Adila mit leidenschaftlicher Heftigkeit — „Was kann mein armer Vater dafür, daß der Verfolgte sich in sein Haus flüchtete, dessen Thüre ihm sein Befreier, wie der Häuptling von Würdelehe selbst ausgesagt, im Augenblicke der dringendsten Gefahr öffnete? Rette ihn, Ezzard, rette den Unglücklichen, der nichts verbrochen, als daß er die Thüre seines Hauses nicht verschlossen gehalten.

„Wenn der Befreier des Ritters Erko nicht aufgefunden wird“, sprach Ezzard düster, „so weiß ich nicht, wie ich Deinen Vater retten kann.

„Heiliger Gott!“ jammerte Adila, „wer ist denn dieser Befreier? Er muß ein schlechter Mensch sein, wenn er meinen alten Vater unschuldig tödten lassen kann. Er ist vielleicht sein Feind, und hat ihn absichtlich ins Verderben führen wollen.

Bei den letzten Worten, die der Pater Donatus der Jungfrau verwies, erschrak Ezzard sichtlich. Er erinnerte sich mit einemmale in wie sonderbarer Art ihm Okkena's Tochter den Weg vorgeschrieben, den er einschlagen solle, um des entflohenen Erko wieder habhaft zu werden, und daß sie ihm genau die Stunde genannt, um welche er bei Will Gloyens Hause einzutreffen habe, und daß gerade um diese Stunde der Flüchtling aus Gloyens Hause ihm wie einem Freunde entgegen getreten sei. Dies Alles fuhr ihm plötzlich durch den Kopf und eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß Ada mit dieser räthselhaften Probe, die sie ihm auferlegt, noch wohl etwas anderes, als die Wiedergefangennehmung des entflohenen Ritters, beabsichtigt haben mußte. Eine fürchterliche Angst bemächtigte sich seiner, als er sich diesen Gedanken weiter ausdachte, und es ihm allmählig klar wurde, daß hier ein tiefversteckter, boshafter Plan zum Grunde liegen mußte. Wie ein Verbrecher, an allen Gliedern zitternd, stand er jetzt vor der schönen unglücklichen Adila, die er, wie ihm nun einleuchtete, seiner Liebe zu der schrecklichen Ada opfern mußte.

Nicht vermögend diese Liebe aus seinem Herzen zu reißen, vermied er es, seinem unglücklichen Opfer ins Auge zu sehen, denn der fromme bittende Blick desselben traf ihn wie ein Dolchstoß, und bebend wandte er sich ab, um das Haus der Trauer zu verlassen.

„Ezzard!" rief Adila jetzt mit herzzerreißender Stimme, indem sie ihm nachstürzte und seine Knie umklammerte; „rette meinen Vater, und die arme Adila, der Du das Herz gebrochen, will Dich segnen und für Dich beten, so lange sie noch athmet.

„Laß mich!" rief Ezzard, indem er sich von ihr losmachte; „Du forderst zu viel. Es ist unmöglich; ich kann ihn nicht retten. Bin ich Herr seines Schicksals? Gehe zu meinem Vater, oder bete, daß Gott Dir einen Rettungsengel sende, der Deines Vaters Ketten bricht. Helft ihr beten, guter Pater, ich lohn' es Euch reichlich; laßt alle Klosterleute beten, ich will es mit schwerem Golde vergüten. Oder befreit ihn mit List oder Gewalt und flieht dann, so weit Ihr könnt; aber eilt, eilt, ehe es zu spät wird.

In wahrer Todesangst hatte der Junker diese Reden, die keineswegs so höhnisch gemeint waren, wie sie dem Wortlaute nach klangen, hervorgestoßen. Er sah die Unmöglichkeit ein, selbst gegen den Willen Ada's etwas unternehmen zu können, und so bemühte er sich in seiner Verwirrung, wenigstens seinen guten Willen an den Tag zu legen. Der Pater

und Adila sahen dem Junker starr nach, als er sich nach diesen halb sinnlosen Reden mit ängstlicher Eile entfernte, dann aber brachen die Thränen des Mädchens wieder unaufhaltsam hervor, denn die schwache Hoffnung, ihren geliebten Vater zu retten, die während Ezzard's Anwesenheit in ihr erwacht war, schwand nun gänzlich. Pater Donatus blieb der Armen tröstend zur Seite.

Es war am Abend desselben Tages, als Ada unruhig und verstört in ihrem Zimmer stand und hinaufschaute zu den schwarzen Wolken, die von einem furchtbaren Sturme gepeitscht, am Himmel hinzogen. Die ganze Natur schien in einer wilden Aufregung zu sein, denn durch das Schnauben und Brausen des Sturmes, der die Meereswogen mit donnerndem Krachen zwischen die Jahdedämme trieb, klang dumpf der Donner der Gewitterwolken, die landeinwärts zogen, das Stöhnen und Knarren der Schiffsmasten, das Krachen der Bäume, die der Sturm zusammenbrach; grelle Blitze zerrissen auf Augenblicke die dichte, schwarze Finsterniß, und beim Scheine derselben sah man in der Luft die Schwärme der weißen Seemöven, welche mit einem heiseren, schauerlich tönenden Geschrei sich über dem Flecken in den Lüften wiegten. Die Schrecknisse der Natur schienen aber Ada's Gedanken nicht zu beschäftigen, denn in ihren Zügen war nicht Schrecken oder

Grauen, sondern nur eine große innere Aufregung und qualvolle Unruhe zu lesen. Leise öffnete sich jetzt die Thüre ihres Gemachs, und Ada, die es gehört hatte, ging dem Eintretenden mit hochklopfendem Herzen entgegen. Es war der Handelsmann Joumard.

„Das ist ein gräßlich Wetter heute, schöne Jungfrau"; sagte dieser, indem er seinen von Regen triefenden Mantel auf den Boden fallen ließ und innerlich zusammenschauderte, „ein Wetter, als ob das jüngste Gericht anbrechen sollte, vor dem uns die Heiligen noch bewahren mögen."

„Laßt das Geschwätz, Herr"; sagte Ada streng, „seid Ihr im Besitz dessen, was ich von Euch verlangt?"

„Hier ist es, edle Jungfrau"; erwiederte Joumard, indem er dem Mädchen ein kleines, wohlverschlossenes Schächtelchen überreichte. „Eine Messerspitze voll genügt, das Blut eines Elephanten binnen wenigen Minuten zu Eis erstarren zu lassen.

„Und ohne eine Spur zurückzulassen?" fragte Ada hastig, „mich dünkt, Ihr sagtet mir das.

„So ist es;" sagte Joumard, „derjenige, der von diesem Pulver in Wein oder Wasser geschüttet, das Geringste genießt, ist binnen fünf Minuten eine Leiche, und in dieser keine Spur dieses feinsten, vegetabilischen Giftes aufzufinden.

„Gut, gut“; antwortete Ada, „Verschwiegenheit brauche ich Euch nicht anzuempfehlen.“ Sie nahm bei diesen Worten eine schwere Geldbörse vom Tisch, welche sie dem Handelsmann, der begierig die Hände darnach ausstreckte, überreichte.

„Hier ist Euer Lohn“; sprach sie dann leise, „und nun verlaßt mich.“

„Danke von Herzen“; sagte Joumard und indem er das Mädchen mit einem lauernden Blicke betrachtete, fuhr er fort, „darf ich Euch wohl fragen, schöne Jungfrau, wer der Elende ist, der sich den Groll des reizendsten und reichsten Mädchens von Bant zugezogen?“

„Was kümmert das Euch?“ antwortete Ada stolz, „entfernt Euch!“

Joumard hob ohne zu antworten seinen Mantel vom Boden auf, und machte dann der Jungfrau eine ehrerbietige Verbeugung.

„Wartet noch, Joumard!“ sprach Ada jetzt, nachdem sie nur einen Augenblick nachsinnend überlegt hatte; „Ihr wolltet den Namen dessen wissen, den ich verfolge; ich will ihn Euch sagen, damit Ihr vorbereitet seid, und nicht etwa später eine Thorheit begeht.

„Ich eine Thorheit begehen!“ wandte Joumard mit einem schlauen Lächeln ein — „Nun, der Name Eures Feindes ist —

Scheu und ängstlich blickte Ada um sich her, gleichsam um sich zu überzeugen, ob sie auch mit dem Handelsmann sich allein im Zimmer befinde, dann diesem ganz nahe tretend, flüsterte sie ihm mit leiser, zitternder Stimme ins Ohr: „Sein Name ist — Don Nigro.“

„Don Nigro!“ schrie Joumard in namenlosem Entsetzen — Weib, bist Du wahnsinnig? Hier ist Dein Gold zurück; gieb mir das Gift wieder!“

Er faßte bei diesen Worten die Hand des Mädchens, in welcher sie das Schächtelchen hielt; aber kräftig stieß Ada ihn zurück.

„Zurück, Verwegener!“ rief sie zornig, indem zugleich in ihrer andern Hand ein Dolch blitzte, welchen sie dem aufs Neue andrängenden Joumard entgegen hielt. Der Handelsmann stand zitternd still.

„Hört mich nur einen Augenblick! hochedle Jungfrau!“ bat er dann mit flehendem Tone.

„Nichts will ich hören!“ rief Ada, deren Zorn sich immer mehr steigerte; „hinaus mit Dir, Elender! oder ich durchbohre Dich, und wenn Du es wagst, dem Spanier einen Wink zu geben, so klage ich Dich vor dem Häuptlinge, dem Vater meines Bräutigams, der Giftmischerei an, der ich Dich mit dieser von Dir gezeichneten Schachtel überführen kann.“

Sie ging hierauf mit vorgehaltenem Dolche auf den Handelsmann zu, welcher in feiger Todesfurcht

und niedergedonnert von der gewichtigen Drohung das Gemach des bösen aber entschlossenen Weibes verließ.

Es dauerte lange, ehe Ada die Aufregung, in welche sie durch diesen Vorfall gerathen war, niedergekämpft hatte, dann aber überließ sie sich wieder den Gedanken, welche sie vor der Ankunft des Handelsmannes so lebhaft beschäftigt hatten. So streng und stolz ihr Herz auch war, so konnte sie demselben doch nicht gebieten. Mehr als je und mehr als sie selbst sich gestehen mochte, fühlte sie sich jetzt zu demjenigen hingezogen, der ihren Stolz und ihre Mädcheneitelkeit aufs Tiefste beleidigt hatte, dem sie den unversöhnlichsten Haß geschworen, und den zu verderben sie bis jetzt so fest entschlossen gewesen war. Aber je mehr sie ihr Ziel erreichte, desto mehr verlor sich ihr Haß und desto widerwärtiger und peinlicher wurde ihr das mit Don Nigro geschlossene Bündniß. Sie fühlte die Ueberlegenheit des Spaniers, trotzdem daß er ihr in Allem willfährig war und nichts als ihr Sclave sein zu wollen schien; sie fühlte dies um so drückender, als die Persönlichkeit des Ritters so abschreckend häßlich war und sie vor seinen Huldigungen und Artigkeiten ein eigenthümliches Grauen empfand. Sie ahnte, daß jetzt bald die Zeit heranrücken müsse, wo der Spanier auf die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens dringen werde, und da sie sich endlich entschlossen

hatte, dasselbe nicht zu halten, so dachte das gewissenlose Weib sich seiner Verpflichtung gegen den Spanier in solcher Weise zu entziehen, daß es zugleich vor der Rache desselben auf immer gesichert war. Wir haben aus ihrer Unterredung mit Jouward gehört, in welcher Weise sie ihr Ziel zu erreichen gedachte.

Nach einer Weile wurde von einer Dienerin leise die Thüre geöffnet, ein Lichtschimmer fiel in das Gemach und Ada fuhr mit einem jähen Schreck empor; denn in dem Scheine des Lichtes bemerkte sie plötzlich zwei bekannte Gesichter, bei deren Anblick sie jedoch im Innersten erbebte. Es war das bleiche, eingesunkene Antlitz Ezzards, aus welchem zwei große dunkle Augen mit unheimlicher Glut und fast gespenstisch hervorleuchteten, und hinter demselben sah sie das verzerrte, schadenfroh lächelnde Gesicht des Spaniers, der ihr mit widriger Vertraulichkeit einen Gruß zunickte und mit triumphirendem Lächeln auf den Junker hinwies. Das kühne Mädchen fühlte sich von einem unwillkührlichen Schauder ergriffen, bange Furcht bemächtigte sich ihrer Seele und mit leiser bebender Stimme fragte sie die Dienerin, ob sie Jemand zu sprechen wünsche.

„Der Junker Ezzard!“ antwortete die Dienerin, indem sie ein Licht auf den Tisch stellte. Die Thüre war wieder zugefallen.

„Und Don Nigro?“ fragte Ada weiter.

„Nein, nur der Junker Ezzard“; erwiederte die Dienerin.

„Aber Don Nigro, was will denn Don Nigro?“ rief Ada mit angstvoller Hast.

„Ich weiß nichts von Don Nigro, edle Jungfrau!“ antwortete die Dienerin demüthig, nur der Junker Ezzard ist draußen und verlangt dringend zu Euch gelassen zu werden.“

„Elende!“ rief Ada jetzt mit vor Angst und Zorn zitternder Stimme, Du weißt nichts von Don Nigro? Und doch sah ich ihn draußen, als Du die Thüre öffnetest. Unglückliche, Du bist mit ihm im Bunde.

„Ich verstehe Euch nicht, edle Jungfrau“; erwiederte die Dienerin, indem sie ängstlich einige Schritte zurücktrat; „Euere Phantasie muß Euch ein Trugbild vorgespiegelt haben. Don Nigro hat dieses Haus nicht betreten; ich sah ihn noch vor wenigen Minuten mit dem Ritter Bernefuer über den Marktplatz gehen.“

Ada hatte nicht Zeit, zu antworten, denn plötzlich wurde die Thüre mit einigem Ungestüm aufgerissen, und der Junker stürzte mit angstverzerrtem Angesicht ins Gemach. Seine Kleidung war in Unordnung, die Haare flatterten ihm wild um den Kopf, und der vornehme Häuptlingssohn sah in

diesem Augenblicke wie ein Räuber oder Wegelagerer aus, und selbst Ada erschrak vor dem schrecklichen Ausdruck, der in seinem Gesichte lag.

„Ihr laßt mich lange warten, schöne Braut"; rief er bei seinem Eintreten mit heiserer Stimme. Die Gesellschaft vor Eurer Thüre behagt mir aber nicht, und deshalb bin ich so frei, hereinzutreten, ohne Eure Erlaubniß abzuwarten."

„Die Gesellschaft vor meiner Thüre?" fragte Ada, indem sie einen wüthenden Blick auf die Dienerin warf, und dieser, die sich der Thüre bereits genähert hatte, den Weg vertrat. „Welche Gesellschaft, Junker?

„Welche Gesellschaft?" antwortete Ezzard, während er schaudernd nach der Thüre blickte; „Teufelslarven und Höllenspuk. Die Geister der enthaupteten Gefangenen, Alix und der Spanier hausen vor Eurer Thüre; sie fletschten die Zähne, grinseten und heulten, nahmen die Köpfe von den Schultern und warfen sie mir vor die Füße, um mir den Eingang zu wehren. Aber wenn auch die ganze Hölle vor Eurer Thüre lagerte, und der Teufel selbst hielte Euch in seinen Armen, ich entrisse Euch ihm, denn Ihr seid mein, mein! jetzt endlich habe ich Euch gewonnen."

Der Junker trat bei diesen Worten seiner Geliebten mit ausgebreiteten Armen näher; aber er-

schrocken und von Entsetzen ergriffen über den Umstand, daß auch sie, eben so wie der Junker, den Spanier zu sehen geglaubt, wich Ada vor ihm zurück.

„Mäßigt Euch, Junker!“ sprach sie darauf mit bebender Stimme, während sie der Dienerin einen Wink gab, die sich zitternd, und indem sie das Zeichen des Kreuzes machte, entfernte.

„Was fliehst Du vor mir?“ rief Ezzard, indem er das Mädchen mit wilden drohenden Blicken anstarrte; „Deine Gebote sind erfüllt: Adila ist durch mich dem Jammer und der Verzweiflung, vielleicht dem Wahnsinn überliefert; die arme Alix traf mein spitzer Dolch, als sie in Liebesgluth an meinem Halse hing; ihr Leichnam treibt jetzt auf den Wellen der Jahde. Verlange nicht mehr, Du schöner Teufel, denn meine Seele dürstet jetzt fast eben so sehr nach Deinem Blute, als nach Deinen Küssen.“

Der Junker zog bei diesen Worten seinen Dolch aus dem Gurt, und betrachtete ihn einige Augenblicke mit stieren Blicken. „Sieh, sieh!“ rief er dann, „er ist noch gefärbt von dem süßen Herzblute der schönen Alix. Das ist der Kaufpreis, den ich für Dich gezahlt, und ich schwöre es bei der Hölle, die in meinem Busen brennt, ich will ihn nicht umsonst verschleudert haben!“

„Um unserer Liebe willen, schweigt!“ rief Ada, ängstlich nach der Thüre blickend; der Gedanke, daß

Don Nigro sie vielleicht belausche, beunruhigte sie mehr, als die leidenschaftlichen drohenden Worte des Junkers; denn sie wußte, daß ein einziges Liebeswort aus ihrem Munde hinreichend sei, ihn zu besänftigen; aber sie fürchtete sich, dieses Wort auszusprechen; denn frei von allem Gespensterglauben, und es nicht für möglich haltend, daß ihre Phantasie ihr ein trügerisches Bild vorgespiegelt haben könne, war sie beinahe überzeugt, daß der Spanier in der Nähe sei, dessen Argwohn sie um keinen Preis erregen mochte. Gleichwohl aber mußte etwas geschehen, um Ezzard für den Augenblick zu entfernen, was jedoch, wie sie fühlte, ohne einige Zärtlichkeitsbeweise von ihrer Seite nicht möglich war. Mit dem holdesten, süßesten Lächeln, welches ihr zu Gebote stand, trat sie nun dem Junker ganz nahe, und indem sie seine Hand ergriff, welche sie zärtlich drückte, flüsterte sie ihm ins Ohr:

„Verrathet Eure That nur nicht selbst, mein theurer Ezzard! Mein Herz ist überglücklich, daß es Euch jetzt allein gehören darf, aber es zittert bei dem Gedanken, daß Ihr als Mörder angeklagt werden könntet. Um Eurer Ada willen also, verrathet Euch nicht. Morgen schon, oder wann Ihr wollt, bin ich die Eure; aber geht jetzt, mein geliebter Ezzard, es ist schon spät, und ich bedarf der Ruhe.“

Ihren Arm um Ezzards Nacken legend, drückte sie rasch ihren Mund auf die bleichen Lippen des Junkers.

Dieser stand einen Augenblick ganz verwirrt. die Zärtlichkeit des schönen Mädchens, deren er sich jetzt zum erstenmale erfreute, erfüllte ihn mit einem unnennbaren Entzücken; der Dolch entfiel seinen Händen, einige unzusammenhängende Worte stammelnd, sank er vor Ada auf die Knie, während ein Strom von heißen Thränen über seine bleichen Wangen herabfloß.

Mit einem eigenthümlichen Lächeln blickte Ada einige Augenblicke auf den geistig wie körperlich gleich sehr zerrütteten Jüngling nieder; aber es war schwer zu entscheiden, ob dieses Lächeln eine innere Befriedigung, oder eine gewisse Schwermuth und Trauer ausdrückte, denn keine Beimischung von Haß oder Zorn war in den Zügen des schönen Gesichts zu finden; und wohl ist es denkbar, daß in diesem Augenblicke ihr stolzes Herz dem Junker verzieh, und daß sie es aufrichtig meinte, als sie sich zu dem Knienden niederbeugte, und ihm mit leiser, bewegter Stimme süße Liebesworte ins Ohr flüsterte. Dann aber gedachte sie des Spaniers, den sie in der Nähe glaubte, und wohl wissend, daß sie diesem gegenüber ihrer ganzen Ruhe und Besonnenheit bedürfen werde, und zugleich vor Verlangen brennend, das Ziel ihres verbrecherischen Strebens zu erreichen, bat sie den

Junker mit dringenden Worten, sie jetzt zu verlassen, wobei sie ihm jedoch mit freundlichem Lächeln gestand, daß es ihr lieb sein werde, wenn er morgen bei dem alten Okkena um sie werbe.

Es dauerte lange, ehe Ezzard den Sinn der dringenden Bitte, Ada's Gemach zu verlassen, faßte; er war ganz berauscht von den holden, freundlichen Worten, die über Ada's Lippen flossen, und die einen um so stärkeren Eindruck auf ihn machen mußten, als er bisher nur harte, strenge Reden, oder mit eisiger Kälte ausgesprochene Befehle aus dem Munde der Geliebten vernommen hatte. Endlich verstand er jedoch die wiederholten Mahnungen Ada's; er sprang empor, aber unvermögend, den Gefühlen, die seine Brust zu sprengen drohten, Worte zu geben, preßte er die Jungfrau, die ihm vergebens auszuweichen versuchte, in wahnsinniger Glut an sein Herz, und verließ darauf in halber Betäubung das Gemach. — Beide ahnten nicht, wie bald und in welcher Stimmung sie sich wieder sehen sollten.

Lange blickte Ada auf die Thüre, die sich hinter dem Junker bereits wieder geschlossen hatte, als erwartete sie, daß dieselbe sich wieder öffnen werde. Sie war gefaßt, den Spanier eintreten zu sehen und hielt sich stark genug, denselben unbefangen und wie gewöhnlich zu bewillkommnen und mit Ruhe und Muth ihr verrätherisches Vorhaben ausführen zu

können. Ihre Erwartung erfüllte sich jedoch nicht; die Thüre blieb nach wie vor geschlossen, sie hörte noch, wie, nachdem der Junker Ezzard das Haus verlassen hatte, die Dienerin in ihr Zimmer zurückkehrte, und bis auf das rasende Getöse, welches der draußen wüthende Sturm verursachte, blieb Alles still um sie her.

„Seltsam", sagte sie nach einer langen Pause, während sie sich unruhig auf einen Sessel niederließ; „sollte ich mich doch getäuscht haben? Sollte meine Einbildungskraft mir so deutlich und bestimmt das Bild Don Nigro's vorgespiegelt haben können? Freilich, meine Seele war mit ihm beschäftigt und ich in aufgeregterer, höher gespannter Stimmung, als ich sonst zu sein pflege, und man sagt ja, daß in solchen Augenblicken dergleichen möglich ist."

Als Ada nach diesem Selbstgespräch gedankenvoll vor sich hinblickte, gewahrte sie den Dolch des Junkers, der den Händen desselben vorhin entfallen war und von diesem vergessen noch auf dem Boden lag. Ein eisiger Schauer durchrieselte sie, als sie die Waffe vom Boden aufhob und ihre Augen auf den Blutflecken hafteten, die hie und da den Glanz des blanken Eisens trübten. Dennoch betrachtete sie eine Weile den Dolch mit unverwandten Blicken, und es war schwer zu bestimmen, welcher Art die Gefühle waren, die bei diesem Anblick ihr Herz bewegten.

Endlich schaute sie empor und zufällig fiel ihr Blick auf den Spiegel, der vor ihr an der Wand hing.

„Jesus Maria!“ schrie sie in demselben Augenblicke, und den Dolch fallen lassend, sank sie halb ohnmächtig in den Sessel, von welchem sie sich erhoben, zurück.

Sie hatte in dem Spiegel das schreckhafte, verzerrte Gesicht des Spaniers gesehen, das spöttisch lächelnd ihr über die Schulter blickte.

Don Nigro schien sich an der Bestürzung und Angst, in die sein plötzliches Erscheinen die Jungfrau versetzt hatte, zu weiden, denn schweigend und mit einem wunderlichen Lächeln, das seinen Zügen etwas unbeschreiblich Widerliches verlieh, blickte er in das bleichgewordene Antlitz des Mädchens, welches sich noch immer nicht von dem jähen Schreck erholt hatte. Als Ada jedoch nach einer geraumen Weile ihre Besinnung wiederfand, kehrten ihr auch sogleich die ihr eigene Ruhe und Besonnenheit zurück, deren sie in diesem Augenblicke auch mehr denn je bedurfte, und schlau nach jedem Vortheil, der sich ihr darbot, haschend, bezeigte sie dem Ritter unverhohlen ihr Mißfallen über den Schreck, welchen er ihr verursacht, denn sie glaubte durch ihren verstellten Zorn ihn am sichersten über ihre wahren Gesinnungen und feindseligen Absichten, die sie gegen ihn im Schilde führte, täuschen zu können.

Die Unglückselige ahnete nicht, mit welch' einem Gegner sie es zu thun hatte.

Don Nigro erschöpfte sich eine Zeitlang in Entschuldigungen aller Art, die denn auch endlich das zürnende Mädchen zu besänftigen schienen; denn Ada beabsichtigte eine scheinbare Versöhnung herbeizuführen und dann, wenn kein Argwohn in der Brust des Ritters sich regen konnte, die letzte Mine, die sie von dem Gefürchteten befreien sollte, springen zu lassen.

Mit dem heitersten Ausdruck im Gesicht nahm sie, nachdem sie dem Ritter zum Zeichen der Versöhnung ihre Hand geboten hatte, auf einem breiten Polstersitze Platz, der unsern heutigen Divans nicht unähnlich sah, und lud Don Nigro mit holder Freundlichkeit ein, sich neben sie zu setzen; welcher Einladung dieser im nächsten Augenblick Folge geleistet hatte, und das einander würdige Paar, dessen Verworfenheit unsern Lesern kein Geheimniß mehr ist, tändelte und kosete, wie nur immer Verliebte es können, machte Pläne für die Zukunft und spottete nebenbei des unglücklichen Ezzard, des wieder ergriffenen Erko und der Familie Will Gloyens.

Plötzlich ließ Ada eine kleine silberne Glocke, die auf dem vor dem Polstersitze stehenden Tische stand, ertönen, und sich zu dem Ritter wendend, sagte sie mit anmuthiger Freundlichkeit: „Verzeiht, Don Nigro,

daß ich Euch noch nichts zum Imbiß geboten; aber Ihr selbst seid Schuld daran; denn über den Zauber Eurer Unterhaltung hab' ich die Pflichten der Wirthin vergessen, die ich indessen auch jetzt noch erfüllen kann, wenn Ihr mir mittheilen wollt, wonach Ihr Begehr tragt."

Eine Dienerin war mittlerweile eingetreten.

„Wenn Ihr mir erlauben wollt, einen Becher Wein auf Euer Wohl zu leeren, so würdet Ihr mich sehr verpflichten"; erwiederte Don Nigro verbindlich, während zugleich eine teuflische Freude aus seinen kleinen stechenden Augen blitzte.

Auf Ada's Wink entfernte sich die Dienerin und kehrte gleich darauf mit einem zierlich gearbeiteten mit Wein gefüllten silbernen Kruge zurück, welchen sie, so wie zwei goldene Becher auf den Tisch stellte, und dann wieder das Gemach verließ.

Don Nigro war aufgestanden und an das Fenster getreten.

„Das wird eine schreckliche Nacht werden"; sagte er dann, indem er hinausschaute, „der Sturm heult schauerlich, und die Wogen des Meeres brüllen wie hungrige Löwen. Fürchtet Ihr Euch nicht, schöne Ada?"

Ada schüttete, als der Spanier diese Frage an sie richtete, gerade etwas von dem Inhalte der von Joumard erhaltenen Schachtel in den mit Wein ge-

füllten Becher. Sie blickte deshalb mit Entsetzen empor, aber ihre Besorgniß, daß Don Nigro ihr Thun bemerkt, war ungegründet, denn er hatte sich gar nicht umgesehen und schaute auch jetzt noch unverwandt durch das im Toben des Sturmes manchmal erklirrende Fenster.

„Mich dünkt", rief sie mit einem heiter scheinenden Lachen, unter welchem sie das Zittern der Stimme, dessen sie sich nicht erwehren konnte, zu verbergen suchte; „Ihr, Herr Ritter, könnt am wenigsten darüber in Zweifel sein, ob Furcht und Angst mein Herz zu bewegen vermögen."

Don Nigro war inzwischen vom Fenster zurückgetreten und hatte sich wieder neben Ada auf den Polstersitz gesetzt; diese, die es vermied, dem Ritter ins Gesicht zu sehen, befand sich augenscheinlich in heftiger Aufregung; ihre Wangen wurden wechselweise bleich und roth, ihre Augen irrten von einem Gegenstande zum andern, krampfhaft drückte sie ihre Arme auf den Polstersitz und ihre Füße auf den Boden und dennoch konnte sie kaum ein Zittern unterdrücken, das ihren ganzen Körper wie Fieberhitze schüttelte. Don Nigro schien aber von alledem nichts zu bemerken, und in der Freude darüber gewann Ada, die innerlich ihre eigene Schwäche verwünschte, allmählig wieder einige Ruhe. Wer aber das Gesicht des Spaniers hätte beobachten können,

würde bemerkt haben, daß ihm Ada's Unruhe und Furcht keineswegeges unbekannt geblieben, und daß er ihr Zeit lassen wollte, wieder Ruhe und Fassung zu erlangen. Ada, die mit großer Spannung darauf wartete, daß der Ritter den Becher ergreifen und trinken möchte, bemerkte zu ihrem Verdrusse, daß er durchaus keine Anstalt dazu machte, und den vor ihm stehenden Becher gar nicht zu bemerken schien. Ihre Ungeduld wuchs und nicht vermögend, diese länger zu ertragen, nahm sie ihre ganze Kraft zusammen und sich zu dem Ritter wendend, sagte sie mit freundlichen Worten, die zugleich wie ein leiser Vorwurf klangen:

„Ihr scheint ganz vergessen zu haben, werther Ritter, daß Ihr Eurer Braut die Ehre erzeigen wolltet, auf ihr Wohl zu trinken."

Einen silbernen Teller vom Tische nehmend, bot sie darauf den auf demselben stehenden Becher dem Ritter dar.

„Trinkt, edler Ritter"; sprach sie dann, nachdem Don Nigro den Becher ergriffen hatte, „und zur guten Nacht wünsche ich, daß die Geister des Weins Euren Schlummer leicht sein lassen und Euch die holdesten Träume vorgaukeln mögen."

„Dank' Euch, schöne Jungfrau!" rief Don Nigro mit donnernder Stimme, dann führte er den Becher zum Munde und leerte ihn rasch bis auf den Grund.

Ada schwebte in Todesangst; der schreckliche Ton, in welchem der Ritter gesprochen hatte, ließ sie Verrath befürchten; aber er hatte doch den vergifteten Wein getrunken, und dieser Umstand hob zum Theil die Befürchtung wieder auf. Mit Blitzesschnelle fuhren ihr nun verschiedene Gedanken durch den Kopf; entweder sie war verrathen, und dann hatte sie das Aergste zu befürchten, oder die sonderbare Art, in welcher der Ritter ihr gedankt hatte, war nur eine Zufälligkeit, oder auch vielleicht nur eine Täuschung ihrer Sinne, und dann konnte sie jeden Augenblick den Tod des Ritters erwarten, und die Leiche desselben mußte in ihrem Zimmer gefunden werden, wenn sie nicht schleunig seine Entfernung veranlaßte. Dies Alles schnell erwägend, faßte sie ihren Entschluß, und sich von ihrem Sessel erhebend, bot sie dem Spanier wie zum Abschiede die Hand. Sie war überzeugt, daß derselbe, sofern er nicht von Joumard unterrichtet sein, oder sonst Verdacht geschöpft haben sollte, diesen Wink, sie zu verlassen, verstehen und demselben dann, wie er immer zu thun pflegte, sogleich Folge leisten werde.

Wie vernichtet sank sie jedoch gleich darauf in den Sessel zurück; denn ganz gegen seine Gewohnheit sprach Don Nigro mit einer kalten, spöttischen Höflichkeit die Bitte aus, ihn noch einige Augenblicke in ihrer Nähe zu dulden, und es blieb der

Verbrecherin jetzt nicht mehr zweifelhaft, daß sie verrathen, und somit der Rache des Spaniers, des einzigen Menschen, vor welchem sie eine unüberwindliche Furcht empfand, preisgegeben sei.

Es folgte jetzt eine lange peinliche Pause. Ada litt in der Angst und Ungewißheit, wie sich Alles noch gestalten werde, wahre Folterqualen. Das beharrliche Schweigen Don Nigros ängstigte sie mehr, als es die Ausbrüche seines Zornes gethan haben würden, denn sie konnte sich durchaus nicht enträthseln, was er mit diesem Schweigen beabsichtige. Daß er aber über etwas Entsetzlichem brüte, glaubte sie annehmen zu können. Diese quälende Ungewißheit und die Unruhe, worin sie sich befand, würden sie ohne Zweifel überwältigt und ohnmächtig hingeworfen haben, wenn sie nicht zugleich mit dem grimmigsten Zorne sich des Handelsmannes Joumard erinnert hätte, der sie, wie sie nicht anders glauben konnte, betrogen und verrathen und wie es den Anschein hatte, förmlich in die Falle gelockt hatte.

Don Nigro seinerseits ergötzte sich an der Angst und qualvollen Unruhe seines Opfers; von Zeit zu Zeit warf er einen tückischen Blick, worin sich jedoch eine eigenthümliche, grauenvolle Zärtlichkeit spiegelte, auf das vor Furcht zitternde Mädchen, das jetzt gänzlich in seine Gewalt gegeben war. Endlich er-

griff er leise die schlaff herunterhängende Hand desselben.

Wie vom Blitze getroffen, zuckte Ada zusammen, aber ein namenloses Erstaunen ergriff sie, als der Spanier in seiner gewöhnlichen freundlichen Weise die Frage an sie richtete: ob sie sich endlich erholt habe?

„Don Nigro!" rief sie, indem sie den Ritter mit ungewissen Blicken anstarrte, „was habt Ihr mit mir vor?"

„Beruhigt Euch, meine holde Braut"; erwiederte dieser, indem er gelassen den vor ihm stehenden Becher aufs Neue füllte; dann fuhr er mit höhnischem Lächeln fort: „Ihr befindet Euch in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung, schöne Ada; ich muß gestehen, ich habe Euch für stärker gehalten, habe Euch mehr geistige Kraft zugetraut, und die Kühnheit und Entschlossenheit, welche Ihr noch vor wenigen Minuten zeigtet —"

Ada machte eine Bewegung des Schreckens; die Ruhe mit der der Ritter über ihren Mordversuch zu reden begann, entsetzte sie, ihr Athem stockte fast und ihren Körper überfiel ein convulsivisches Zittern.

„Wenn Ihr wüßtet", fuhr Don Nigro mit größerer Lebhaftigkeit fort, während er Ada's Hand zärtlich drückte, „wie sehr ich Euch dieser Seelengröße wegen liebe, wie würdig Ihr meiner geworden

seid durch eine That, zu der nur ein großes, anbetungswürdiges Herz den Muth fassen konnte —"

Ada war aufgesprungen; außer sich über die sonderbaren Reden des Ritters, die ihr um so schrecklicher erschienen, je weniger sie sich dieselben erklären konnte, schrie sie in der fürchterlichsten Seelenangst:

„Entsetzlicher Mensch! was willst Du von mir? Ich bin in Deiner Gewalt; räche Dich, wie Du willst — aber komm' zu Ende!"

Plötzlich fiel ihr Blick auf den Ezzard gehörenden Dolch, welcher bei dem Erscheinen des Ritters ihren Händen entsunken war. Ein freudiger Schreck durchzuckte sie und den Dolch rasch vom Boden aufhebend, stand sie dann mit freudestrahlenden Blicken da. Sie sah sich nicht mehr wehrlos dem gefürchteten Gegner gegenüber, und daß sie entschlossen war, selbst einen Kampf mit ihm zu bestehen, sah man an ihren blitzenden Augen.

„Ja!" rief Don Nigro, „ich habe mich nicht in Dir getäuscht, Du bist ein großes, herrliches Weib, und werth meine Braut zu sein, als welche ich Dich jetzt, da alle Deine Bedingungen erfüllt sind, feierlich begrüße."

Ein greller Blitz und ein fürchterlicher Donnerschlag, der das Haus erbeben machte und noch lange nachhallte, folgten auf seine Worte, während er langsam gegen Ada vorschritt.

„Nicht näher!“ schrie diese, indem sie, obgleich einige Schritte zurückweichend, ihm ihren Dolch entgegen hielt, „oder ich tödte Euch!“

Der Spanier hob schweigend seine Hand gegen sie auf, und in demselben Augenblick sank der bewaffnete Arm des Mädchens wie gelähmt herunter und der Dolch fiel klirrend zur Erde.

„Gott steh mir bei!“ stammelte Ada, von starrem Entsetzen ergriffen, während Don Nigro sie ehrerbietig an ihren Sitz zurückführte, auf welchen Ada aufs Tiefste erschüttert halb bewußtlos niedersank.

Darauf sich auf ein Knie vor ihr niederlassend, hob Don Nigro mit schrecklicher Ruhe an:

„Du hast mich tödten wollen, schöne Braut, mit Gift und Dolch, und auch das Feuer“, setzte er mit einem schrecklichen Lächeln hinzu, „schienst Du zu meinem Verderben von den Wolken herabgerufen zu haben; aber glaubst Du, ich könnte Dich um dessentwillen hassen? O, nicht doch; ich liebe Dich nur um so mehr, und dieser muthige, einen großen Geist verrathende Widerstand, den Du meiner glühenden Liebe entgegensetzest, weiht mich auf immerdar zu Deinem Sclaven.“

„Wer bist Du?“ rief Ada in ahnungsvoller Angst, während sie schaudernd in die rollenden Augen

des Spaniers blickte, deren Sterne wie zwei feurige Kohlen in den tiefliegenden Augenhöhlen brannten.

„Dein Bräutigam, schönes Weib!“ rief dieser mit schrecklichem Lachen, „der vor Verlangen brennt, die Hochzeit mit Dir zu feiern.“

„Schützt mich, Ihr Heiligen, vor Diesem!“ rief Ada in der gräßlichsten Seelenangst, während sie wie zum Gebet die Hände faltete und ängstlich die Blicke von dem vor ihr Knienden abwandte.

„Zu spät, zu spät!“ rief Don Nigro, indem er aufsprang, „Du bist meine Braut, mir angetraut unter Blitz und Donner und bald schlägt die Stunde, in der Dein Bräutigam Dich heimführen wird.“

„Schlaf wohl, süß Liebchen!“ fuhr er dann, sich zum Weggehen anschickend, fort; „bald, bald siehst Du mich wieder — vielleicht diese Nacht noch.“ — Damit schritt er mit schallenden Tritten zur Thüre hinaus.

Ada erhob sich; ein Fieberschauer schüttelte ihren Körper, ihre Hand griff nach der Glocke, welche sie jedoch nur umstieß, und die darauf, vom Tische herunterrollend, hellklingend auf den Boden niederfiel.

Als die Dienerin eintrat, um nach dem Begehr ihrer Herrin zu fragen, sank ihr diese ohnmächtig in die Arme.

Draußen aber wüthete der Sturm, flammten die Blitze, grollte der Donner, und die Wogen der

Jahde zischten und brauseten und schlugen mit furchtbarem Getöse gegen die sie einschließenden Erddämme.

11.

Die Begebenheiten in unserer Erzählung drängen sich, und fast um dieselbe Zeit, wo die eben erzählten Vorfälle in dem Hause des alten Okkena stattfanden, ereigneten sich Auftritte anderer Art in der Wohnung des Handelsmannes Joumard, welche in der Nähe von Steen Steenens Gasthause gelegen war, und wohin wir den Leser uns zu folgen bitten.

Joumard war, nachdem er Ada Okkena verlassen hatte, deren Vorhaben ihn, wie wir gesehen haben, mit Schrecken erfüllte, mit sich selbst zu Rathe gegangen, was bei so bewandten Umständen für ihn zu thun wohl das Räthlichste sei. Anfangs wollte er dem Spanier Ada's meuchelmörderische Absicht verrathen, dann aber gedachte er der Drohung der wilden Ada, deren Entschlossenheit und rachedürstenden Sinn er genugsam kannte, um sich des Aergsten, dessen sie fähig war, versichert zu halten. Wie sollte er sich gegen die Anklage der reichen, angesehenen Jungfrau, der Braut des Häuptlingssohns vertheidigen? Sollte er die Anklage auf sie selbst zurückwerfen? War es denkbar, daß man seinem Worte, dem Worte eines unbeliebten Fremden, dessen

betrügerische und bübische Gesinnungen und Handlungen fast sprichwörtlich geworden waren, Glauben beimessen würde, und mußte er im günstigsten Falle nicht immer doch als Mitschuldiger gelten? Dem Allen gegenüber stand freilich der furchtbare Spanier, dessen Rache, wenn er sie ausüben wollte, wahrlich nicht minder zu fürchten stand, wie die des richtenden Häuptlings. Aber vielleicht starb ja Don Nigro an dem schrecklichen Gift, welches Ada ihm zu reichen entschlossen war; erfolgte sein Tod aber nicht, was Joumard für sehr wahrscheinlich hielt, da er ihn im Besitz übernatürlicher Kräfte glaubte, so konnte ein solcher gegen ihn geführter machtloser Streich ja kaum seinen Zorn reizen. Wir haben bereits gesehen, wie richtig diese letzteren Voraussetzungen des Handelsmannes waren. Dann aber — und diese Folgerungen bestimmten Joumards Entschluß — mußte sich Ada von ihm betrogen glauben, und er sah sich also in verschiedenen Fällen von der Rache des kühnen, vor keinem Verbrechen zurückbebenden Weibes bedroht.

Joumard entschloß sich daher, Ada's Vorhaben nicht entgegen zu treten, zugleich aber sich selbst den möglichen Folgen und Gefahren, die aus dem Gelingen oder Mißlingen desselben für ihn erwachsen konnten, durch eine schleunige Abreise von Bant zu entziehen, die schon am nächsten Morgen stattfinden sollte.

Wir sehen ihn daher in seiner Wohnung, die aus mehreren ineinander laufenden, geräumigen Zimmern bestand, mit dem Verpacken seiner Sammet- und Seidenstoffe in große Kisten beschäftigt, wobei er von seinem Diener Dominique unterstützt wird. Dieser, welcher an dem Geschäfte Joumards einen kleinen Antheil hatte, war höchst unzufrieden über den plötzlichen Entschluß seines Herrn, der ihn eines sichern, wenn auch verhältnißmäßig nur kleinen Gewinnes beraubte, und machte deshalb seinem Unmuthe durch allerlei mürrische Aeußerungen Luft.

„Ich begreife gar nicht", sagte er verdrießlich, „warum Ihr so eilig dieses Goldland verlassen wollt. Ihr könntet wenigstens doch so lange warten, bis der Quark von Seide und Sammet da verkauft wäre."

„Es geht nicht, Dominique"; sagte Joumard kurz, „wichtige Gründe bestimmen mich."

„Was hilft uns der ganze Plunder in Frankreich?" fuhr Dominique, der die Antwort seines Herrn überhört zu haben schien, fort; „nicht das ausgelegte Geld werden wir dafür wieder bekommen, während die dummen, reichen Teufel hier jedes Stück mit Gold aufwiegen, bleibt wenigstens noch einen Tag, und verkauft morgen Alles auf dem Markte zu jedem Preis, wir werden dann doch noch

immer mehr dafür bekommen, als der dreifache Werth des Zeuges beträgt."

„Ich bleibe nicht", antwortete Joumard, „und müßte ich Alles auf die Straße werfen. Höre, Dominique", sagte er dann mit etwas leiserer Stimme, „mein Gewissen ängstigt mich, ich kann nicht länger unter diesem gottlosen Volke leben, ich sehne mich darnach, einmal wieder unter gute, gottesfürchtige Christenmenschen zu kommen."

Dominique, der Helfershelfer und Spießgeselle des nichtswürdigen Joumard, sah seinen Herrn erstaunt und mit fragenden Blicken an.

„Ich weiß, was Du sagen willst", fuhr Joumard fort, „aber wenn wir beide auch gerade nicht die besten Christen sind, so gehen wir doch in die Kirche, beten unser Paternoster und unsern Rosenkranz und hören die Predigten der frommen Klosterleute. Wann aber siehst Du wohl, daß dieses Volk betet oder in die Kirche geht?"

„Ja, das ist wahr"; antwortete Dominique, „nur ein paar alte Weiber und Kinder findet man in der Kirche."

Es war nicht zu verkennen, daß die beiden verderbten, lasterhaften Gesellen sich mit der Erfüllung einiger äußerlichen religiösen Vorschriften und Gebräuche etwas wußten, und wie jener Pharisäer in

ihrem Innern sagten: Wir danken Dir Gott, daß wir nicht sind, wie diese.

Aber trotzdem wollte dem habgierigen Dominique nicht einleuchten, daß eine so plötzliche Abreise von Nöthen sei, und er hörte nicht eher auf zu murren und um Aufschub der Reise zu bitten, als bis ihn Joumard mit der Verheißung eines reichen Geldgeschenks zufriedengestellt hatte.

Während Herr und Diener nun allgemach alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatten, entfernte sich Dominique, um wegen Einschiffung der Kisten und Ballen das Erforderliche anzuordnen. Joumard aber blieb in dem Gemache zurück, und eine eiserne Kiste von ansehnlicher Größe aus einer Ecke hervorziehend und aufschließend ergötzten sich seine Augen und seine Seele an den Silber- und Goldschätzen, welche ihm daraus entgegenfunkelten.

Ein leises Klopfen an der Thüre und ein eigenthümliches Hüsteln, dessen Ton ihm bekannt schien, schreckten ihn indeß bald darauf aus seinen Träumereien von künftigen Freuden und Herrlichkeiten, die ihm diese Reichthümer gewähren sollten, empor. Die Kiste wieder sorgsam verschließend und an ihren Platz zurückschiebend, ging er dann, dem späten Gaste die Thüre zu öffnen, der schon ungeduldig zu werden begann und immer vernehmlicher klopfte. Schon im Begriffe zu öffnen, stand er plötzlich

unentschlossen still. — „Ich bin allein"; dachte er bei sich selbst, „all mein Hab' und Gut birgt diese Kiste, die ein einziger starker Mann mit sich fortzuschleppen im Stande ist. Wenn ich beraubt würde! — Wenn man mich tödtete!" — Er zitterte heftig bei diesen Gedanken, und das immer lauter werdende Klopfen war nicht geeignet, seine Besorgnisse wieder zu verscheuchen.

„Heda, Joumard, werdet ihr endlich öffnen?" rief jetzt draußen eine heisere Weiberstimme.

Der Handelsmann erkannte diese Stimme; er war höchlich überrascht, aber wie es den Anschein hatte, keinesweges in angenehmer Weise. Gleichwohl öffnete er nunmehr die Thüre.

Eine gebückte, schwarz verhüllte und von Regen triefende Gestalt trat herein.

„Odrada!" rief Joumard, nachdem die Eingetretene das Tuch, welches ihr Gesicht verhüllte, zurückgeschlagen hatte.

„Ich bin es!" versetzte das Weib, und sich mit beiden Händen auf einen kurzen Stock stützend, fügte sie mit einem heiseren Lächeln hinzu: „Ihr waret Euch meines Besuches wohl nicht vermuthend, Joumard?"

„Bei Christi Leichnam! nein!" erwiederte dieser zusammenschaudernd; „und ich glaube, Du hättest

besser gethan, wenn Du bei diesem Unwetter in Deiner Höhle geblieben wärest, und —

„Euch nicht gestört hätte; sprecht es nur aus!“ sagte das Weib. Dann in dem Gemache umherblickend, fuhr sie in gebietendem Tone fort:

„Den Stuhl dort! Ich bin ermüdet von dem weiten Wege; laßt mich sitzen, Joumard!“

Als der Handelsmann unmuthig den Sessel ihr näher hingeschoben, ließ sich Odrada langsam darauf nieder.

Der Anblick dieses Weibes hatte etwas Unheimliches, Gespenstiges. Ihre ganz zusammengesunkene, schreckhaft hagere Gestalt, ihre grauen, vom Sturme zerzausten Haare, das fleischlose Gesicht, der zahnlose Mund ließen auf ein hohes Alter, so wie ein immerwährendes Zittern und ein in kurzen Zwischenräumen wiederkehrender röchelnder Husten auf einen kranken, dem Tode nahen Körper schließen. Aber das Feuer und der düstere Glanz der tiefliegenden, schwarzgrauen Augen bewiesen, daß der Geist dieses schrecklichen Weibes nicht in gleichem Maaße alt und schwach geworden sei und daß noch Wünsche und Leidenschaften in der knochendürren Brust desselben lebten.

Nach einer Weile, während welcher der Handelsmann die unerwartete und unwillkommene Erscheinung mit innerlichem Grauen betrachtet hatte, fragte er mit Staunen und Verwunderung:

„Weib, was konnte Dich vermögen, aus Deiner

Erdhöhle hervorzukriechen, und die Straßen und Häuser der Menschen zu betreten?"

„Die Furcht"; antwortete Odrada dumpf.

„Die Furcht?" wiederholte Joumard bestürzt, denn es erschreckte ihn, daß dieses Weib, das wohl geeignet war, Furcht hervorzurufen, selbst Furcht empfinden könne. „Welche Furcht ist es, die Deine Seele bewegen kann?" setzte er dann mit bebender Stimme hinzu.

„Die Furcht vor dem Tode"; sagte das Weib, dann sich auf ihren Stab stützend, krümmte und wand sie sich unter den Schmerzen, die der eben wiederkehrende Husten ihr verursachte.

„Du weißt so manche Tränke zu brauen", sprach darauf der Handelsmann, dem die Gedanken an den Tod ebenfalls schrecklich waren, „vermag Deine Kunst nichts gegen den Tod?"

„Meine Kunst kann den Tod nur herbeiführen, nicht ihn zurückhalten"; antwortete das Weib mit tiefer Bekümmerniß. — Und wiederholt drohte der Husten die Lebensflamme, die nur noch matt in ihrem Körper zu brennen schien, zu ersticken.

„Nun, so ergieb Dich drein!" sagte Joumard, „Du bist alt und unheilbar krank und der Tod ereilt Dich hier draußen eben so schnell, als in Deiner Höhle."

„Wirst Du schweigen!“ schrie das Weib mit angstvoller Heftigkeit, „was weißt Du von meinem Alter und meiner Krankheit? Ich werde noch lange, recht lange leben.“ — Da Joumard schwieg, so fuhr sie mit grinsendem Lachen fort: „Vielleicht noch lange genug, um aus Deinem Gehirn und Deinem Herzen solche Pülverchen zu reiben, wie Du sie vor ein paar Tagen für die schöne Ada bei mir bestelltest.“

Joumard zuckte zusammen; aber der Zorn, der in ihm aufloderte, war nicht so stark, wie die Furcht, welche er vor dem alten Hexenweibe empfand, und sich bezwingend, sagte er mit ruhigem, fast mildem Tone:

„Wenn Du es hoffest, Odrada, noch lange zu leben, so will ich es wünschen.“

„So gefällst Du mir, mein Junge!“ rief die Hexe, während die Freude ein paar Tropfen Blut in ihre von einer fahlen Leichenblässe überzogenen Wangen trieb.

„Wen fürchtest Du aber“, sprach der Handelsmann weiter, „ist der Häuptling vielleicht hinter Dein Treiben gekommen?“

Das Weib schüttelte den Kopf. „Den Häuptling fürchte ich nicht“, sagte sie dann mit einem geheimnißvollen Lächeln, „ebensowenig wie Dich, denn so wie Du hat er auch schon meiner Dienste bedurft. Ich will Dir die Geschichte erzählen, Joumard.“

Der wiederkehrende Husten unterbrach sie hier, und nachdem der Anfall vorüber war, fuhr sie fort:

„Es mögen jetzt wohl an die fünfzig Jahre sein, da war der Häuptling ein schmucker, schlanker Bursche, und wohlgelitten bei den Weibern und Jungfrauen der ganzen Umgegend, die den schönen und reichen Junker Folko gar gern zum ehelichen Gesponsen gehabt hätten; aber der Junker ließ sich nicht fangen. Das heißt, er heirathete nicht, wenn er auch manchem schönen Jüngferchen mit den heiligsten Eiden versprach, sie als sein eheliches Weib heimzuführen. Gleichwohl war es ihm doch zuwider, ein Aergerniß zu geben, was ihm bei mancher Schönen das Spiel vielleicht verdorben hätte, und wenn die Noth da war, dann kam er zu mir, und für sein blankes Gold kochte ich ihm wirksame, kräftige Tränke, die dann das Aergerniß verhüteten, wenn auch die leichtgläubigen Dirnen dahinsiechten und in ihren besten Jahren in die Erde gescharrt werden mußten. Endlich aber verliebte sich der Junker in vollem Ernste, und grade diesmal stieß er auf ein fast unüberwindliches Hinderniß. Er verliebte sich nämlich in die junge, schöne Frau eines freien Rüstringer Friesen, der aber zum Unglück ebenfalls noch jung und gesund war, und seine Frau, die er zärtlich liebte, wie seinen Augapfel hütete und bewachte, so daß der Junker Folko sie nicht anders als in der

Kirche, bei Kindtaufen oder Hochzeiten sehen konnte. Es war ihm indessen bei solchen Gelegenheiten doch gelungen, die Liebe der Frau zu gewinnen, die nun eben so sehr nach ihm, wie er nach ihr schmachtete. Was war aber zu thun? Endlich, als der Junker seine Liebespein nicht mehr ertragen konnte, kam er zu mir, und ich gab ihm ein Schächtelchen mit dem feinen schnellwirkenden Pulver, wie Du eins erhalten hast. Einige Tage darauf, grade als der gute Ehemann mit seiner Frau die Kirche verließ, paßte der Junker die Gelegenheit ab, und steckte der Geliebten das Schächtelchen mit einem Brieflein, das sie von Allem unterrichtete, zu. Am Abend schon war der Mann todt.«

„Entsetzlich!“ rief Joumard schaudernd; „grade, als sie die Kirche verließen, also noch während die Kirchenglocken zum Heimgange läuteten?“

„Ei freilich“, versetzte das Weib, „ich hatte es ihm so gerathen, es war ja der günstigste Augenblick. Aber warum unterbrichst Du mich denn? — Also der Mann war todt. Es gab dies zwar ein großes Aufsehen in Bant, und es waren Manche, die da meinten, daß das nicht natürlich zugegangen sein, und der Mann wohl an Gift gestorben sein möchte. Aber auf die Frau fiel kein Verdacht, weil ihr Verhältniß mit dem Junker geheim geblieben war. Man hätte ihr jedoch auch nichts anhaben können, denn

es war ein schönes reines Gift, was ich dem Junker bereitet hatte, und als die Heilkünstler den Leichnam untersuchten, fanden sie keine Giftflecken an demselben, und es hieß nun, der Mann sei vom Schlage gerührt worden. Die schöne Wittib legte gar fromm und züchtig Trauerkleider an, und als darauf ein Jahr verflossen war, führte sie Folko Folkena, dessen Vater inzwischen das Zeitliche gesegnet hatte, als sein Weib in seine Burg. — Der schöne Ezzard ist die Frucht dieser von mir geschlossenen Ehe."

Von ihrem Husten unterbrochen, hielt Odrada einige Augenblicke in ihrer schrecklichen Erzählung ein, dann fuhr sie fort:

„In der Nacht, als Ezzard geboren wurde, stand über der Burg des Häuptlings — denn dazu war Folko, weil er reich und von stattlicher Gestalt und auch ein tapferer Krieger war, nach dem Tode seines Vaters gewählt — ein blutrother Stern mit einem langen Schweife, und die Banter erschracken und meinten, das bedeute Kriegs- oder Feuersgefahr, oder Ueberschwemmungen und Viehsterben und ich glaubte anfangs auch an so etwas. Als ich aber in der folgenden Nacht meine Tränke kochte, da erschien in dem aus dem Kessel aufsteigenden Qualme ein neugebornes Kind, über dessen Haupte stand, nur unendlich viel kleiner, gerad' ein solcher blutrother

Schweifstern, wie über der Burg des Häuptlings. Das Zeichen galt also dem Junker Ezzard, und ich müßte mich sehr irren, wenn es ihm Glück bedeutet hätte."

Joumard zitterte und bebte; es erfüllte ihn mit Entsetzen, daß durch seine Hülfe des Himmels Zorn sich an dem Junker Ezzard bereits erfüllt hatte, und es war ihm, als schwebte auch schon über seinem schuldbeladenen Haupte das Rächerschwert.

„Du siehst also", sagte Odrada, nachdem sie ihre Erzählung beendet hatte, sich zu Joumard wendend, „daß ich den Häuptling, meinen alten Bekannten, nicht zu fürchten habe, aber — "

„Aber", unterbrach sie der Handelsmann mit zitternder Stimme, „Du fürchtest dennoch Gefahr oder Tod? Ich beschwöre Dich, rede, von welcher Seite glaubst Du, daß er Dir droht?"

In Joumard war plötzlich eine dunkle Ahnung aufgestiegen, als ob Odrada's, Ezzard's und sein eigenes Schicksal in seltsam schrecklicher Weise verkettet sei, und die dunkle Furcht des Hexenweibes vor einer vielleicht nahen Gefahr, die somit auch ihm drohte, beunruhigte und marterte seine Seele.

„Von welcher Seite?" antwortete das Weib auf Joumards Frage, „das weiß ich selber nicht; vielleicht von allen. Höre, Joumard", fuhr sie dann

mit scheuen Blicken umhersehend fort, „der Tod schwebt um uns, über uns, unter uns. Ich sehe die Gestalt des Knochengerippes, wohin ich die Blicke wende.“

„Thörichte Einbildungen!“ sagte Joumard, auf welchen die Worte der alten Hexe dennoch einen Besorgniß erregenden Eindruck machten.

Das Weib schüttelte wie vorhin den Kopf.

„Keine Einbildungen“, sprach sie düster; „meine Augen sind geschärft; was Eure blöden Sehorgane nicht wahrnehmen können, das Leben und Weben der Geisterwelt, das sehe ich wie im hellsten Sonnenlichte; und ich sage Dir, uns droht Gefahr, nahe, schreckliche Gefahr. Auf dem Wege hierher sah ich beim Leuchten der Blitze den Tod tausendfach über den Dächern von Bant schweben, ich sah ihn über den schäumenden Fluthen der Jahde. Wenn ich die Erscheinungen beobachte, die sich in dem Dampfe, welcher aus meinem Zauberkessel emporsteigt, bilden, so sehe ich zwischen ihnen den Tod; wenn ich Nachts auf meinem Lager liege, sehe ich ihn in meinen Träumen, und ich vernehme dann tief unter mir ein dumpfes Getöse, das mich fast an das Brausen des Meeres gemahnt, und seit dreimal sieben Tagen höre ich, daß der Boden dumpf und hohl erklingt unter den Tritten der Menschen.“

„Weib, was ahnet Dir!“ rief Joumard, den die wie im Wahrsagertone gesprochenen Worte mit immer größerem Entsetzen erfüllten.

„Schreckliches!“ stöhnte das Weib mit röchelnder Stimme, während sie mit der einen Hand sich auf ihren Stab stützte, und die andere fest auf die keuchende, vom Husten gemarterte Brust drückte.

Joumard stand in athemloser Spannung. Nach einer langen Pause fuhr Odrada fort:

„Mir ahnet, daß diesem ganzen Lande ein schreckliches Unglück bevorsteht, welches den Tod in seinem Gefolge hat, den unentrinnbaren, tausendarmigen Tod.“

Die Hexe zitterte heftig, als sie diese Worte gesprochen hatte, und setzte dann, gleichsam um den schrecklichen Eindruck, den ihre eigne Rede bei ihr hervorgebracht, wieder zu schwächen, hastig hinzu:

„Aber ich werde ihm doch entrinnen; die nächste Morgenröthe sieht mich nicht mehr in Bant. Ich mag nicht sterben, ich will nicht sterben, Bruder Joumard.“

„Der Teufel ist Dein Bruder!“ schrie Joumard zusammenschaudernd; gleich darauf aber seine Heftigkeit gegen das gefürchtete Weib bereuend, und von Unruhe und Angst über die dunklen Ahnungen und Befürchtungen desselben ergriffen, fuhr er forschend, aber mit milderem Tone fort:

„Wenn nicht der Tod schon in Deinem Innern sitzt, so wirst Du auch nicht sterben; nur Dein krankes, fieberndes Gehirn erschafft die Ahnungen und Erscheinungen, die Deine Seele schrecken. Welche Gefahr von Außen könnte Dir oder diesem Lande drohen?“

Die Hexe, welche Joumards früheren Zornausbruch gar nicht beachtet und nur nachdenklich vor sich hin geschaut hatte, sah jetzt empor und antwortete mit halb mitleidigem, halb verächtlichem Lächeln:

„Du Thor, der Du zu glauben scheinst, als ob dem elenden Menschengeschlechte nicht immer Gefahr von Außen drohe. Immerdar schweben die feindlichen bösen Geister über Deinem Haupte, und sie zerschmettern es, sobald die ihnen entgegenwirkenden Kräfte nicht mehr stark genug sind zu seinem Schutze. Aber nur den geweiheten, den mit den Geheimnissen der Natur vertrauten Geistern ist es vergönnt, eine Vorempfindung des nahenden Unheils zu haben, damit sie sich ihm — wenn es im Bereiche der Möglichkeit liegt — entziehen können. — Der Augenblick, wo die allem Erschaffenen feindlichen Geister den Sieg erringen werden, ist nahe; — ich ahne, ich fühle, ich sehe es fast, aber — “

„Aber!“ rief Joumard, mit angsterfüllten Blicken umherschauend; denn es war ihm, als hinge das

Schwert, das ihn treffen sollte, schon über seinem Haupte."

„Aber ich weiß nicht, woher der Schlag kommen wird", fuhr das Weib fort; „der Tod hat mancherlei Waffen, womit er das Menschengeschlecht bekämpft. Krieg, Erdbeben, Pestilenz, Feuer, Wasser —"

Das Weib hielt plötzlich inne, als sie das Wort „Wasser" ausgesprochen hatte. Den Stab vor sich hinstreckend und den Oberkörper weit vorbeugend, starrte sie gedankenvoll vor sich nieder.

„Das Wasser!" wiederholte sie dann schaudernd, „Joumard, wenn Bant unterginge im Wasser, wenn es versänke in die bodenlose Tiefe des Meeres, wie vor vielen Jahren Schloß Mellum!" —

„Thörichte Furcht!" rief Joumard, während doch seine Zähne hörbar aufeinander schlugen, „die Deiche von Bant sind hoch und fest, und die Geschichte von dem Untergange des Schlosses Mellum, das wahrscheinlich nie existirte, ist nichts als ein albernes Mährchen."

„Meinst Du?" sprach die Hexe langsam betonend; „Schloß Mellum stand dort, wo die Jahde den tiefen Einschnitt ins Land macht, und meine Urgroßmutter, die am Morgen ihres hundertsten Geburtstages starb, hatte Schloß Mellum mit seinen stattlichen Zinnen und Thürmen noch selbst gesehen."

„Nun denn, so möge Bants Schicksal sich erfüllen!“ sagte Joumard nach einer Pause; „wir sind dann längst gerettet. Deine ahnende Seele treibt Dich zur Flucht und auch ich besteige schon am nächsten Morgen das Schiff, was mich nach Frankreich zurückführen soll.“

Die Hexe hatte währenddem mit ihrem Stabe einige Male prüfend auf den Boden gestoßen; sie schien mit dem Ergebniß ihrer Forschungen nicht zufrieden zu sein, denn zu Joumards Verwunderung zeigte sich in ihrem fleischlosen Gesichte eine stets wachsende Unruhe. Endlich erhob sie sich von ihrem Sitze und sich langsam auf die Knie niederlassend, beugte sie den Kopf vorüber und legte ihr Ohr dicht an den Boden.

Mit Erstaunen und Bestürzung sah der Handelsmann dem räthselhaften Thun des Weibes zu.

„Weib, was treibst Du!“ rief er dann von Furcht ergriffen, da er die Angst bemerkte, die sich immer deutlicher in dem schrecklichen Gesicht der alten Hexe ausdrückte.

„Der Boden ist hohl unter unsern Füßen!“ rief Odrada, sich schneller vom Boden erhebend, als man es bei ihrem Alter und ihrer Kraftlosigkeit hätte erwarten können. „Die Gefahr ist näher, als ich glaubte; unter uns braus't das Meer, über uns flammen die Blitze des Himmels — ihr Feuer

glüht seltsam — Joumard! wenn Bant unterginge diese Nacht noch!"

„Schweig, Unglücksrabe!" schrie Joumard in zornigem Entsetzen, während die Hexe mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckte und dumpfe Angsttöne hervorstieß.

„Geh zurück in Deine Höhle oder fliehe, so weit Dich die Füße tragen wollen!" fuhr Joumard fort; „was willst Du noch von mir?"

„Meinen Lohn", antwortete die Hexe dumpf, indem sie ein schwarzes Tuch um ihren Kopf schlug; „gieb mir den Lohn, Joumard, für die Dienste, die ich Dir geleistet — dann wollen wir scheiden."

Rasch schloß der Handelsmann die eiserne Kiste auf und einige Beutel mit Gold daraus hervorziehend, sagte er dann, indem er sich der Hexe näherte:

„Nimm, kluge Odrada, hier ist mehr, als wir bedungen haben."

Die Hexe wog die Beutel prüfend in ihren Händen. „Das ist viel Gold", sagte sie dann mit wilden, habgierigen Blicken; Du aber wirst wohl noch mehr durch meine Mittelchen gewonnen haben. Aber ich gönne Dir's, Joumard, ich denke: leben und leben lassen."

Die Hexe öffnete bei diesen Worten die Beutel und ihre Augen funkelten vor Freude und großer inniger Befriedigung, als sie die schimmernden

Goldstücke wie spielend durch die Finger gleiten ließ.

Der Handelsmann blickte das todtkranke, halb zerlumpte Weib mit Staunen an. Er wußte, daß dieses Weib seit langen Jahren in seiner Höhle in der ärmlichsten Weise gelebt hatte, daß die Bedürfnisse desselben geringer waren, als die der ärmsten Bettlerin in seinem Vaterlande und er konnte sich nicht entbrechen mit Verwunderung auszurufen:

„Odrada, was liegt Dir an diesem Golde? Vielleicht wird kein einziges dieser glänzenden Stücke zur Befriedigung irgend eines Deiner Bedürfnisse ausgegeben werden; kein Wesen lebt auf der Welt, welchem Du mit Deinem Golde eine Freude bereiten möchtest, und derjenige, der es nach Dir besitzen wird, wird ohne Zweifel Dein Andenken nicht ehren. — Zu welchem Zwecke sammelst Du Schätze?“

Starr vor Erstaunen und gleichsam als könne sie den Sinn dieser Worte nicht ergründen, hatte die Hexe dem Handelsmann zugehört.

„Ich verstehe Dich nicht, Mensch“, antwortete sie endlich; „bist Du nicht erpichter noch als ich auf den Besitz dieses klingenden Metalls? Was willst denn Du mit Deinem Golde?“

„Ich?“ sagte Joumard; „ich will mir alle Freuden und alle Genüsse, die die Welt zu bieten vermag, damit erkaufen. — Aber was kann Dein Herz

erfreuen, welcher Genuß, den Du mit Gold erkaufen könntest, hat für Dich einen Reiz?"

Diese Fragen Joumards schienen die Hexe ganz zu verwirren. Mit ängstlicher Hast, gleich als fürchtete sie, die Beutel wieder zu verlieren, barg sie dieselben unter ihrem faltigen Gewande. Dann sich auf ihren Stab stützend, blickte sie den Handelsmann kopfschüttelnd an und sagte: „Du bist ein Thor! Du jagst Freuden und Genüssen nach, die nichtig und thöricht sind; nichtig, weil sie vorübergehen, und thöricht, weil sie Deinen Besitz schmälern. Der höchste und der dauerndste Genuß liegt im Besitze selbst." — Hierauf reichte sie dem Handelsmanne die Hand, und nachdem dieser, wenn gleich mit Widerstreben, ihr die seinige dargeboten hatte, fuhr sie fort:

„Fahre wohl, Joumard, wenn der Morgen grauet, verlasse ich diese Unglücksgegend; rette auch Du Deinen Leib, denn es muß fürchterlich sein zu sterben."

Die Hexe schauderte bei diesen Worten und nachdem sie die Hand Joumards noch einmal mit ihren langen, knochigen Fingern krampfhaft zusammengepreßt hatte, schwankte sie, auf ihren Stab gestützt, langsam zur Thüre hinaus.

Auf's Tiefste erschüttert von dem Eindruck, den der unerwartete Besuch und die ahnungsvollen, unglückverkündenden Reden der Hexe auf ihn hervorgebracht, war Joumard nach deren Weggange wie

betäubt auf einen Stuhl gesunken. Gleich darauf aber wurde mit Geräusch die Thüre aufgerissen, und als der Handelsmann erschreckt emporfuhr, sah er sich dem zitternden, schreckenbleichen Dominique gegenüber, der seinem Herrn Nachrichten überbrachte, die zum Entsetzen desselben mit den Befürchtungen der alten Odrada im schrecklichsten Einklange standen.

12.

Es war eilf Uhr Abends. Eine tiefschwarze Nacht lag über dem Flecken Bant und der ganzen Umgegend. Nur auf Augenblicke zerrissen die an den Wolken in einem langen, gelbrothen Zickzack hinfahrenden Blitze, auf welche krachende Donnerschläge folgten, das Dunkel, und warfen ein kurzes, schauerliches Licht auf den hochragenden Kirchthurm, zu dessen Füßen sich der Todtenacker ausbreitete, dessen weiße Grabsteine im rasch vorüberzuckenden Blitzstrahle fast wie Geistergestalten erschienen, auf die reinlichen, weiß angestrichenen Häuser von Bant, deren Bewohner sich entweder schon zur Ruhe begeben hatten, oder noch in den zahlreichen Wirthshäusern wüste Gelage hielten, denn auf den Straßen war wegen des schrecklichen Wetters alles öde und todt, und nur der Sturm tobte und wüthete in denselben, indem er hie und da mit lautem Krachen

eine Thüre zuwarf, Fensterscheiben klirrend zerbrach und die Ziegel von den Dächern herunter auf die Straßen schleuderte. — Nur auf dem Deiche, der außerordentlich hoch und breit war, und dessen Schutze die Einwohner des Fleckens fest vertrauten, war ein lautes und lärmendes Treiben. Der Sturm warf die auf der Jahde liegenden Schiffe mit donnerähnlichem Krachen gegen die mit Steinen bekleideten Böschungen der Jahdedämme; manches kleinere Fahrzeug war schon der Doppelgewalt des Sturmes und der wildbrausenden Wogen erlegen, und die Trümmer derselben trieben auf den Wellen umher, oder wurden auch wohl hoch empor bis auf die Krone des Deiches geworfen. — Die fremden Schiffs- und Handelsleute waren mit unermüdlichem Eifer beschäftigt, ihre Waaren und Güter aus den Schiffen ans Land zu bringen, da sie kaum hoffen durften, diese selbst vor dem Untergange zu retten. Mit Zittern und Bangen sahen aber Alle auf die sich immer höher gegen den Deich aufbäumenden Wogen, und ängstliche Reden und Vermuthungen flogen hin und her. Der weiße Schaum des Meeres bedeckte schon die ganze Breite der Deichkrone, und noch länger als eine Stunde mußte die Meerfluth im Steigen bleiben, denn erst nach Ablauf dieser Zeit trat die Ebbe ein und mit ihr das Abnehmen der Gefahr.

„Bei unserer lieben Frau von La Garde!“ rief ein Schiffer aus der Hafenstadt Marseille, „wenn die nächste Stunde ebensoviel Salzwasser bringt als die vorige, so ist Bant, so sind wir Alle verloren.“

„Ja“, rief ein Anderer; „es ist dann Wasser genug da, daß ein Wallfisch auf fünf Meilen im Umkreise des Binnenlandes eine Heringsjagd anstellen kann.“

„Es sollte mich auch eben nicht wundern, wenn der Herr dieses Sodom und Gomorrha von der Erde vertilgte“, rief der Erstere wieder; „aber ich wollte lieber, ich hätte mein Fahrzeug verbrannt, als ich den Gedanken faßte, nach dieser höllischen Goldküste zu steuern, wo der „Gott sei bei uns“ sein Banner aufgepflanzt, und es einem ehrlichen Christenmenschen angst und bange wird, wenn er die gottverfluchten Reden hört, die dieses Volk hier im Munde führt.“

Mehr oder minder besorgliche Reden, ähnliche Ausrufungen, wie die des Marseiller Schiffsmannes, ja auch Flüche und Verwünschungen wurden allenthalben laut. — Indessen steigt die Fluth in immer bedrohlicherer Weise, der Sturm wüthet wilder und wilder, das Krachen des Donners wird schrecklicher und beim Leuchten der Blitze, die auf Augenblicke Tageshelle verbreiten, sieht man, wie die auf dem

Deiche beschäftigten Fremden sich mehr und mehr zusammenrotten und mehrere größere und kleinere Gruppen bilden. Es ist fast, als ängstige sie das Gefühl des Alleinseins, als könnten sie vereint der schrecklichen Gefahr trotzen, oder als fänden sie eine Beruhigung darin, wenn sie sich gemeinsam dem furchtbaren Gericht, das der Herr der Welt halten zu wollen schien, unterwürfen. Sie folgten hier jenem instinktartigen Drange, der das Vieh auf dem Felde zusammentreibt, wenn sich ein Raubthier blicken läßt, oder wenn ein Gewitter am Himmel aufsteigt, und was nichts weiter ist, als das Gefühl der Schwäche und Ohnmacht, dessen sich der Einzelne beim Herannahen einer großen Gefahr — man darf wohl sagen — unbewußt bewußt wird.

Gleichwohl werden von den hier versammelten Leuten, die den Augenblick, wo sie dem Tode nicht mehr entrinnen können, fast mit Gewißheit vorher zu bestimmen im Stande sind, noch keinerlei Anstalten zur Flucht getroffen. Die Blicke auf ihre nur noch schwach gegen das Verderben ankämpfenden Schiffe, und auf die auf dem Deiche aufgestapelten Waaren gerichtet, stehen sie, wenn gleich rathlos, doch unbeweglich da. Der Tod zeigt ihnen die grause Knochenhand in drohender Nähe, aber weil sie sich noch nicht von derselben ergriffen fühlen, können sie sich nicht entschließen, ihr Hab und Gut im Stich zu

lassen und ihr Leben zu retten. — Es liegt für den Menschen eine dämonische Anziehungskraft in den Gütern und Schätzen der Erde. Der verfolgte Krieger keucht unter der Last der gemachten Beute, aber er wirft diese nicht eher von sich, als bis der Verfolger ihn erreicht hat und er dem tödtlichen Streiche nicht mehr entrinnen kann. Der Mann, dessen Haus in Flammen steht, sieht einen brennenden, dem Einsturze nahen Balken über seinem Haupte schweben, aber er flieht nicht, und ehe es ihm gelingt, sein Besitzthum in Sicherheit zu bringen, hat ihn der niederstürzende Balken zerschmettert.

So werden sich auch diese Leute dem unvermeidlichen Verderben preisgeben, und nicht eher ihre Unschlüssigkeit verfluchen, als bis die Wogen des Meeres über ihren Häuptern zusammenschlagen.

Merkwürdigerweise sind auf dem Deiche nur die Fremden, und keiner von den Einwohnern des Fleckens zu finden. Diese, die schon oft, wenn die hohen Springfluthen die Jahdedämme bedroht, die Besorgnisse und Unglücks-Prophezeihungen der Fremden, die sich ja noch nie bestätigt, verlacht hatten, konnten durch nichts aus ihrer Ruhe aufgeschreckt werden. In übermüthiger, halb wahnsinniger Sorglosigkeit verschmähten sie es, die Jahdedämme, die schon seit Menschengedenken ihr Land geschützt, über deren Krone indeß in den letzten Jahrzehnden schon manch-

mal die Fluten ins Land gedrungen waren, zu erhöhen, oder sonstige Vorkehrungen zur Abwehrung einer möglichen größeren Ueberschwemmung zu treffen. Die oftmaligen kleineren Ueberschwemmungen, an andere dachten sie nicht, hatten niemals erheblichen Schaden angerichtet, und so vermochten auch heute die schon früh laut gewordenen Besorgnisse der fremden Seeleute nicht, sie in ihrem Schlummer oder in ihren wilden Bachanalien, die sie in den Wirthshäusern feierten, zu stören, noch vielweniger ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß vielleicht nur in schleuniger Flucht Rettung zu finden sei.

Wir verlassen den Deich und begeben uns nach dem Hause des uns wohlbekannten Gastwirths Steen Steenen.

In den vorderen Räumen, die zum Wirthschaftsbetriebe eingerichtet sind, finden wir die Gäste des dicken Steen sehr zahlreich versammelt, und roher Gesang, Gelächter, Schreien und Fluchen schallt uns beim Eintritt in wüstem Gewirre entgegen.

Der Ritter Bernefuer, bereits halbtrunken und mit feuerrothem Gesicht', sitzt mit den Junkern Lethar, Hillo und Tannen an einem Tische vor den sich immer aufs Neue füllenden und leerenden Weinkannen und erzählt von seinen Kriegsfahrten und Abenteuern, die er im gelobten Lande bestanden, wilde und schauerliche Geschichten, die so wie sie

gar zu sehr ins Unglaubliche und Mährchenhafte hinüberspielen, ein schallendes Gelächter hervorrufen, in welches der dicke Steen aus vollem Halse mit einstimmt. Bernefuer, welchem der dicke Wirth eben so sehr wie er selbst diesem zuwider und verhaßt ist, und welchen die Lustigkeit desselben im höchsten Grade erbittert, wirft ihm von Zeit zu Zeit grimmige Blicke und rohe Schimpfworte zu, die Steen mit spöttischem Lachen aufnimmt, ohne jedoch, wie er sonst wohl zu thun pflegte, in gleicher Weise darauf zu antworten, denn er fürchtete sich vor dem Zorne des im betrunkenen Zustande sehr gefährlichen Ritters.

Freie Rüstringer Friesen sitzen an verschiedenen Tischen, und während sie sich den edlen Wein des dicken Steen vortrefflich munden lassen, unterhalten sie sich von den gestern stattgehabten Hinrichtungen, wobei sie jedoch lebhaft ihr Bedauern darüber ausdrücken, daß der Häuptling je älter er werde, desto mehr Nachsicht und Milde zeige, und fast gar keine Zersägung und Verbrennung der Gefangenen und Verbrecher mehr vornehmen, ja, sie nicht einmal mehr mit glühenden Zangen zwicken lasse, was doch so äußerst spaßhaft anzusehen sei. Jedenfalls aber — meinten diese würdigen Friesen — werde die morgen stattfindende Hinrichtung des Häuptlings von Würdelehe und des verrätherischen Will Gloyen ihnen doch einmal wieder einen reellen Genuß gewähren, und

mit den Bechern anklingend, ließen sie den Junker Ezzard leben, der sich das Verdienst erworben, diese beiden landesfeindlichen Gesellen gefangen und der verdienten Bestrafung unterworfen zu haben.

Mit unendlichem Gelächter gedachten sie dann des närrischen Paters, und beklagten es sehr, daß der Häuptling ihn gestern zur Kurzweil der Zuschauer nicht Einiges habe beten und reden lassen; übrigens sei es nicht unmöglich, daß er auch morgen wiederkomme, und vielleicht nehme dann der Häuptling auf den Wunsch der „freien Rüstringer Friesen", den man ihm zu erkennen geben werde, Rücksicht.

In dieser Weise wurde die Unterhaltung, welcher wir nicht weiter folgen wollen, von den „freien Friesen" fortgeführt, und mancher rohe, pöbelhafte Scherz und ruchlose Witz würzte dieselbe. Allen aber, den Rittern sowohl wie den freien Friesen scheint etwas zu fehlen. Bald im Zimmer umher, bald nach der Thür blickend, ist es, als ob Jeder von ihnen die Erwartung hegte, noch Jemanden eintreten zu sehen, und selbst der phlegmatische Steen wendet sich zuweilen fragend an eine der aufwartenden Personen, die aber jedesmal mit verneinendem Kopfschütteln antworten.

„Wo nur der Spitzbube der Joumard bleibt?" sprechen die „freien Friesen" untereinander.

„Er muß krank geworden sein, oder der Teufel hat ihn geholt!" rief Hillmer seinem Tischnachbar zu; „denn in keinem andern Falle würde er seine Würfel feiern lassen."

„Krank mag er sein"; erwiederte ein Anderer, „aber der Teufel kann ihm nichts anhaben, denn Joumard ist so schlau und pfiffig, daß er selbst dem Schwarzen eine Nase drehen und ihn betrügen würde."

„Nun", antwortete Hillmer, „das mag eben kein großes Kunststück sein, denn der Teufel ist dumm, wie schon die Redensart beweist: das ist ein dummer Teufel! — Ich sage Dir, erzdumm."

„Meint Ihr?" sprach plötzlich eine dumpfe Grabesstimme gerade über ihm, und als Hillmer erschrocken den Kopf zurückwarf, gewahrte er über sich das höhnisch lächelnde, dunkelgelbe Gesicht des Spaniers, der den Arm auf die Lehne des Sessels gestützt schon eine Weile hinter ihm gestanden hatte."

„Was soll das heißen! Ihr spanischer Citronenfresser!" schrie Hillmer, indem er aufsprang und sich dem Ritter trotzig gegenüberstellte; „wie könnt Ihr es wagen, einem freien Friesen einen solchen Streich zu spielen? Wißt Ihr, daß Ihr mich erschreckt habt, Herr?"

„Wirklich? Das überrascht mich, werther Herr"; versetzte Don Nigro mit großer Höflichkeit; „ich

vermuthete aber nicht, daß ein Mann, der so kühnlich des Teufels zu spotten wagte, durch eine einfache Frage in Angst und Schrecken gesetzt werden könnte, zumal in so zahlreicher Gesellschaft."

Diese höfliche, aber zugleich ironische Antwort, welche bei sämmtlichen Anwesenden ein heiteres Lachen hervorrief, verwirrte den eben noch so barschen Hillmer, und einige unverständliche Worte hervormurmelnd, die wie eine Entschuldigung klangen, nahm er seinen frühern Platz wieder ein. — Don Nigro aber wandte sich zu den Rittern, und deren Einladung folgend, ließ er sich an deren Tische nieder.

„Heda, Steen!" rief der Junker von Tannen nach einer Weile, „wo ist denn die kleine Wetterhexe, die Alix?"

Steen, der gerade im Trinken begriffen war, leerte mit großer Gemächlichkeit seinen Pokal, und erst, nachdem er sich denselben aufs Neue hatte füllen lassen, antwortete er, und wie es schien, mit einiger Unruhe und Beklommenheit:

„Das kann ich Euch nicht sagen, Junker Tannen. Sie wird seit ein paar Stunden vermißt, und ist merkwürdiger Weise nirgend aufzufinden."

In diesem Augenblicke flüsterte einer von Steenens Knechten, der so eben eingetreten war, seinem Herrn einige Worte ins Ohr.

Der dicke Gastwirth machte eine Bewegung des Schreckens. — „So schlag' das Donnerwetter drein!" schrie er dann mit seiner hellen, kreischenden Stimme, während er ein paar Mal mit seiner großen, fleischigen Hand über die breite Fläche seines Gesichtes fuhr, und es hatte den Anschein, als sei Steen Steenen plötzlich von Gefühlen der Trauer und Rührung ergriffen.

Die Anwesenden blickten ihn erstaunt und fragend an.

„Potz Heiden und Türken!" schrie der Ritter Bernefuer mit lautem Lachen, „was macht der Mastochse für ein Gesicht!"

Steen besann sich; seine Züge drückten wieder den gewöhnlichen Gleichmuth aus, aber in seinen kleinen Augen spiegelte sich eine boshafte, tückische Schadenfreude, als er jetzt den Rittern zugewendet anhub:

„Junker Tannen, wenn Ihr die Französin zu sehen begehrt, so dürft Ihr es nur aussprechen; sie ist draußen, aber in einem Zustande, der ihr nicht verstattet, Eure Schenkwirthin zu machen."

„Was zum Henker ist denn dem kleinen Lockenkopf zugestoßen?" rief Tannen erstaunt, „laß sie hereinkommen, Steen, sie soll an unserm Tische sitzen. Nicht wahr, Ihr Herren?"

„Wie Ihr es wünscht“, antwortete Steen, nachdem die Adligen sich beistimmend geäußert hatten. Er gab hierauf dem Knechte ein Zeichen, dieser öffnete die Thüre, und von zwei Männern wurde der blutbefleckte Leichnam der unglücklichen Alix hereingetragen und auf Steens Wink auf einen Sessel an dem Tische der Edelleute langsam niedergelassen.

Die Leiche des armen Mädchens gewährte bis auf das blutige Gewand, welches sich eng an den schöngeformten Körper schloß, zwar einen unendlich schmerzlichen, aber keineswegs ekeln Anblick. Die langen dunklen, vom Wasser triefenden Locken verhüllten zur Hälfte das bleiche, selbst im Tode noch reizende Gesicht, und auf diesem lag ein rührender Ausdruck von Wehmuth und Freude, von Hoffnung und Vertrauen. — Der Dolchstoß war so gut geführt, der Tod so plötzlich und schmerzlos erfolgt, daß die Züge unverändert geblieben waren, und den Ausdruck, den sie im Leben gehabt, auch im Tode behalten hatten.

Einige Sekunden starrten die Ritter die Todte an, gleichsam um sich zu überzeugen, ob es auch wirklich die Französin sei, deren blutigen Leichnam sie vor sich sahen; dann fuhren sie — mit Ausnahme des Spaniers — erschrocken von ihren Sitzen empor.

„Tod und Teufel! wer hat das gethan?“ riefen sie wie aus einem Munde.

Auch die „freien Friesen" waren herangetreten; alle hatten das liebliche, muntere Mädchen, dessen heitere, lustige Laune ihnen manche frohe Stunde gewährt, gern gesehen, und mit schmerzlicher Theilnahme blickten sie jetzt auf die Leiche desselben.

Der dicke Steen hatte seine Augen von dem trüben Anblick abgewendet; die Elbogen auf die Knie gestützt, barg er den ungeheuren Kopf in dem breiten Becken seiner hohlen Hände, und ein schmerzliches Gestöhn und Gegrunze, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, bewies, daß das unglückliche Schicksal der armen Alix dem dicken Gastwirth sehr zu Herzen ging.

„Das arme Kind! Wer hätte das gedacht, als sie noch vor zwei Stunden so flink und lustig umherlief!"

„Sie war so lebendig und muthig, wie ein einjähriges Füllen!"

„Es ist eine ganz erbärmliche Geschichte."

„Wie ist das aber zugegangen? Sollte sie sich selbst in die Jahde gestürzt haben?"

„Nicht doch; man hat sie erdolcht und dann ins Wasser gestürzt. Ein Weib kann sich wohl ertrinken, aber es wird selten den Muth haben sich zu erstechen."

„Zum Teufel! Wer ist aber der Mörder!

In dieser Weise drückten die Anwesenden ihre Theilnahme an dem Schicksale des Mädchens und ihre Vermuthungen über die Ursachen ihres Todes aus.

Don Nigro, welchem diese Gespräche durchaus nicht zu gefallen schienen, fuhr endlich ungeduldig dazwischen.

„Nun, was steht Ihr denn und flennt, wie alte Weiber?“ rief er ärgerlich; „was ist's denn weiter? Die französische Landstreicherin ist todt. Ob sie sich selbst getödtet, oder ob der Junker Ezzard, oder ein Anderer ihr hingeholfen hat — wen kümmert das? — Was braucht es so viel Aufhebens um den Tod einer fremden Dirne?“

„Ezzard!“ wiederholten die Anwesenden und blickten erstaunt den Spanier an, der eine so schreckliche und zugleich gefährliche Vermuthung mit lachendem Munde auszusprechen wagte.

„Nun ja“; rief dieser frech, „er hat Buhlschaft getrieben mit der französischen Dirne, und man weiß ja, wie solche zu endigen pflegt. Die Dirne ist ihm aus gewissen Gründen lästig geworden, und er hat sich ihrer entledigt, oder sie hat aus Furcht vor der Schande in der Verzweiflung selbst ihrem Leben ein Ende gemacht. — Oder habt Ihr andre Gründe, Euch ihren Tod zu erklären?“

Die freien Friesen traten kopfschüttelnd zurück. Sie hielten es für gefährlich, sich in Vermuthungen zu verlieren, die den Sohn des strengen und gefürchteten Häuptlings eines Mordes bezüchtigten, und nahmen daher schweigend ihre eben verlassenen Plätze wieder ein.

Die Adligen, die durch diesen schrecklichen Zwischenfall fast wieder nüchtern geworden waren, konnten sich Don Nigro's Benehmen, der ihren Freund und Bekannten so unaufgefordert einem schmachvollen Verdachte preisgab, gar nicht erklären.

„Bei meinem Schwerte!" rief der Ritter Bernefuer, „Ihr sprecht verdammt dreist, Herr! Was mich betrifft, so liebe ich den Junker Ezzard nicht, aber eine solche That, wie ihr ihm in die Schuhe gießen möchtet, traue ich ihm doch nicht zu. Ihr mögt selbst zusehen, wie Ihr Euch dem Junker gegenüber verantworten, und wie Ihr Euren schlimmen Verdacht rechtfertigen könnt."

„Laßt das meine Sorge sein! Ritter Bernefuer!" lachte Don Nigro. „Es wird Gericht gehalten werden über den Junker und vielleicht noch über manche Andere. — Aber hinaus jetzt mit der Dirne, Steen!" rief er diesem zu, „das Todtengesicht hat zu lange schon unsre Freude gestört, meine ich. Oder wollt Ihr es noch länger in Eurer Gesellschaft behalten, Ihr Herren? Mir auch recht; aber laßt

uns die Becher nicht vergessen. — Auf eine lustige Nacht!"

Während der Spanier bei diesen Worten einen Becher ergriff und denselben leerte, trugen einige Knechte auf das Geheiß der Adligen die Leiche der armen Alix hinaus. Darauf setzten sich die Herren wieder an ihren Tisch. — Steen aber, der während der Anwesenheit der Leiche seinen Pokal nicht berührt hatte, athmete jetzt tief auf, ergriff den Pokal und als er denselben nach einigen Augenblicken geleert hatte, schien sein Schmerz um ein Bedeutendes geringer geworden zu sein.

Es dauerte nun nicht lange, bis die peinliche, beängstigende Stimmung, in welche der Anblick der Ermordeten die Anwesenden versetzt, verschwunden war und den Ausbrüchen der wildesten Lust und der tollsten, übermüthigsten Laune Platz gemacht hatte.

Der Spanier war überall. Bald mit wilden, gottlosen Scherzreden die Ritter und Junker aufregend, bald mit den „freien Friesen" seinen Becher anklingend und ihrer Eigenliebe und ihrem Stolze schmeichelnd, steigerte er die Lebhaftigkeit und Lustigkeit derselben bis zu einer maßlosen Höhe, und noch nie waren bei ähnlichen Gelagen solche Reden geführt, solche Fluthen von Wein hinuntergestürzt, solche sinnbetäubende Jubelrufe und Gesänge erschallt, wie an diesem Abend.

Die aufwartenden Knechte und Mägde, die, wenn sie auf Augenblicke hinausgegangen waren, stets besorglichere Nachrichten über die noch immer im Steigen begriffene Springfluth vernahmen, suchten vergebens durch Hindeutungen auf die drohende Gefahr, in welcher der ganze Flecken schwebe, dem wilden Treiben ein Ende zu machen. — Don Nigro schürte immer aufs Neue das Feuer der Lust, welches in den Köpfen der Gäste brannte, und versetzte sie in einen rasenden, bachantischen Taumel.

„Don Nigro!“ schrie der Ritter Bernefuer, dessen Zunge bereits zu stammeln begann, „Ihr seid ein capitaler Kerl! Ihr versteht es, ein Saufgelage zu commandiren. Potz Heiden und Türken! ich muß Brüderschaft mit Euch schließen, Ihr Teufelskerl!“

Als die Beiden ihre Becher erklingen ließen und darauf tranken, rief der Junker Tannen:

„Es lebe Don Nigro! Wer kein Hund ist, stimme mit ein!“

„Er lebe!“ riefen alle Anwesenden mit donnerähnlichem Getöse.

„Der Spanier soll unser Weinkönig sein!“ rief der Junker Hillo; „Hurrah der Weinkönig!“

„Ein Schuft, der ihn früher verläßt, ehe die Sonne am Himmel steht! Hurrah der Weinkönig!“ schrie Junker Lethar.

Als das allgemeine Beifall- und Jubelgeschrei, welches auf diese Trinksprüche der Adligen folgte, in etwas verklungen war, hörte man das Belfern und Zanken des Ritters Bernefuer, welcher behauptete, daß der dicke Steen in den Hurrahruf nicht mit eingestimmt habe; er sei ein widerspenstiger, übelgesinnter Unterthan, ein Hund, und zur wohlverdienten Strafe und zugleich zum Zeichen, daß vor dem erwählten Weinkönige sich Alles beugen müsse, möge man den Gastwirth zu seinen Füßen legen, damit er ihm, wie einem Hunde, seinen Fuß auf den Nacken setze.

Mit einem wilden Gelächter stürzte sich jetzt Alles auf den dicken Steen, und trotz des wüthenden Widerstandes desselben, der mit seinen breiten Tatzen wie ein Rasender um sich schlug, wurde er endlich überwältigt, mit dem Bauche auf den Boden gelegt und von zahlreichen, kräftigen Fäusten an demselben festgehalten.

An der Hand zweier Adligen stieg jetzt der Spanier auf den Rücken des Gastwirths, der vor Wuth und Grimm wie ein Stier brüllte, und nachdem der schreckliche Tumult, den diese Gewaltthat veranlaßt, sich gelegt hatte, rief der Spanier mit lauter schrecklich tönender Stimme:

„Ich nehme die Würde, zu der Ihr mich erhoben, an, Ihr Herren! Von diesem Augenblicke an,

wo Ihr mich zu Euerm Herrn und Gebieter erwählt, seid Ihr meinen Geboten Achtung und Gehorsam schuldig, und so gebiete ich Euch, dem Dienste des Weingottes, der Freude und Lust Euch zu weihen, so lange Ihr mich unter Euch seht; und derjenige sei der nächste nach mir, dessen Durst der gewaltigste, dessen Witz der keckste und übermüthigste und dessen Laune die üppigste und unverwüstlichste ist. — Die Becher gefüllt und geleert! Hurrah der Wein und die Freude!"

Unter jubelndem Zuruf erklangen die Becher; Don Nigro sprang von seiner lebendigen Tribüne herab, und nachdem der dicke Steen zum unermeßlichen Entzücken seiner wilden Gäste mehrere vergebliche Versuche, sich vom Boden zu erheben, gemacht, wurde er von seinen Peinigern auf die Füße gestellt.

Der Gastwirth sah schreckenerregend aus. Die Fleischmassen seines Gesichtes zitterten und zuckten krampfhaft, seine Augen, die giftige Blitze über die Versammlung schossen, waren mit Blut unterlaufen, denn die Wuth, in die ihn diese schmachvolle Behandlung versetzt, hatte dem Unglücklichen blutige Thränen entpreßt. So schwankte er von Allen verhöhnt und verlacht, zu seinem Sessel, auf welchen er in halber Betäubung niederfiel.

Ein wahrhaft dämonischer Geist schien nach diesem Zwischenspiel über die Versammlung gekommen

zu sein. Ruchlose und unzüchtige Lieder wechselten mit den gräulichsten Flüchen, Verwünschungen und Blasphemien, und allenthalben war der Spanier bemüht, den wahnsinnigen, gotteslästerlichen Jubel durch zwischengeworfene Bemerkungen, durch belobende und aufmunternde Reden immer höher und höher hinaufzuschrauben.

Da sprang plötzlich, als der Taumel der gottverhöhnenden Lust den höchsten Grad erreicht zu haben schien, neben einem eintretenden Knechte unter dumpfem, fast angstvoll tönenden Grunzen ein „Schwein" in die Zechhalle, welches, nachdem es eine Zeitlang erschreckt im Zimmer umhergerannt war und unter dem Lachen und Fluchen der Gäste einige Tische und Stühle umgeworfen hatte, in ein anstoßendes Seitengemach lief.

Als der Lärm und das Geschrei über diese Störung aufgehört hatten, meldete einer der Knechte mit verstörtem Gesichte, daß im Stalle an einigen Stellen Wasser aus der Erde dringe, das wie das Meerwasser salzig sei; das Vieh bezeige sich auffallend ängstlich, einiges habe sich losgerissen, und renne brüllend gegen die Thüren des Stalles, um in's Freie zu kommen, das Federvieh flattere schreiend umher und flüchte sich auf die höchsten Sparren und Balken des Gebäudes, und dieses selbst scheine zu zittern und zu schwanken.

Diese merkwürdige Nachricht machte auf die trunkenen Gäste nicht den geringsten Eindruck, sie lachten dem Knecht ins Gesicht und fragten ihn, was sie der Stall und das wild gewordene Vieh Steen Steenens angehe? Dieser aber, der vollkommen bei Verstande, und dessen Stimmung eine andere wie die seiner Gäste war, wurde aufmerksam und ging hinaus, um der Ursache dieser auffallenden Erscheinungen nachzuforschen.

Mittlerweile waren einige Gäste, unter welchen der Junker Tannen, dem in das Seitenzimmer entflohenen Schweine nachgegangen, um dasselbe zur Ergötzlichkeit der Gäste durch die Wirthshalle wieder in den Stall zu hetzen. — Mit schallendem Gelächter kehrten sie aber gleich darauf zurück, und Junker Tannen berichtete: daß die Sau in das auf plattem Boden bereitete Lager des dicken Steen gekrochen sei, und unter der warmen Decke desselben wie ein Sterbender ächze und stöhne.

Der Ritter Bernefuer schlug ein wieherndes Gelächter auf und meinte: daß wenn der Gastwirth später ebenfalls zu Bette gegangen sein werde, man kein originelleres und zugleich besser für einander passendes Ehepaar auf dem ganzen Erdenrunde finden könne.

„Gott tödte mich!“ schrie der Junker Hillo, indem er vor Lachen fast erstickte, „da habt Ihr Recht!

der dicke Steen und die Sau! Welch ein vortreffliches Paar!"

„Wie wär's, Ihr Herren", rief der Junker Lethar dazwischen, „wenn wir einen Pfaffen kommen ließen und ihn nöthigten, den guten Steen und die Sau christlich zu copuliren?"

„Nichts da!" erwiederte Tannen, „wir würden keinen der Glatzköpfe dazu zwingen können, und wenn wir ihnen den Bauch aufschlitzten. Aber vielleicht gelingt uns ein anderer nicht minder köstlicher Spaß. Die Sau stöhnt in so jämmerlicher Weise, wie ein in den letzten Zügen liegender Mensch, und ein Sterbender hat Anspruch auf den Trost der Kirche und auf die Wohlthat des heiligen Nachtmahls. Laßt uns einen Pfaffen holen und ihn in die dunkle Kammer führen; er wird nichts merken und der ächzenden Sau seine Litanei vorheulen. — Wie gefällt Euch der Spaß, Herr Weinkönig?"

„Ueber alle Maaßen!" rief Don Nigro, indem er dem Junker mit grauenhafter Freundlichkeit die Hand schüttelte und mit Wohlgefallen das Beifallgeschrei der übrigen Zechgenossen anhörte; „Ihr seid ein prächtiger Kerl! Ihr übertrefft mich fast, und ich, als rechtmäßig erwählter Weinkönig, ernenne Euch zum ersten Großen meines Reiches."

Unter lautem Jubel wurden jetzt der Junker Lethar und einer der „freien Friesen", Hillmer, ab-

geschickt, um einen der Klosterbrüder herbeizuholen, welche sich auch sogleich auf den Weg machten.

Unterdessen war Steen in das Zimmer zurückgekehrt uud hatte seinen breiten Polstersitz wieder eingenommen. Das Ergebniß seiner Nachforschungen im Stalle hatte ihn nicht sehr beunruhigt. Es dringe zwar etwas Wasser aus einigen Erdritzen hervor, theilte er einem der „freien Friesen" mit, das freilich auffallender Weise Salzwasser sei, auch scheine der Stall, wie der Knecht berichtet, zu beben und zu schwanken, aber der Boden sei doch überall fest, und das scheinbare Schwanken des Gebäudes rühre wahrscheinlich von dem furchtbaren Sturme her, der mit schrecklicher Gewalt gegen Dach und Thüren schlage und durch Fenster und Luken hereinbrausend Alles, was er im Stalle fassen könne, wirbelnd herumdrehe.

Nach einer geraumen Weile, während welcher das Gelage in der schon angedeuteten Art fortgedauert hatte, kehrten der Junker Lethar und Hillmer in Begleitung des Paters Donatus zurück.

Der Spanier war beim Eintritt des Paters etwas in den Hintergrund getreten, und verließ darauf, nachdem er den Junker Tannen gebeten, auf kurze Zeit seine Stelle vertreten zu wollen, das Zechgelage.

Als der ehrwürdige Klosterbruder, der in seinen Händen die geweiheten Gefäße mit dem Leib und Blut unsers Herrn und Heilandes trug, hereintrat und die große Menge der Gäste bemerkte, war in den frommen, ernsten Zügen seines Gesichtes eine gewisse Unruhe zu lesen, die jedoch weniger einer persönlichen Furcht, als der bangen Besorgniß, daß diese seine verirrten Mitmenschen sich mit einer schweren Sünde beflecken möchten, zuzuschreiben war.

Aber die unwürdigen Gesellen, die hier versammelt waren, verhielten sich, wie sie es schon zuvor beschlossen hatten, bei dem Erscheinen des Paters vollkommen still und ruhig und eine heuchlerische Betrübniß spiegelte sich auf ihren weingerötheten Gesichtern.

Hierdurch getäuscht, schien sich der Pater zu beruhigen, und einige Schritte vortretend, sagte er mit würdevollem Ernst:

„Friede sei mit Euch, meine Brüder! — Wo ist der Sterbende, der den Trost der heiligen Kirche begehrt? Führt mich zu ihm, daß ich mein Amt verwalte."

„Ehrwürdiger Pater", sagte hierauf der Junker Tannen mit demüthigem, ehrerbietigen Tone, „nehmt vorläufig unsern Dank, daß Ihr der späten Aufforderung so willfährig Folge geleistet."

„Das Amt der Diener des Herrn ist an keine Stunde gebunden"; antwortete der Pater; „wer aber verlangt meiner?"

„Ein Unglücklicher, der dort in der Kammer mit dem Tode ringt"; versetzte der Junker. „Geht zu ihm, ehrwürdiger Herr, und letzt ihn mit den Gaben der heiligen Religion. Forscht aber einstweilen nicht nach den Ursachen, die ihn in diesen beklagenswerthen Zustand versetzt, sondern eilt Euch, Euer Amt zu verrichten, denn der Unglückliche ist tödtlich verwundet und kann jeden Augenblick seinen Geist aufgeben."

„Also ein Frevel, ein blutiger Frevel ist verübt!" sagte der Pater mit strafendem Tone; „doch das Opfer derselben soll der Wohlthaten unserer heiligen Kirche nicht entbehren."

Mit diesen Worten schritt der Pater der bezeichneten Kammer zu, welche von einem der Anwesenden geöffnet, und nachdem der Priester sie betreten, wieder halb geschlossen wurde, so daß nur ein schwaches Dämmerlicht von der Weinhalle aus in dieselbe hineinfallen konnte.

Der Diener des Herrn ließ sich auf einen neben dem Lager stehenden Sessel nieder.

Während dieser nun mit lauter, vernehmlicher Stimme die üblichen Sterbegebete sprach, wußten sich die in der Wirthshalle befindlichen nichtswür-

digen Gesellen, die diese entsetzliche Verhöhnung des göttlichen Wortes zuließen, vor Freude und Vergnügen kaum zu lassen. Der Ritter Bernefuer und einige Andere, welchen der Gedanke, daß der ehrwürdige Pater eine Sau auf den Tod vorbereite und im Begriff stehe, ihr das heilige Nachtmahl zu reichen, gar zu spaßhaft war, wälzten sich förmlich am Boden, und drückten ihre Hand auf den Mund, damit sie nicht in ein schallendes Gelächter ausbrächen, welches dem Pater befremdlich erscheinen und seinen Verdacht hätte erregen können. Andere kicherten und lachten, und hielten sich möglichst weit von der Kammer entfernt; noch andere traten derselben ganz nahe und lauschten auf die Worte des Paters, der dem Sterbenden die Vergebung seiner Sünden verhieß, wenn er sie aufrichtig bereue.

Hinter der Versammlung erschien zuweilen auf einige Augenblicke der Spanier; seine Gestalt schien größer geworden zu sein; schlangengleich ringelten sich seine borstigen Haare empor, und aus seinen Augen sprühte ein gräßliches Entzücken.

Unter Hersprechung der üblichen Formeln wollte jetzt der Pater mit dem vermeintlichen Sterbenden, den er schon für bewußtlos und seiner Auflösung nahe hielt, die letzte Oelung vornehmen, welche im Salben des Hauptes und der Hände des Sterbenden be-

stand. — Die Zechgenossen horchten in athemloser Spannung.

Plötzlich entstand in der Kammer ein Geräusch; mit wildem Grunzen sprang das Schwein aus derselben hervor und lief unter dem jetzt losbrechenden, donnernden Jubel der Versammlung durch die von den Knechten geöffnete Thür auf die Hausdiele.

Noch war das gottvergessene Freudengeschrei dieser Elenden nicht verklungen, als der Pater mit einer Geberde unermeßlichen Entsetzens und zugleich erhabenen Zornes aus der Kammer hervor und mit festen Schritten mitten unter die Gotteslästerer trat.

„Weh über Euch!“ rief er mit zorniger Stimme; „Ihr habt den ewigen Gott, der durch meinen Mund gesprochen, verhöhnt und verspottet. Ihr habt den Leib des Herrn, der für Euch geblutet und am Kreuze vollendet hat, freventlich gemißbraucht. Fluch und Verderben über Euch! — Hört Ihr den Donner dort oben? Der Herr wandelt über Euch, und der Donnerkeil seines Zornes wird Euch treffen. — Wehe! Wehe! Wehe!“ *)

---

*) Nach einer noch hie und da im Munde des Volkes lebenden Sage soll durch die hier erzählte Profanation des heiligen Nachtmahls der Zorn des Herrn geweckt und der Untergang eines Theils des Rüstringerlandes herbeigeführt worden sein.

Mit diesem Rufe, welcher das Hohngeschrei das ihn begleitete, in schauerlicher Weise übertönte, verließ der Pater Donatus die Versammlung.

Unmittelbar nach dem Weggange des Paters trat der Spanier wieder ein, und zu gleicher Zeit verkündeten zwölf langsam auf einander folgende Schläge der nahen Kirchthurmglocke die Stunde der Mitternacht.

Befremdet blickten Alle auf den Spanier, der mit scharlachrother Kleidung angethan war, einen Hut mit einer einzigen rothen Feder auf dem Kopfe trug, und dessen Augen wie zwei glühende Kohlen brannten und mit durchbohrenden Blicken gleichzeitig jeden Einzelnen in der Gesellschaft anstarrten.

„Ich will verdammt sein“, sagte der Ritter Bernefuer mit gedämpfter Stimme, „wenn der Kerl nicht aussieht wie der Teufel, wenn er in Galla erscheint.“

„Hollah, Ihr Gesellen!“ rief jetzt der Spanier mit furchtbar tönender Stimme, „die Stunde ist da, worauf ich so lange gewartet habe.“

„Welche Stunde? Was meint Ihr?“ fragte Bernefuer mit trotziger Angst.

„Die Hochzeitsstunde!“ schrie Don Nigro mit wildem Lachen, „mein harrt die Braut im dunklen Kämmerlein; noch in dieser Stunde will ich sie

heimführen, und Ihr Alle sollt meine Hochzeitsgäste sein!"

Kaum hatte der Spanier diese Worte zu den anwesenden Gästen, die ihn mit einem seltsamen Grauen anstarrten, gesprochen, als es draußen lebendig zu werden begann. Man hörte ein Hin- und Herrennen, ein Rufen, Schreien, Fluchen und Lärmen, als ob der Feind vor den Thoren stehe, und dicht unter dem Fenster der Wirthshalle rief mit einemmale eine tiefdumpfe, eintönige Stimme:

„De Bulgens gat mit de Bruse,
Malk see naa synem Huse!" *)

Und derselbe Ruf wurde aus einiger Entfernung in kurzen Zwischenräumen wiederholt vernommen.

Ueberrascht und mit unverkennbaren Zeichen der Angst und des Schreckens fuhren jetzt Alle empor; denn dies war der Nothruf der Strandwärter, der nur im Augenblicke der höchsten, dringendsten Gefahr erschallte. Die Aeltesten, worunter auch der Ritter Bernefuer, erinnerten sich diesen Ruf schon einmal in ihrer Jugend gehört zu haben, wo die Flut weit umher arge Verheerungen angerichtet habe; die meisten kannten ihn aber nur durch Ueberlieferung, denn auch bei dem Untergange von Schloß

---

*) Die Wogen geh'n mit Gebrause,
Geh' Jeder nach seinem Hause!

Mellum sollte dieser verhängnißvolle Warnungsruf erklungen sein.

Während nun Alle verwirrt und erschrocken nach ihren Hüten und Mänteln griffen, geschah plötzlich ein donnerähnliches Brausen und Krachen, das Haus zitterte und bebte, Thüren und Fenster brachen krachend zusammen, die Frontmauer des Hauses schwankte und drohte einzustürzen und ehe die Zechgenossen noch Zeit hatten, nach der Ursache des Getöses und der gleichzeitig damit erfolgten Zerstörung zu forschen, standen Alle knietief im Wasser.

Eine hohe Sturzwelle war über den Deich und gerade gegen das Haus Steen Steenens geschlagen.

„Pest Heiden und Türken!“ schrie Bernefuer, nachdem gleich darauf das Wasser sich wieder verlaufen hatte; „das wird ernsthaft. Vorwärts, hinaus! oder wir ersaufen in diesem Kasten wie in einem Fischkorbe.“

Bleich von Schrecken stürzte Alles der Thüre zu, und auch Steen schickte sich an, die Flucht zu ergreifen.

„Hollah, Gesellen! was ist das?“ rief der Spanier; „wollt Ihr Euren Weinkönig verlassen, schlechtes Volk? — So lauft nur, lauft! er holt Euch wieder ein, und läßt Euch diese Nacht noch Alle einen Tanz auf seiner Hochzeit machen.“

„Mit den Seejungfern vielleicht; denn diese werden die Nacht über wohl die Vorhand haben!“ rief der Junker Tannen sich durch die Thür drängend zurück.

„Getroffen, Junker!“ rief Don Nigro mit gellendem Lachen ihm nach; „und der Sturm soll zum Tanze aufspielen und der Blitz die Hochzeitsfackel anzünden.“

Mit Stoßen und Drängen, Fluchen und Schimpfen hatten bald Alle das Freie erreicht. Der Spanier folgte den Davoneilenden langsam nach.

Mit fliegender Eile war indessen der Pater Donatus, nachdem er Steen Steenens Haus verlassen hatte, durch die bereits von Menschen wimmelnden Straßen nach dem Marktplatze gelaufen. Auch hier war schon Alles in Bewegung; die über den Deich sich ins Land ergießenden Wellen hatten endlich das sorglose Volk aus seiner Ruhe aufgescheucht, und der Häuptling, der sich auf dem Marktplatz befand, gab eben den Befehl, die Sturmglocken läuten zu lassen und alle Einwohner des Fleckens zum Schutz des Deiches zusammen zu rufen.

Allenthalben herrschte eine verwirrte Thätigkeit. Es galt, den Deich nur noch auf eine halbe Stunde gegen die furchtbar anschwellende Springfluth zu chützen, die dann ihre größte Höhe erreicht und wieder zum Meere zurückfließen mußte. — Einige keuch-

ten unter der Last schwerer Erdsäcke, die sie nach dem Deiche schleppen wollten, andere brachten Stroh, Heu, Getreide, Flachsbündel, Kleider und Betten herbei, woran sich die Kraft der Wogen brechen sollte, wenn sie auch Alles im Nu wieder fortspülten, eine unzählbare Menge von Arbeitern war unausgesetzt beschäftigt, mit Schaufeln, Hacken und Spaten Karren und Wagen mit Erde anzufüllen, und diese auf die Krone des Deiches zu fahren; aber noch sah man Niemand die Flucht ergreifen.

Rath- und hülflos standen Adila Gloyen und ihre alte Mutter in der Thür ihres Hauses, als der Pater Donatus athemlos bei ihnen anlangte.

„Auf, auf, Ihr Gerechten!“ rief er ihnen entgegen; „der Herr hält Gericht über die Gottlosen! Folgt mir auf dem Fuße und blickt nicht zurück in Eure Wohnung, damit es Euch nicht gehe, wie dem Weibe Loth's, als der Herr Sodom und Gomorrha schlug.“

Von jähem Schreck ergriffen folgten ihm die Genannten, und der Pater schlug dann den Weg nach dem Kloster ein, dessen Bewohner bald darauf aus demselben reisefertig hervorbrachen, und der Weisung des Paters folgend, einen nach einem höher gelegenen Landstriche führenden Pfad eilig dahinzogen.

Adila und ihre alte Mutter hatten aber kaum bemerkt, daß es auf eine Flucht abgesehen sei, als sie erschrocken ihre Schritte anhielten und Adila mit angsterfüllter Seele dem neben ihr gehenden Pater Donatus zurief:

„Um Gotteswillen, ehrwürdiger Vater! wir sollen fliehen und meinen unglücklichen Vater seinem Schicksal überlassen?“

Pater Donatus blieb plötzlich stehen. Mit tiefer Beschämung ergriff er die Hand Adila's und stammelte mit reuevoller Stimme: „Habe Dank, guter Gott, daß du deinen irrenden Diener durch den Mund dieser reinen Jungfrau an seine Pflicht erinnerst.“ Dann sich zu Adila wendend, fuhr er mit inniger Rührung fort: „Der Herr segne Dich, Du frommes Kind; Du gedachtest Deines Vaters, und ich Unwürdiger gedachte nicht der Heerde, die Gott mir anvertraut. Mögen die Klosterbrüder fliehen und die himmlischen Heerschaaren sie bewahren. Ich aber bin der Leutepriester von Bant und mein Platz ist in Mitten meiner Gemeinde.“

Hierauf theilte er den Klosterbrüdern seinen Entschluß nach Bant zurückzukehren mit, und von Allen Abschied nehmend ermahnte er sie noch zur dringendsten Eile, da sie berufen seien, sich zu retten, um zur Warnung der Gottlosen der Welt Kunde zu

geben von dem göttlichen Strafgericht, was über Bant verhängt worden.

Alle Bemühungen und Vorstellungen der Klosterbrüder, den Pater Donatus von seinem Entschlusse abzubringen, waren vergeblich; auch Adila war nicht zu bewegen, den Versuch, ihren Vater zu befreien, dem Pater Donatus allein zu überlassen. Selbst die alte treue Ehegefährtin Will Gloyen's konnte nur durch die dringendsten Bitten und durch die Vorstellung, daß sie vermöge ihres Alters und ihrer Hinfälligkeit den Rettungsversuch eher vereiteln als befördern werde, abgehalten werden, mit dem Pater und ihrer Tochter nach Bant zurückzukehren, und unter Wehklagen und Jammern wanderte sie, von einigen Klosterbrüdern unterstützt, mit diesen dem höher gelegenen Lande zu, während der Pater und Adila mit fliegender Eile den Rückweg nach dem unglücklichen Bant antraten.

In Bant aber war inzwischen die Noth auf's Höchste gestiegen. Mit immer wüthenderer Gewalt stürzten die Meereswogen über den Deich ins Land hinein; das Wasser fluthete schon hoch in den Straßen, und nur die am höchsten gelegenen Plätze, als der Markt, die Umgebungen des Klosters und der Häuptlingsburg waren noch nicht vom Wasser überströmt. Hierher hatte sich bereits die größere Masse des

Volkes geflüchtet, aber auch in den Straßen war noch ein wildes, verzweiflungsvolles Treiben. Unter der Last ihrer Habe keuchten hier Männer, Weiber und Kinder, und immer wieder rannten sie zurück in die zum Theil bereits wankenden und dem Einsturze nahen Häuser, um noch mehr von ihrer irdischen Habe dem furchtbar wüthenden Elemente zu entreißen. In diesem Augenblicke noch waren die meisten darauf bedacht, ihr Hab und Gut zu retten, und die Angst vor der Verarmung schien größer zu sein, als die Furcht vor dem Tode, der gleichwohl in schrecklicher, grauser Nähe über den Häuptern der Unglücklichen schwebte. Aber bald änderte sich die Scene in furchtbarer Weise. Mit den immer anschwellenden Gewitterwolken, dem immer lauter krachenden Donner wuchs auch die Kraft des Sturmes und mit ihm die zerstörende Gewalt der Wellen, welche er über den Deich schleuderte. Schnell hintereinander stürzten jetzt eine Menge Häuser und Ställe zusammen, in ihrem Falle die in denselben, so wie die in der Nähe derselben auf den Straßen befindlichen Menschen begrabend. Gleicherweise stieg auch das Wasser in den Straßen, Menschen und Thiere mit sich fortreißend, und das Jammergeschrei der mit den Wellen Ringenden verhallte in dem Brausen des Donners, in dem Krachen der von den Wellen niedergerissenen und der vom Blitz entzün=

deten Häuser, deren Flammen das Bild der entsetzlichsten Zerstörung schreckhaft beleuchteten.

Zitternd und bebend standen mehrere Personen an einer etwas höher liegenden Straßenecke durch ein großes steinernes Gebäude vor den strömenden Wellen geschützt, und rathschlagten, ob sie es wagen sollten, sich durch die Fluth nach dem Marktplatz zu flüchten. Beladen mit Schätzen an Gold und Silber und andern werthvollen Gegenständen, schien es ihnen zu gewagt, sich in die reißend strömende Fluth hinein zu begeben, und unter Furcht und Angst hofften sie noch immer, daß der Sturm nachlassen und das Wasser sich verlaufen werde.

„Was sagte ich Euch, Joumard“, ertönte jetzt eine heisere, vor Furcht bebende Stimme, in welcher man die der alten Hexe Odrada erkannte; „hätten wir nur nicht gezögert und an unsere Rettung gedacht, da es noch Zeit war. Ich sagte es Euch ja, Bant geht unter, wie Schloß Mellum, und diese Nacht noch, wie es mir meine ahnende Seele sagte.“

Joumard, welcher sich mit unter diesen Leuten befand, und nichts von der Anwesenheit der Hexe gewußt hatte, wurde durch diese an ihn gerichteten Worte von einem jähen Schreck ergriffen.

„Du Teufelsweib!“ schrie er bebend vor Angst und Zorn, „was heftest Du Dich an meine Sohlen? Wo Du bist, da ist der Tod und das Verderben,

und lieber will ich mit Sturm und Wellen ringen, als in Deiner verfluchten Nähe weilen."

Mit diesen Worten schritt er in das Wasser hinein, und langsam fortwatend schleppte er seine schwere Goldkiste hinter sich her.

„Ei, so warte doch, mein Junge", schrie Odrada in Verzweiflung, „wir müssen bei einander bleiben, wer soll mir helfen, wenn Du es nicht thust."

Die Hexe, welche gleichfalls einen schweren Kasten bei sich führte, wollte dem Handelsmann folgen, aber kaum hatte sie ihren Fuß in das Wasser gesetzt, als eine starke Welle sie ergriff, und weit vor Joumard vorausschleuderte. Ein kurzer Stoßschrei wurde gehört, dann aber war es wieder still, und dem Beispiele der beiden Genannten folgend, und einen Augenblick abwartend, wo die Fluth minder heftig strömte, suchten die Uebrigen sich ebenfalls durch dieselbe nach dem Marktplatz zu flüchten. Einigen, worunter auch Joumard, gelang es, denselben zu erreichen, die meisten aber konnten der Gewalt der Wogen nicht widerstehen, und von allen Seiten erschallte jetzt das Wehgeschrei der von den Wellen Fortgerissenen und der dumpfe Hülferuf der Ertrinkenden.

Auf dem Marktplatze, der jedoch jetzt auch schon von der Fluth erreicht wurde, herrschte eine entsetzliche Verwirrung. Hier befand sich mit Ausnahme

der freilich in großer Zahl bereits Umgekommenen so ziemlich die ganze zahlreiche Einwohnerschaft von Bant. In dem furchtbaren Gedränge, welches hier stattfand, wurde das Kind von der Mutter, die Frau von ihrem Manne, die Schwester von dem Bruder gerissen. Durch das nutzlose Bestreben, sich wiederzufinden, wurde die allgemeine Angst und Furcht noch vermehrt, und jedesmal wenn eine der sich immer höher hebenden Wellen brausend und schäumend den Marktplatz überströmte, erschallte ein herzzerreißendes Jammergeschrei, welches selbst nicht durch den ewig rollenden Donner übertönt wurde.

Nur eine schmale, die Burg des Häuptlings umgrenzende Strecke war noch ganz vom Wasser frei, und hier sah man die Ritter und Edlen von Bant, welche mit ihren Familien sowohl in der Burg selbst, als hier im Hofe derselben eine Aufnahme gefunden hatten. Da die Zeit heranrückte, wo die Fluth ihren Rückweg zum Meere antreten mußte, und dieser Augenblick in wenigen Minuten herannahte, so hatten nur Wenige daran gedacht, sich durch eine weitere Flucht, die selbst in dieser gefährlichen Stunde noch möglich war, zu retten, und die Meisten sich damit begnügt, ihre beste Habe nach dem Markt zu schleppen und sie dort zu bewachen. Aber eine Minute nach der andern verrann, und die Fluth verlief sich nicht. Der Zeitpunkt, in welcher die

Ebbe eintreten mußte, war schon vorüber, immer und immer höher stiegen die Wellen, und das ewige Gesetz der Natur schien durch den Rathschluß Gottes aufgehoben zu sein. — Ein starres Entsetzen bemächtigte sich jetzt der ganzen versammelten Menge. Aus der Häuptlingsburg traten die Ritter mit ihren Frauen und Kindern in der Absicht, jetzt endlich nach dem höher gelegenen Lande zu fliehen. Aber für die Weiber und Kinder war der günstige Augenblick bereits vorüber, denn das Wasser bedeckte jetzt schon die Erdoberfläche, so weit das Auge zu reichen vermochte. Es war daher an eine eilige Flucht nicht mehr zu denken, und die Banter Herren hielten dafür, daß das Verweilen hier, da doch die Ebbe jeden Augenblick eintreten könne, minder gefährlich, als eine Flucht durch die wild strömenden Fluthen sei. Indessen war doch die Furcht groß, denn bei dem Scheine der unaufhörlich aus den schwarzen Wetterwolken zuckenden Blitze bemerkte man nur todtenbleiche, angstverzerrte Gesichter, und vom Marktplatze her schallte verzweiflungsvoller Hülferuf zu der Burg des Häuptlings hinüber.

In dem Marmorportale derselben stand der alte Häuptling Folko Folkena, neben ihm viele Ritter und Herren und sein eigener Sohn Ezzard, der in wahnsinniger Angst die schöne Ada umklammert hielt, die sich vergebens seiner zu erwehren suchte. In stummer

Angst blickten alle in die anschwellenden Wogen, als plötzlich eine Riesengestalt vom Marktplatze herüber und ungehindert durch die sie umbrausenden Fluthen sich mit unbegreiflich schnellen Schritten der Häuptlingsburg näherte. Befremdet und mit einem unheimlichen Gefühle blickten Alle der räthselhaften Erscheinung entgegen, welche jetzt den nur wenige Schritte breiten noch wasserfreien Raum betrat, und in welcher man den Spanier Don Nigro erkannte.

„Auf, auf, Ihr Herren!“ rief dieser jetzt mit lautem, höhnischen Lachen, „sattelt Eure Rosse, oder noch besser, setzt Euch auf den Rücken eines Wallfisches, wenn Ihr dem Lande einen Dienst erweisen wollt. Der Ritter Erko und der Verräther Will Gloyen sind entflohen, ich sah sie auf dem Landwege von hinnen ziehn; der tolle Pfaff, der Euch Alle so oft gehofmeistert, und das Mondscheingesicht der schwindsüchtigen Adila begleiteten sie.

Niemand antwortete auf die höhnenden Worte des Ritters, während dem alten Folkena diese Nachricht doch zu Herzen zu gehen schien; denn einen unverständlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd stieß er sein breites Schwert so heftig auf den Boden, daß es zersprang und die Splitter klirrend auf den Marmorboden niederfielen.

„Sieh da, Junker Ezzard“, fuhr der Spanier jetzt wildlachend fort, „Ihr könnt Euch jetzt zum

zweitenmale verdient machen. Schwimmt den Entflohenen nach, aber sputet Euch, denn sonst möchte Euch ein Meerungethüm leicht die blasse Adila wegfischen.“

Ezzard fuhr wüthend empor. Die Erinnerung an Adila durchschnitt wie ein zweischneidiges Schwert seine Seele, und mit beiden Händen sein Schwert fassend, wollte er auf den Spanier eindringen, aber Ada, welche sich ihres letzten Haltes beraubt sah, wenn Ezzard, was voraus zu sehen war, im Kampf mit dem Spanier unterlag, umklammerte seine Arme und flehte ihn an, sie in diesem Augenblick nicht zu verlassen. Unfähig Ada's Bitten zu widerstehen, bemeisterte der Junker seinen Zorn, der aber augenblicklich wieder emporflammte, als der Spanier sich mit seinen frechen Spottreden an die schöne Ada wandte.

„Wie siehst Du doch so bleich, lieb Bräutchen!“ rief der letztere mit einer grinsenden Freundlichkeit dem Mädchen zu, dann auf den Marktplatz und die brennenden Häuser des Fleckens deutend, fuhr er fort: „die Gäste sind versammelt und die Hochzeitsfackeln sind angezündet — Heisa! das giebt eine Hochzeit, wie sie in Bant noch nicht gefeiert worden!“

Während die vor unsagbarer Seelenangst zitternde Ada den Grimm des Junkers nur mit großer

Mühe besänftigte und die hier Versammelten ihrem Unwillen über das freche Benehmen des Spaniers durch drohende Worte Luft machten, zerrte dieser ein altes Weib und einen Mann aus einer Ecke, wo sie sich zu verbergen gesucht hatten, hervor, und schob sie mitten in die Versammlung. Es entstand jetzt eine augenblickliche Stille, die um so schauerlicher war, als der Schein eines brennenden Hauses, der bisher eine düsterrothe Helle verbreitet hatte, erlosch, und ringsum die tiefste Finsterniß herrschte.

Plötzlich verbreitete ein greller Blitz, der secundenlang an dem schwarzen Gewitterhimmel hinzuckte, ein blendendes Licht, und mit den verschiedenartigsten Gefühlen des Entsetzens und der Furcht sahen sich der Häuptling, sein Sohn, Ada Okkena, der Handelsmann Joumard und die alte Odrada, welche vorhin von den Wellen wohlbehalten ans Land geworfen war, im Kreise zusammengestellt; in der Mitte desselben stand mit flammenden Augen der Spanier, welcher in demselben Augenblicke, als die Genannten sich gegenseitig erkannt haben mußten, ein gellendes Gelächter erschallen ließ.

„Bei dem Schwefelpfuhl der Hölle!“ rief er dann, „das ist ja eine auserlesene Gesellschaft, in der ich mich befinde; wahrlich, der Fürst der Finsterniß würde nicht würdigere Genossen aufzutreiben wissen. In seinem Namen begrüße ich Euch!“

Kaum hatte der Spanier diese Worte gesprochen, als die ganze Versammlung wie in einem Lichtmeere stand; die früher Genannten stürzten vom Blitz getroffen lautlos zu Boden und zu gleicher Zeit ergriffen die Flammen die uralte Burg der Häuptlinge von Bant, welche jetzt gleich einem brennenden Schiffe auf den Fluthen zu schwimmen schien.

Durch das Verzweiflungsgeschrei der Weiber und Kinder, welches hierauf ertönte, hörte man die Stimme des Ritters Bernefuer, welcher den Rath ertheilte, daß man sich jetzt, wenn man nicht elend verbrennen wolle, dem Wasser anvertrauen solle, um wo möglich den Marktplatz, wo jetzt allein noch an Rettung zu denken, zu erreichen. Die anwesenden Männer befolgten diesen Rath sogleich, aber die Weiber und Kinder, welche den gewissen Tod in den Wellen sahen, erhoben ein furchtbares Jammern und Wehklagen, und rannten unschlüssig bald den Fluthen entgegen, bald wieder in die brennende Burg zurück. Aber der Augenblick drängte, die Flammen griffen mit rasender Schnelligkeit um sich, und nach kurzer Zeit hatten sich Alle entweder dem schäumenden Elemente anvertraut, oder ihren Tod im Feuer, oder unter den zusammenstürzenden Trümmern der Burg gefunden. Aus dem Wasser aber ragten nur die Häupter einiger Männer von Zeit zu Zeit hervor, welche halb schwimmend, halb gehend sich mit äußerster Anstren-

gung gegen die Fluth zu halten suchten. Der Spanier war schon weit voraus geeilt, und es waren nur einige der dem Leser bekannten Ritter und Junker, welche sich auf diesem gefahrvollen Wege zu retten suchten.

„Haltet einen Augenblick an, Junker Tannen!“ rief der Ritter Bernefuer, der auch in dieser todtdrohenden Lage seinem kernhaften Humor freien Lauf ließ, „es ist mir da ein todter Wallfisch zwischen die Beine gerathen, den vielleicht der Blitz erschlagen und das Fett und den Thran seines Bauches verzehrt hat. Wenn meine Vermuthung gegründet sein sollten, so könnten wir ja diesen Meeresfürsten als Zölle benutzen.“

Junker Tannen, der in anderer Laune war, wie der Ritter, und welcher die scherzhaften Worte desselben in der Angst seines Herzens für wahr gemeint hielt, kehrte einige Schritte zurück.

„Potz Heiden und Türken!“ lachte Bernefuer jetzt, „das ist kein Wallfisch, aber doch ein ihm ähnliches Beest. Wenn mich nicht Alles trügt, so ist es der Hallunke, der Mastochse Steen Steenen, dessen Bauch so viel Seewasser geschluckt hat, daß er zu einem Berge angeschwollen ist. Wir wollen ihn schwimmen lassen, Junker Tannen, er wird seinem Schicksale nicht entgehen, und ich wünsche dem ersten

besten Haifisch, der ihm begegnen wird, eine gesegnete Mahlzeit."

Hierauf setzten Beide ihren Weg fort, und es gelang ihnen nach unsäglicher Anstrengung den Marktplatz zu erreichen. Aber die Hoffnung, hier Rettung zu finden, war eine sehr schwache, denn bis an die Brust stand auch hier schon die ganze Menschenmenge im Wasser. Alle hatten sich krampfhaft umschlungen, damit sie nicht von der gewaltigen Kraft der anstürzenden Wogen hinweggerissen würden, aber dennoch führte jede neue Welle einige Opfer mit sich fort, deren Geschrei dann nach kurzer Zeit verhallte.

Wie ein Geist aber schien der Spanier auf dem Wasser zu schreiten, an jeder Stelle, als ob er sich vertausendfacht hätte, erblickte man denselben, wenn gleich er einem und demselben Auge doch nicht doppelt erschien. Seine donnernde Stimme lästerte Gott und die Heiligen, verfluchte und verwünschte sie und das böse Beispiel fand bei den Verzweifelnden schon vielfache Nachahmung, wenn gleich auch Viele in der Angst ihrer Seele manche Stoßgebete zum Himmel schickten. Stärker und donnernder aber, wie die Stimme des Spaniers schallten die inbrünstigen Gebete des Paters Donatus, der auf einem Mauervorsprung des Gotteshauses im vollen geistlichen Ornate stand, über den Marktplatz hin.

Mit flammender Beredsamkeit ermahnte er das Volk, sich zum Herrn zu bekehren, in Demuth und Reue seine Gnade anzuflehen und seinen heiligen Namen zu preisen, damit die unsterbliche Seele nicht verloren gehe und dem Pfuhl der Hölle verfalle. Aber die Wirkung dieser guten Worte wurde zum Theil doch wieder durch den bösen Geist, der aus dem Munde des Spaniers sprach, und der bereits Gewalt hatte über die Herzen der Sünder, aufgehoben. Indessen schwoll die Fluth immer höher und höher an, und auf Augenblicke bedeckten die Wellen schon das ganze hier versammelte Volk. In diesen letzten schrecklichen Augenblicken erhob der Pater seine Stimme, daß sie wie die Posaune des jüngsten Gerichts hehr und schrecklich ertönte. Das Crucifix hoch emporhaltend, rief er: „In Gottes heiligem Namen! weiche von hinnen, Du böser Geist, der Du Gewalt gefunden hast über die Seelen der verirrten Gemeinde! Versinke in den Abgrund, aus dem Du aufgestiegen bist! Du aber, bethörtes Volk, erkenne den Herrn auch in seinem Zorn, und stoße die Gnadenhand nicht zurück, die er Dir durch mich, seinen unwürdigen Diener, bieten läßt. — Der Herr ist gnädig und barmherzig, und seine Güte währet ewiglich. Ehre sei Gott in der Höhe, sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel und gelobet sei sein heiliger Name!“

„In Ewigkeit, Amen!“ tönte es von tausend und aber tausend Stimmen als Antwort zurück. Kaum waren diese Worte verklungen, als der Spanier wie ein feuriges Gespenst einen Augenblick in der Luft schwebte, und dann mit einem furchtbaren Geheul in die Fluthen versank, die zischend hoch über ihm zusammenschlugen. Unmittelbar darauf aber geschah ein fürchterliches Krachen, der ganze Himmel verwandelte sich in ein glührothes Feuermeer, zahllose Blitze schlugen in den Kirchthurm, aus welchem helle Flammen zum Himmel emporloderten, und dessen Glocken zum letztenmale zu läuten begannen. Das Haupt des Paters war mit einem Heiligenschein umgeben; mit einer Geberde voll unaussprechlicher Ruhe und Freudigkeit schaute er dankend zum Himmel empor. Dann aber wälzten die Fluthen sich bergehoch über den Marktplatz hin, der Boden des Fleckens borst mitten auseinander und blitzesschnell sank die Kirche mit ihrem Thurme, das letzte, was noch zu sehen war, gleich einer rothen Feuersäule hinunter in die unergründliche Tiefe des Meeres.

So verschwand vor vielen hundert Jahren der reiche Flecken Bant von der Erdoberfläche und mit ihm zugleich noch sieben andere Kirchspiele, deren Bewohner in gleicher Weise wie die Einwohner

Bant's ihren Herrn und Gott verleugnet und seine heiligen Gebote verachtet hatten.

Von Adila Gloyen und ihren Eltern hat man nie wieder gehört.

An der Jeverschen Küste nicht weit vom Banter Siele sieht man noch heutzutage bei niedrigem Wasserstande ein grünes Streifchen Landes, welches der Ueberrest des Kirchhofes von Bant ist, jener höchsten Stelle des Fleckens, wo auch die Kirche, das Kloster, die Burg des Häuptlings und der Marktplatz gelegen waren, und dieser Streifen Land heißt noch heute der „Banter Kirchhof." Bei stillem Wetter aber wollen die Schiffer schon oft ein seltsames Klingen aus der Tiefe des Meeres hervor vernommen haben, das fast wie Glockengeläute tönen soll. — Das sind die Glocken des Banter Kirchthurmes, der an dieser Stelle versank und die Fluthen des Jahder Meerbusens rauschen über Schlössern, Burgen und Klöstern, die einst in stattlicher Pracht ihre hochragenden Mauern und Thürme vom hellen freudigen Sonnenlichte angestrahlt sahen.

Der Kampf mit dem Löwen.

In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung lebte einer der edlen oldenburgischen Grafen, Huno mit Namen, auf dem schönen Schlosse Mellum, wovon schon in der vorhergehenden Geschichte gesprochen worden und welches, wie wir bereits erfahren haben, später vom Meere verschlungen wurde. Solches geschah zur damaligen Zeit zu vielen Malen und auch an anderen Küstenstrichen des deutschen Landes. So versank ebenfalls und fast um dieselbe Zeit wie Schloß Mellum die uralte wendische Handelsstadt Vineta oder Julin, ein Theil der jetzigen Insel Wollin, in die Ostsee, und man soll noch jetzt bei klarer Fluth die Straßen, Tempel und Paläste der ehemals reichen und mächtigen Handelsstadt auf dem Grunde des Meeres wahrnehmen können.

Schloß Mellum war aber das Residenzschloß der oldenburgischen Grafen oder Erzgrafen, wie sie zu der Zeit genannt wurden, und als solches auf die prächtigste und reichste Art ausgestattet, wie denn

überhaupt der Reichthum der Erzgrafen im ganzen heiligen Römischen Reiche fast sprichwörtlich geworden war, und den Neid mancher deutschen Herren und Prälaten gar mächtig erregte. Die goldenen Thurmknöpfe dieses prächtigen Herrenschlosses leuchteten weithin und selbst nach Bremen hinüber, wo damals der mächtige Erzbischof Adalbertus, der beim Kaiser in hohem Ansehn und Gnaden stand, residirte. Die üppigen Wiesen und Felder, die edlen Rosse und reichen Viehheerden, die goldschimmernden Paläste, Kirchen und Schlösser, welche den edlen oldenburgischen Erzgrafen erb= und eigenthümlich gehörten, stachen dem habsüchtigen Prälaten gar sehr in die Augen, und obwohl er sich lange den Anschein zu geben verstand, als sei er ein Freund des Grafen Huno, so wohnte doch der mißgünstigste Neid in seiner Seele, und er sann und sann, und grübelte und grübelte, wie es wohl möglich zu machen sei, den Grafen Huno zu verderben und dessen Reichthümer für sich zu gewinnen. Auf welche Weise er zu diesem Ziele zu gelangen suchte, werden wir später erfahren.

Graf Huno aber, fast schon ein Greis, wußte von dem Allen nichts; regierte Land und Leute mit Milde und Gerechtigkeit, erfreute sich der Gnade seines Kaisers, lebte mit aller Welt in Frieden und gedachte, den Rest seines Lebens in Glück und Ruhe

im Kreise seiner Familie zu genießen. Seine Gemahlin hieß Guilla und war eine Tochter des Grafen Dedo von Vechte; sie hatte dem Grafen zwei Kinder geschenkt, einen Sohn, den männlich schönen und kräftigen Grafen Friedrich, und eine Tochter, die durch ihre Schönheit weit und breit bekannte Oda. Diese ganze gräfliche Familie zeichnete sich durch Tugenden aller Art, so wie besonders durch einen frommen christlichen Sinn aus, weshalb auch die Bewohner des Rüstringer-, Stedinger- und Ammerlandes, so wie eines Theiles von Sachsen und Holstein, die der Erzgraf Huno regierte, in Liebe und Treue an ihm und seinem Hause hingen. Graf Huno hat um Gott zu dienen und zu ehren, manches Kloster und manche Kirche und Capelle gebaut; unter andern in Rastede, wo er von Geschäften und Lasten müde, manchmal auf kurze Zeit eine Ruhestätte suchte und fand. Zur Einweihung der dort erbauten Kirche und Capelle war der Bremische Erzbischof Adalbertus von ihm berufen worden, welcher diesem Rufe auch Folge leistete und die Weihe der zu Gottes Ehre erbauten Gebäude vollzog. Hierbei pries der heuchlerische Prälat laut und vor allem Volke den frommen Sinn und die Tugenden des edlen Erzgrafen und seines ganzen Stammes und bat den Himmel, denselben immer seines Segens und seiner Gnade würdig zu halten. Beim

Abschiede umarmte er den Grafen Huno, wobei reichliche Thränen über seine Wangen flossen, und versicherte ihn seiner immerwährenden Freundschaft. Der Graf war selbst sehr gerührt, er hielt den Priester für einen frommen aufrichtigen Diener des Herrn und der Kirche, in dessen Seele kein Falsch wohnen könne, und so beschenkte er ihn für seine Mühwaltung und willige Uebernahme des Weiheamtes mit fürstlicher Freigebigkeit und ließ ihn darauf nach Bremen zurückziehen; er selbst aber kehrte nach einiger Zeit nach Schloß Mellum zurück, wo sein Sohn Friedrich während dem seine Geschäfte versehen hatte.

Der falsche Priester Adalbert blieb aber nicht lange in Bremen, sondern zog bald darauf gen Goslar, wo grade der Kaiser Heinrich IV. seinen Hof hielt. Dieser Kaiser hatte einen gar seltsamen Character, den der schlaue Adalbert aber genau kannte, und darauf hin seine Pläne schmiedete. Der Kaiser, dessen edler und ritterlicher Vater Heinrich III. schon frühe gestorben war, wurde in frühster Jugend durch listige Verrätherei in die Gewalt des Erzbischofs Hanno von Cölln gebracht, welcher ihn mit eiserner Strenge erzog und den heitern, muthigen Sinn des Knaben unterdrückte, so daß er zuletzt sogar schüchtern und ängstlich wurde. Ein Streit wegen der Papstwürde rief aber den Bischof Hanno

nach Italien, und so geschah es, daß der Bischof Adalbert von Bremen, welcher ein feiner, kenntnißreicher und zierlicher Mann war, der zweite Erzieher des künftigen Kaisers wurde. Hatte Hanno den Knaben unter strenger Zucht gehalten, so gestattete Adalbert ihm alle möglichen Freiheiten, und so kam es, daß sich die widerstrebendsten Eigenschaften in dem kaiserlichen Knaben entwickelten. Er war hochmüthig, stolz und auffahrend, dann aber auch wieder schwach, unentschlossen und nachgebend bis zur Feigheit, dieses aber besonders gegen die Diener der Kirche, denn so sehr auch Adelbert allen Launen des Knaben hatte den Zügel schießen lassen, so war er doch bemüht gewesen, ihn an Furcht und Unterwürfigkeit in Allem, was die Kirche und deren Vorschriften betraf, zu gewöhnen, und so hatte er sich als einer der Kirchenfürsten sein Ansehn und seinen Einfluß zu sichern gewußt.

Der Kaiser aber, der mittlerweile ein wildbewegtes Leben geführt, gegen viele Fürsten und Herren des deutschen Landes bald mit Glück, bald mit Unglück gekriegt hatte, stand um die Zeit, als Adalbert ihn am Hofe zu Goslar aufsuchte, in sehr schlechtem Vernehmen mit dem gewaltigen Papste Gregor VII., und auch mit den großen Fürsten in Deutschland. Der erstere hatte ihn in den Bann gethan und mehrere der letzteren ihn sogar abgesetzt und Rudolph

von Allemannien zum deutschen Könige erwählt. Es stand also gar schlimm um den kaiserlichen Herrn, und Adalbert, der dieses sehr wohl wußte, bot ihm seine Vermittelung beim Papste und bei den Fürsten an, wodurch er den Kaiser leichter für seine Anschläge gegen den Grafen Huno zu gewinnen hoffte. Dieses gelang ihm auch vollkommen, denn der Kaiser, erfreut und gerührt über die Treue und Ergebenheit seines ehemaligen Lehrers, gab ihm zu Goslar Feste über Feste und zeichnete ihn auf alle nur mögliche Weise aus. — Diesen Augenblick benutzte der schlaue Bischof und brachte gegen den Erzgrafen Huno von Oldenburg eine schwere Anklage vor. Zuerst beschuldigte er ihn des Hochverraths, denn er sollte von dem Kaiser schlecht gesprochen und für Rudolph von Allemannien im Geheimen Partei ergriffen haben; dann aber habe er sich auch an dem Gute der heiligen Kirche vergriffen, in die Wiesen und Felder seines des bischöflichen Sprengels Vieh getrieben und die Felder, worauf sein Vieh geweidet, als sein Eigenthum behalten. Graf Huno sei also ein Feind der Kirche, des Kaisers und des Reiches, und als solcher der schwersten Strafe werth.

Obgleich der Bischof durchaus keine Beweise gegen den Grafen vorbringen konnte, auch der Kaiser, der einen sehr erleuchteten Verstand besaß, wohl merkte, daß der Bischof nach den Gütern und

Schätzen des Grafen trachtete, so mußte er dem ersteren, der ihm sehr wichtige Dienste leisten konnte, doch schon einen Beweis seiner Dankbarkeit geben, zudem konnte es ja gegründet sein, daß Graf Huno für den Gegenkönig Rudolph Partei genommen, und so sprach denn der Kaiser vorläufig des Erzgrafen Unterthanen von Pflicht und Eiden gegen denselben frei, und forderte ihn selbst auf, vor dem kaiserlichen Thron zu Goslar zu erscheinen und sich von der wider ihn erhobenen Anklage zu reinigen.

Als diese kaiserliche Botschaft durch einen Sendboten auf Schloß Mellum anlangte, war Graf Huno nicht wenig erstaunt, aber im Gefühl seiner Unschuld trug er dem Sendboten auf, dem Kaiser seinen unterthänigsten Respect zu vermelden und ihm zu sagen, daß er zur bestimmten Zeit in Goslar erscheinen und an den Stufen des Thrones seine Unschuld darthun werde, denn nur ein Mißverständniß oder das Lügengewebe eines verleumderischen Buben, das leicht zu zerreißen sein werde, könne wider ihn gezeugt haben. — Als der kaiserliche Sendbote darauf dem edlen Grafen kundthat, daß sein Land und seine Leute einstweilen dem erzbischöflich bremischen Sprengel unterthan sein sollten, da war dies dem Grafen Huno fast lieb, weil er sich überzeugt hielt, daß der ihm freundlich gesinnte Bischof Adalbert sein Land gut verwalten werde, als er aber erfuhr, daß eben

dieser Bischof es sei, der die schweren Anklagen gegen ihn erhoben, da fühlte er sich von Abscheu und Entsetzen, aber zugleich auch von Furcht ergriffen, denn er kannte die Klugheit dieses Prälaten und wußte, welchen Einfluß derselbe auf die kaiserlichen Entschließungen hatte.

Mit tief bekümmerter Seele theilte er nun seiner Familie den Inhalt der Botschaft des Kaisers mit. Seine edle Gemahlin und seine schöne Tochter Oda waren darob betrübt und zerflossen in Thränen. Sein Sohn aber, der Graf Friedrich, hatte guten Muth; er vertraute auf die Gerechtigkeit des Kaisers und bestand darauf, seinen Vater nach Goslar begleiten zu dürfen. Graf Huno gab hierzu seine Einwilligung, zugleich aber that er das feierliche Gelöbniß, daß wenn ihn Gott aus dieser großen Gefahr und Noth erretten würde, er der heiligen Jungfrau zu Ehren in Rastede ein stattliches Kloster erbauen wolle.

Nach Verfluß eines Monats war der Tag herangerückt, an welchem Graf Huno vor dem Throne des Kaisers zu erscheinen hatte, und am Morgen desselben langte der greise Graf mit seinem Sohne, der fest auf Gott und den gerechten Sinn des Kaisers vertraute, in Goslar an.

In Goslar aber war an diesem Tage ein ungewöhnliches Gewoge und Getreibe. Weit und breit

war es bekannt geworden, daß der reiche oldenburgische Graf Huno als Verräther an Kirche und Reich angeklagt sei und daß der Kaiser heute Gericht über ihn zu halten beschlossen hatte. Die Ritter-Herbergen der Stadt Goslar waren deßhalb von Gästen überfüllt, unter welchen sich auch manche Fürsten und reichsunmittelbare Herren befanden, die dem Gericht, welches über einen Ihresgleichen gehalten werden sollte, beiwohnen wollten.

Mit ruhigem, ernsten Gesicht ritten Graf Huno und sein Sohn Friedrich auf prächtigen friesischen Streitrossen, von einem zahlreichen Gefolge adlicher Herren und bewaffneter Reisigen begleitet, durch die Straßen der Stadt, und achteten es wenig, daß die Blicke Aller auf sie gerichtet waren. In der vornehmsten Herberge kehrten sie ein, und Graf Huno sandte von hier einen Ritter seines Gefolges an den Kaiser ab, um diesem zu melden, daß er dem Rufe des Kaisers genügt und bereit sei, sich dem Urtheilsspruche desselben zu unterwerfen.

Der Kaiser sandte hierauf einige seiner Ritter in die Herberge, die den hochgeborenen Erzgrafen in seinem Namen begrüßen und dann in die Kaiserburg begleiten sollten.

In dieser war bereits Alles zu dem zu hegenden Gerichte vorbereitet. Der Kaiser hatte acht deutsche Fürsten und Prälaten berufen, die über den ange-

klagten Grafen richten sollten. Die Prälaten waren alle Freunde des Erzbischofs Adalbert und auch die Fürsten waren durch Versprechungen aller Art von ihm gewonnen worden, so daß also Graf Huno von der Gerechtigkeit dieser Richter wenig Gutes zu hoffen hatte.

Auf dem Throne im vollen Reichsornate, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand und mit dem goldgestickten Kaisermantel bekleidet, saß der Kaiser. Sein Antlitz war ernst, fast traurig, denn er achtete den Grafen Huno und war keineswegs von dessen Schuld überzeugt. Gleichwohl durfte er die Anklage des mächtigen Erzbischofs von Bremen, der ihn gegen seine Feinde und gegen den Zorn des Papstes unterstützen konnte, nicht zurückweisen und so war er denn leider entschlossen, den Grafen Huno, der, wie er wohl wußte, von den bestochenen Richtern verurtheilt werden würde, seinem eigenen Interesse zu opfern.

Zur rechten Seite des Kaisers stand sein Sohn, der nachmalige Kaiser Heinrich V., und nicht weit von diesem des Kaisers holdseliges Töchterlein, die sechszehnjährige Kunigunde. Zu seiner Linken befand sich der boshafte Ankläger des Grafen Huno, der Bischof Adalbert, und in einem Halbkreise um des Kaisers Thron saßen die acht Herren, welche als Richter über den Grafen

bestellt waren. Außerdem war der Saal fast ganz gefüllt von Grafen, Rittern und Herren, die theils Neugierde, theils Theilnahme für den Angeklagten herbeigelockt hatte; an den Eingängen des Kaisersaales standen, mit langen Speeren bewaffnet, kaiserliche Leibtrabanten.

Als Graf Huno mit seinem Sohne in den Saal trat, erregten das ehrwürdige Aussehen desselben, so wie die vollendete Schönheit und ritterliche Haltung des jungen Grafen Friedrich allgemeine Theilnahme und Bewunderung, Alle hielten sich überzeugt, daß diese beiden keine Verräther sein könnten, und erwarteten mit Sorge und Spannung den weiteren Verlauf der Sache.

Mit festen tönenden Schritten ging Graf Huno an der Hand seines Sohnes durch den Saal und beide knieten, so wie sie den Thron des Kaisers erreicht hatten, an den Stufen desselben nieder.

„Mein Herr und Kaiser!“ begann nun Graf Huno, „gehorsam Deinem Worte siehst Du mich vor Deinem Throne. Als getreuer Vasall Deines in Gott ruhenden Vaters und nunmehr Deiner Majestät, glaubte ich nicht, daß man es wagen würde, den Grafen Huno der Verrätherei an Kaiser, Reich und Kirche zu zeihen. Ich schwöre zu Gott und allen Heiligen, daß ich Dir und dem Reiche, so wie auch der heiligen Kirche Christi, dem Papste, der als

Statthalter auf Sanct Peters Stuhle sitzt, stets treu, hold und gewärtig war; willst Du aber meinem Worte nicht glauben, so glaube auch nicht dem Worte meines Anklägers, sondern befehle ihm, mir die Beweise meiner Schuld vorzulegen."

Mit diesen Worten erhob sich Graf Huno und trat mit seinem Sohne ehrerbietig einige Schritte zurück.

Auf den Wink des Kaisers trat jetzt der Bischof Adalbert hervor und sich tief vor dem Kaiser verneigend, begann er folgendermaßen. „Ich Adalbertus, Erzbischof von Bremen, klage den Herrn Erzgrafen Huno von Oldenburg an, ein Verräther an Kaiser und Reich und ein Feind der heiligen Kirche zu sein."

„Das lügst Du!" verleumderischer Priester!" rief Graf Friedrich hierauf mit lauter Stimme; „mein Vater war nie ein Verräther, nie ein Feind der Kirche, und ich fordere den, der dieses zu behaupten wagt, zum ritterlichen Zweikampf auf."

Mit ernsten Worten ermahnte der Kaiser den jungen Grafen zur Ruhe, und befahl ihm, den Gang des Gerichtes nicht ferner zu stören.

„Zum Beweise dessen, was ich gesagt", fuhr der Bischof Adalbert hierauf fort, „lege ich hiermit einen Brief in meines Kaisers Hände. Diesen Brief schrieb Graf Huno an Rudolph von Allemannien und er

verspricht ihm darin, ihn mit Gold und Kriegsbedarf gegen Deine kaiserliche Majestät zu unterstützen, wenn er ihm dafür die Herzogskrone verleihen wolle."

Der Kaiser empfing den Brief aus der Hand des Bischofs, und reichte ihn einem der Richter, welcher ihn knieend entgegen nahm und denselben darauf den übrigen Richtern mittheilte.

„Ein Feind der Kirche ist aber der Graf Huno darum", begann der Bischof von Neuem, „weil er das Eigenthum der Kirche nicht achtet. Er hat freventlich von dem Besitz genommen, was meinem bischöflichen Sprengel zu eigen war. Auf die bei Bremen im Butjenterlande liegenden reichen Viehweiden, die der Kirche übergeben sind, treibt er seit Jahren seine Heerden, und macht so der heiligen Kirche ihr Eigenthum streitig."

Als hierauf der Ankläger wieder seinen früheren Platz einnahm, trat eine kurze Pause ein. Das Unzulängliche dieser Beweise so wie der ganzen Anklage leuchtete allen Unparteilichen ein; selbst der Kaiser sah unzufrieden und verdrießlich aus, denn er fürchtete und wohl mit Recht, daß er seinem kaiserlichen Ansehn etwas vergebe, wenn er den Grafen hierauf verurtheilen lasse; nur die Richter machten ein sehr bedenkliches Gesicht und beriethen sich, wie es schien, sehr eifrig miteinander. Endlich

stand einer derselben auf und fragte den Grafen Huno, was er zur Entkräftung dieser Anklagen und der vorgebrachten Beweise vorbringen könne.

„Was den Brief betrifft“, antwortete Graf Huno, „so erkläre ich ihn für falsch, was er auch immer enthalten möge. Nie schrieb ich an Rudolph von Allemannien, nie hat dieser sich an mich gewendet. Ich verabscheue sein Streben, meinem gnädigsten Kaiser und Herrn das Reich und die Krone streitig zu machen. Der Brief ist von einem Ränkeschmied geschrieben, und meine Handschrift mag beweisen, daß er falsch ist. — Das Eigenthum der Kirche habe ich nie angetastet, die Weiden, auf welchen meine Heerden grasen, gehören meinem Hause seit uralter Zeit. Freiwillig habe ich aber manch schönes Stück Land der Kirche zur Benutzung überlassen, wenn auch nicht geschenkt. Um meine Ergebenheit gegen die Kirche und den frommen Sinn meines Herzens zu beweisen, will ich aber dieses Land gern und willig der heiligen Kirche schenken und für mich und meine Nachkommen darauf verzichten. Daß ich aber Eigenthumsrecht an dem habe, was mein Ankläger, dem Gott vergeben möge, das Gut der Kirche nennt, will ich durch uralte verbriefte Documente beweisen.“

Der edle Graf schwieg hierauf, und die ganze Versammlung zweifelte nicht, daß der Kläger mit

Schimpf und Schande abgewiesen und der Graf von der Anklage freigesprochen werden würde.

Während dieser Zeit gingen mehrere Papiere, welche den Richtern übergeben worden waren, von Hand zu Hand und eine hämische Freude spiegelte sich in den Gesichtern derselben, als der Vorsitzende, mehrere Briefschaften in den Händen haltend, sich an den Grafen Huno wendete.

„Wie mögt Ihr es doch leugnen, Herr Erzgraf", begann er mit strengem Tone, „diesen verrätherischen Brief an den Feind des Reiches, Rudolph von Allemannien, geschrieben zu haben? Seht her! Hier sind drei Briefe von Eurer Hand, der eine an des Kaisers Majestät, die andern an den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Bremen. Vergleicht sie mit diesem verbrecherischen Briefe, und dann gesteht Euer schweres Verbrechen mit Demuth und Reue ein, was allein im Stande ist, die Strafe, der Ihr verfallen seid, zu mildern."

Der Vorsitzende übergab hierauf die Briefschaften dem Angeklagten, welcher sie ruhig empfing und darauf einen Blick in den ihm zur Last gelegten Brief an den Gegenkönig Rudolph warf. Abscheu und Erstaunen, aber zugleich auch bange Sorge drückten sich darauf auf seinem ehrwürdigen Angesichte aus und der Vorsitzende rief mit triumphirender Stimme:

„Wie nun, Herr Graf? Fehlen Euch noch die Worte zum Geständniß, so könnt Ihr sie sparen, denn die Angst und Bestürzung, die wir auf Eurem Gesichte wahrnehmen, reden zu deutlich, und es scheint mir unnöthig, Euch noch mit weiteren Fragen zu behelligen.

Es dauerte noch eine Weile, ehe der edle Graf Huno sich gefaßt hatte, um den Richtern, bei denen, wie er wohl einsah, seine Verurtheilung bereits eine beschlossene Sache war, zu antworten. Graf Friedrich stand in unbeschreiblicher Aufregung und Unruhe da. Von der Unschuld seines Vaters hielt er sich fest überzeugt, mit großer Spannung erwartete er, daß derselbe sich mit siegreichen Worten vertheidigen werde, und er war auf's Schmerzlichste überrascht, als der ehrwürdige Greis, der, wie er hoffte, mit donnernden Worten gegen die Richter seine Unschuld darthun sollte, mit sanfter, fast bebender Stimme also begann:

„Wohl fehlen mir die Worte, edle Herren, und wohl bin ich bestürzt, daß ein so schändliches Bubenstück gesponnen ist, mich zu stürzen. Säße ich an Eurer Stelle, ich wüßte selbst nicht wie ich urtheilen würde, denn meine Handschrift ist wahrlich so täuschend nachgemacht, daß selbst der treuste meiner Freunde an mir irre werden könnte. Aber dennoch bin ich unschuldig, so wahr wie ich hier vor

meinem Kaiser und vor Euch, meinen Richtern, stehe. In dieser Sache wird aber wohl nur Gott der Allwissende ein gerechtes Urtheil fällen können, und mein Vertrauen auf ihn, der die Gerechten beschützt und die Anschläge der Gottlosen zu Schanden macht, ist unerschütterlich, und so bitte ich Euch, ein Gottesurtheil über mich reden zu lassen, dem ich mit freudigem Vertrauen mich unterwerfen will.

Alle Anwesenden rührten diese einfachen, gottvertrauenden Worte, selbst der Kaiser schien tief bewegt, denn milde und gütig ruhte sein Blick auf den beiden oldenburgischen Grafen, und Viele meinten, daß er den greisen Huno wohl ohne die Entscheidung einem Gottesgerichte zu überlassen von der Anklage lossprechen lassen werde. Dem war aber nicht so, denn der Bischof Adalbert hatte nicht so bald bemerkt, daß die Stimmung des Kaisers dem Angeklagten günstig sei, als er es sich eifrig angelegen sein ließ, den Verdacht des Kaisers wieder rege zu machen, und ihm zu bedenken zu geben, wie ja ein Gottesgericht, welches der Graf selbst wünsche, nur allein im Stande sei, das Rechte zu ermitteln. Endlich schien der Kaiser den bösen Rathschlägen des Bischofs Gehör gegeben zu haben, denn mit schlecht verhehlter Freude wandte sich dieser jetzt zu den Richtern, die darauf lange und angelegentlich mit einander Rath hielten.

Nach einer geraumen Weile, während viele der anwesenden hohen Herren sich in freundlicher Weise den oldenburgischen Grafen genähert hatten, stand der erste Richter auf und mit feierlicher Stimme sprach er die folgenden Worte, welche gewissermaßen an die ganze Versammlung gerichtet waren:

„Nachdem der hochgeborene Herr Erzgraf Huno von Oldenburg, Vasall seiner Majestät des Römisch-deutschen Kaisers Heinrich IV., von dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Adalbertus von Bremen als ein Feind des Reiches und der Kirche angeklagt worden, die Schuld oder Unschuld des Herrn Erzgrafen aber nicht klar und unwiderleglich dargethan werden kann, so hat das von Sr. Majestät dem Kaiser in dieser Sache bestellte Gericht auf das eigene Ansuchen des Herrn Erzgrafen Huno beschlossen, die Ermittelung der Wahrheit dem Urtheile Gottes anheim zu geben, und hat sich demnach der Herr Erzgraf Huno morgen um die zehnte Stunde bereit zu halten, mit einem Löwen zu kämpfen."

Ein allgemeiner Ausruf des Schreckens und der Mißbilligung wurde in der Versammlung laut, als diese fürchterlichen Worte vernommen wurden; man hatte zuversichtlich geglaubt, daß ein einfacher Zweikampf zwischen dem Ankläger und Angeklagten, oder der Genuß des heiligen Abendmahls, die sogenannte Bissenprobe, als Gottesurtheil angenommen werden

würde, und war höchlich empört über das grausame Urtheil der Richter, deren Absicht, den Grafen zu verderben, durch diese Entscheidung fast unverhohlen an den Tag gelegt war. Selbst der Kaiser schien entrüstet darüber zu sein, und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit und der geschickt eingeflochtenen Drohungen des schlauen, herzlosen Priesters, um die Bestätigung dieser Entscheidung der Richter von demselben zu erlangen.

Mit großer Fassung hatte aber der edle Graf Huno dieses Urtheil, das so gut wie ein Todesurtheil war, aus dem Munde des Richters vernommen und er bemühte sich den Grafen Friedrich, der schluchzend an seinem Halse hing, mit frommen Worten zu trösten und aufzurichten.

Dieser aber hatte kaum den niederschmetternden Eindruck, den die Worte des Richters bei ihm hervorgebracht, überwunden, als er sich von seinem greisen Vater losmachte, gegen den Thron des Kaisers mit festen Schritten vortrat, und indem er an den Stufen desselben sich auf ein Knie niederließ, also begann:

„Mein Herr und Kaiser! auf die Gnade und Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes vertrauend, unterwerfen wir uns Deinem kaiserlichen Richterspruche. Die Unschuld meines Vaters wird an den Tag kommen und die Bosheit seiner Feinde zu

Schanden werden. Aber da es Rechtens gestattet ist, bei Zweikämpfen einen ebenbürtigen Kämpfer zu stellen, so gestatte auch mir, für meinen Vater in die Schranken treten zu dürfen. Der Arm des Greises ist nicht mehr gewohnt, das Schwert zu führen, und wenn Gott nicht einen Engel sendete, der mit feurigem Schwerte für ihn stritte, so müßte er dem grimmigen Feinde erliegen. Mein Arm aber ist stark und kräftig, von meines Vaters Unschuld bin ich überzeugt, und so hoffe ich mit Gottes Hülfe des Löwen Meister zu werden."

Als der edelmüthige Jüngling diese Worte gesprochen, sah man Thränen in den Augen des Kaisers und aller Zuschauer. Viele drängten sich herzu, um dem Grafen Friedrich die Hand zu drücken und dem ehrwürdigen Huno zu solch einem Sohne Glück zu wünschen. Des Kaisers Töchterlein, die holde Kunigunde, trat einige Schritte vor, um den hochherzigen Jüngling zu sehen, der für seines Vaters Ehre und Leben sein eigenes Leben so muthig auf's Spiel setzte. Auch ihre Augen flossen über von den Thränen der wärmsten Theilnahme und der innigsten Zuneigung zu dem schönen Jünglinge, und da sie ein sehr kluges und hochbegabtes Fräulein war, so sann ihr Geist auf Mittel und Wege, die geeignet sein möchten, den Grafen Friedrich aus der drohenden Gefahr zu erretten.

Obgleich von dem Edelmuthe seines Sohnes tief gerührt, war der edle Graf Huno doch fast wie außer sich, und gegen den Thron des Kaisers gewendet, rief er mit angstvoller Heftigkeit: „Das wolle Gott nicht, hoher Herr, daß mein edler, hoffnungsvoller Sohn für die kurze Spanne Zeit, die ich noch zu leben habe, in den Tod gehe. Ich bin der Angeklagte und will mit eigener Hand meine Sache verfechten. O, höre nicht auf die Worte des Jünglings, mein kaiserlicher Herr! Von Deiner Gerechtigkeit fordere ich den Kampf für mich."

Auch die Richter und der Bischof Adalbert waren keineswegs mit dem Anerbieten des edlen Sohnes zufrieden; es lag ihnen daran, den Grafen für schuldig erachtet zu wissen, in welchem Falle die Güter desselben dem Kaiser und der Kirche verfallen waren. Kämpfte aber der kräftige Graf Friedrich, so war es, wenn auch nicht wahrscheinlich, doch immer möglich, daß er als Sieger aus dem Kampfe hervorging, und in diesem Falle waren alle ihre boshaften Anschläge vereitelt. Sie stellten daher dem Kaiser vor, daß in diesem Falle wohl kein Kämpfer gestellt werden könne, und daß Gott auch in dem Schwachen mächtig sei, so daß er den Grafen Huno, wenn er wirklich unschuldig, schon aus der Gewalt des Löwen erretten werde.

Diesmal ging der Kaiser aber nicht auf die Rathschläge des bösen Priesters und der Richter ein. Sich von seinem Throne erhebend, sprach er mit lauter schallender Stimme, zunächst zum Grafen Friedrich gewendet:

„Junger Held! Dein edles Anerbieten hat das Herz Deines Kaisers gerührt. Gehe mit Gott in den Kampf, um die Unschuld Deines Vaters zu erhärten. War er seinem Kaiser, wie er es sagte, stets hold und gewärtig, so wirst Du dem Grimme des Löwen Trotz bieten und Sieger sein. Fällst Du, so sei Dein Tod Deines Vaters Strafe, aber Dein Andenken soll in Deines Kaisers Herzen leben. Geh' jetzt mit Gott und bereite Dich mit ernstem Gebet zu dem heiligen Kampfe vor."

Trompetenschall ertönte, als der Kaiser geendet hatte, und die Versammlung brach auf. Gelb vor Zorn und mit langen Gesichtern entfernten sich der Bischof Adalbert und die Richter, die durch diesen unerwarteten Ausspruch des Kaisers sich in ihren sündhaften Hoffnungen betrogen sahen. Fast bewußtlos wurde der alte Graf Huno von einigen Richtern von dannen geführt, während der heldenmüthige Graf Friedrich von den meisten Anwesenden begleitet, fast wie ein Triumphator in seine Herberge zurückkehrte, und sich darauf, nachdem er den ihn begleitenden Rittern und Herren für ihre Theil-

nahme seinen Dank ausgesprochen hatte, in sein Zimmer verschloß, um, wie der Kaiser ihm geboten hatte und sein Herz ihn trieb, sich auf den morgenden schweren Kampf mit inbrünstigem Gebet vorzubereiten.

Es war Abend geworden, das Gewühl und Gelärme des Tages, welches den Tag über den jungen Grafen in seinen ernsten Betrachtungen oft gestört hatte, war vorüber, und die jetzt eingetretene Stille, so sehr er sie früher gewünscht hatte, ängstigte nunmehr doch seine Seele. Er vergegenwärtigte sich in Gedanken das wilde, hungrige Thier, mit welchem er kämpfen sollte, er sah sich niedergeschlagen von demselben, seinen Körper grausam zerfleischt — seinen unglücklichen Vater, die edle Mutter, die zärtliche, liebevolle Schwester in Jammer und Verzweiflung und — so stark und muthig er sonst auch war — er fühlte sich von einem Schauder ergriffen, der ihm das Mark in den Gliedern fast erstarren machte.

Die Hoffnung, des furchtbaren Feindes Meister zu werden, war freilich noch immer in seiner Seele lebendig, denn ein heiliges Gottvertrauen wohnte in der Brust des tugendhaften Jünglings, und die gerechte Sache seines Vaters nährte die hoffenden Wünsche. Aber dennoch gehörte er zu denen, die von der Untrüglichkeit der Gottesurtheile nicht durch-

aus überzeugt waren, die einige Zweifel hegten, daß Gott sich so sichtbar der Angelegenheiten der Menschen annehmen werde und deshalb konnte er sich der bangen Sorgen nicht entschlagen, die um so schwerer seine Seele drückten, je mehr seine Phantasie ihm die Größe und Stärke des Königs der Thiere, die kleine, winzige Waffe, die ihm zur Vertheidigung und Gegenwehr gestattet worden, vergegenwärtigte. Je länger aber seine Gedanken bei diesem fürchterlichen Bilde weilten, je mehr gewöhnte er sich allmälig daran, und als er endlich zu einem inbrünstigen Gebete Ruhe und Fassung gewonnen hatte, da verschwanden die Schreckbilder der Phantasie, es wich die Angst, die centnerschwer auf seiner Brust geruht, und voll heiliger, gottvertrauender Ergebung trat er ans Fenster und schaute hinauf zum stillen klaren Nachthimmel, an welchem die Sterne gar lieblich und freundlich funkelten.

„So nimm denn Du mich in Deinen gnädigen Schutz, allgerechter Herr und Gott;“ sprach Graf Friedrich die Hände faltend nach einer Weile; „verleihe meinem Arme Kraft, des wilden Thieres Herr zu werden und die Unschuld meines Vaters an den Tag zu bringen. Ist es aber Dein heiliger Wille, daß ich erliege in dem gerechten Kampfe, so sende mir einen schnellen Tod, und meinen Lieben, für

die ich in den Tod gegangen, einen Engel, der sie stärkt und tröstet in ihrem schweren Leide."

Graf Friedrich hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als er etwas erschreckt zusammenfuhr; denn draußen gewahrte er eine weiße, weibliche Gestalt, die mit Mühe etwas hinter sich her zu schleppen schien und sich geradeswegs dem Fenster seines Gemaches näherte. Mit Staunen und einigem Grauen, denn er konnte sich die räthselhafte Erscheinung nicht erklären, bemerkte er jetzt, daß die Gestalt gerade unter seinem Fenster stillstand und nun ängstlich nach allen Seiten umherblickte. Dann stellte sie eine Figur, die fast ein menschliches Ansehen hatte, aufrecht an die Wand der Herberge, und rief nun mit leiser, lieblich tönender Stimme:

„Graf Friedrich! Edler Graf Friedrich!"

Der Gerufene bekreuzte sich, und in dem Gespensterglauben seiner Zeit befangen, fragte er mit unsicherer, zitternder Stimme:

„Bist Du ein guter oder ein böser Geist? Was willst Du von mir?"

„Ich bin kein Geist, sondern ein Mensch wie Ihr, Graf Friedrich, und komme, Euch Rettung zu bringen. Oeffnet schnell das Fenster, denn die Zeit drängt und ich will nicht, daß meine Abwesenheit bemerkt werde! Oeffnet, ich bitt' Euch, um meinet- und Eurer selbst willen."

Die Stimme klang so lieblich und milde, daß Graf Friedrich geöffnet haben würde, auch wenn sie einem Geiste angehört hätte. Einen Schritt vortretend und von dem Rettungsversprechen gar sehr angeregt, stieß er rasch das Fenster auf und schaute hinaus.

Aber wie geblendet trat er wieder zurück, denn vor ihm stand eine Jungfrau wie eine Elfe zart und schlank, mit einem schönen, engelgleichen Antlitze, wie er noch nie eines gesehen, und der Glaube, daß ein Geist, aber sicher ein Engel des Himmels vor ihm stehe, faßte wieder Raum in seinem Herzen.

„Warum erschreckt Ihr doch, edler Graf", flötete die Stimme der lieblichen Erscheinung draußen, „vor einem kleinen, schwachen Mägdlein? Und doch zeigtet Ihr noch heute früh einen Muth, wie ihn der heilige Georg nicht kühner und hochherziger gehabt haben kann. Faßt Vertrauen zu mir, denn zu Eurer Rettung bin ich gekommen."

„Wer bist Du, himmlisches Geschöpf?" fragte Graf Friedrich, der in diesem Augenblicke gar nicht an seine Rettung zu denken schien.

„Ich heiße Kunigunde. Aber nun hört mich, edler Graf, und schenkt mir Eure volle Aufmerksamkeit."

„Ich höre"; antwortete der Graf, die schöne Jungfrau unverwandt betrachtend.

„Ich sah Euch, edler Graf“, begann nun die Jungfrau, „wie Ihr heute im Kaisersaale voll Edelmuth Euer eignes Leben für das Eures Vaters als Opfer einsetztet —“

„Im Kaisersaale?“ unterbrach hier der Graf die Sprechende, „wo waren meine Augen, daß sie Dich nicht gewahrten?“

„Ich bebte vor dem Gedanken“, fuhr die Jungfrau, ohne diese Frage zu beantworten, fort, daß so viel kindliche Liebe, so viel hochherziger Muth nur einen grausamen Tod zum Lohne haben sollte, und als mein Vater Eure Bitte gewährt hatte, da sann ich auf Mittel, den edelsten der Söhne zu retten.“

„Euer Vater?“ rief Graf Friedrich mit starrem Erstaunen, „hochedle Dame, Ihr seid —“

„Kunigunde, des Kaisers Tochter“; antwortete die Jungfrau mit einem leichten Lächeln, „aber nun hört, welches Mittel zu Eurer Rettung mein Scharfsinn aufgefunden.“

Während der Graf nun in ehrerbietigem Schweigen verharrte, zerrte die Jungfrau die vorhin erwähnte Figur, welche mit einem breiten Bande umwunden war, etwas hervor, so daß sie dem Grafen gegenüber in aufrechter Stellung sich befand, und sprach dann mit halb scherzendem Tone:

„Seht, edler Graf, hier ist der Unglückliche, der den Grimm des Löwen zu Euern Gunsten auszu-

halten bestimmt ist. Mit diesem Bundesgenossen mögt Ihr gegen Euern Feind in die Schranken treten, und Gott gebe, daß nur er es ist, der der Wuth Eures schrecklichen Gegners zum Opfer fällt."

Als Graf Friedrich nun die dicht vor ihm stehende Figur betrachtete, bemerkte er, daß dieselbe aus lauter geschickt zusammengefügten Stücken von Fleisch bestand, und er ahnte nun wohl zu welchem Zwecke die edle Kaisertochter dieselbe hatte anfertigen lassen, welche hierauf abermals begann:

„Nehmt also diesen Strohmann, Herr Graf, der mit lauter frischem Thierfleisch behangen ist, und tretet mit ihm morgen getrosten Muthes dem Löwen entgegen. Während der hungrige Thierkönig gierig diese Fleischfigur zerreißen wird, werdet Ihr Zeit haben, ihm mit Euerm Schwerte die Todeswunde zu schlagen. Möge Gott es also geschehen lassen, und Ihr bewundert und geehrt aus diesem Streite hervorgehen."

Sie legte hierauf das Band, woran die Figur gehalten werden konnte, in des Grafen Hände, und dieser sprach nun mit tiefgerührter Stimme:

„Hochedle Jungfrau, wie vermöchte ich Worte zu finden, um Euch für Eure hohe Theilnahme und Güte in gebührender Weise meines Herzens Dank zu sagen? Das Andenken an diese Stunde wird bis zu meinem Tode in meinem Herzen leben. Finde

ich ihn morgen, so wird er mir minder schrecklich sein, weil ich weiß, daß das Herz der höchsten und edelsten Jungfrau auf Erden meinem Schicksale eine Thräne der Theilnahme weihen wird, werde ich aber durch Gottes und Eure Hülfe die schwere Stunde des Kampfes überstehen, so will ich Eurer in ehrerbietiger Dankbarkeit eingedenk sein für's ganze Leben, und kein Gebet soll wieder über meine Lippen gehen, in welchem ich nicht Eurer gedenken und des Himmels reichsten Segen auf Euer Haupt und Euren ganzen Stamm hernieder flehen werde."

Thränen flossen bei diesen Worten über die Wangen des edlen Grafen und auch die leuchtenden Augen der schönen Kaisertochter feuchteten sich mit schimmernden Perlen.

„Auch ich, edler Graf", sprach sie darauf nach einer kleinen Weile, „werde dieser Stunde gedenken, in welcher Gott mir die Gnade erzeigt, dem edelsten der Söhne einen Dienst leisten zu können. Doch jetzt lebt wohl, Herr Graf, und Gott sei mit Euch!"

„O, hochedle Jungfrau!" bat Graf Friedrich mit flehendem Tone, „vergönnt mir noch eine Gnade, erlaubt, daß ich die Hand, die mir Hülfe und Rettung gebracht, dankbar an meine Lippen drücken darf!"

Mit einem leichten Erröthen reichte die Jungfrau dem Grafen die Hand, welcher einen langen heißen

Kuß darauf drückte; dann aber zog sie dieselbe, freilich nicht ohne einige Mühe, zurück, und mit leichten, eilenden Schritten verschwand sie bald darauf im Dunkel der Nacht.

Es verging eine geraume Zeit, ehe der Graf wieder zum vollen Bewußtsein seiner Lage gelangte, unverwandt starrten seine Blicke in die Nacht hinaus; es war ihm, als müßte die Erscheinung wiederkehren, die ihm wie ein Engel des Himmels entgegen getreten war; aber es blieb still ringsum, nichts Lebendes war, so weit sein Auge reichen konnte, zu erblicken und allmälig kehrten ihm Ruhe und Besonnenheit zurück. Es war kein Traum gewesen, die holde Kaisertochter hatte wirklich zu ihm geredet, ihre weiche weiße Hand hatte wirklich in der seinigen geruht, und da — dicht unter seinem Fenster — stand ja als unwiderleglicher Beweis der Wirklichkeit, der mit Fleisch behangene Strohmann, der ihm als ein Rettungsschild gegen den Löwen dienen sollte. Behutsam zog er die Figur an dem Bande, mit welchem sie umwunden war, in das Fenster herein und bewunderte die geschickte Hand, die derselben täuschend ähnlich eine menschliche Bildung gegeben hatte. Ein unbeschreibliches Gefühl von Freude und Sicherheit bemächtigte sich seiner, alle Beklemmung und Angst war von seiner Brust gewichen und es war ihm, als ob ein Gott ihm

Rettung und Leben verheißen hätte. Mit heißer Inbrunst sprach er darauf ein Nachtgebet, in welchem er Gott und der heiligen Jungfrau, bei welcher letzteren er unwillkührlich an die schöne Kaisertochter denken mußte, aus tiefster Seele dankte, und suchte dann sein Lager, um Geist und Leib durch einen kurzen Schlummer zu stärken. — Aber obgleich der edle Graf mit den seligsten Empfindungen dem Schlummergotte anheim fiel, so ängstigte und quälte ihn dennoch der boshafte Gott der Träume auf mancherlei Weise. Bald sah er den König der Thiere, wie er in aufrechter Stellung ihm entgegenschritt und ihn in eine tödtliche Umarmung schloß, bald wieder kämpfte er mit demselben, sah sein eigenes Blut aus tausend Wunden fließen, fühlte seine Kräfte schwinden — und die Angst des Todes rieselte durch seine Glieder. Dann war es sein edler Vater, der mit dem Löwen kämpfte; er sah die weißen Haare desselben von rothem Blute gefärbt, ihn kraftlos zusammenstürzen und dann die Beute des wilden Thieres werden. Ohne zu erwachen, stieß er einen lauten Schrei aus und seine hochgewölbte Brust athmete tief und schwer. Endlich war die Bosheit des Traumgottes erschöpft und er führte dem Geiste des jungen Grafen jetzt auch freudigere, hoffnungsreichere Bilder vor. An der Hand der schönen Kaisertochter, die mit einem diamantenen

Schwerte bewaffnet war, trat er in die Schranken ein. Wohl nahte sich ihnen der Löwe, aber er schien ihm nicht schrecklich zu sein, und ehe er noch Zeit hatte, das Schwert gegen ihn zu erheben, hatte die Jungfrau das mähnenumwallte Haupt schon vom Rumpfe getrennt und todt am Boden lag der grimmige Feind. Dann nahte sich ihm sein ehrwürdiger Vater und selbst der Kaiser, und beide umarmten ihn, der zu den Füßen der Jungfrau niedergekniet war und Freudethränen weinte.

Als der Graf aus diesen Träumen endlich emporfuhr, stand schon die Sonne am Himmel, und sein kleiner Edelknappe Enno saß an seinem Lager und benetzte die Hand seines geliebten Herrn mit heißen Thränen.

„Muth! Muth! mein braver Enno!“ rief der Graf, indem er sich rasch von seinem Lager erhob; „ist es doch das erstemal, daß ich Thränen in den Augen des kleinen Trotzkopfs sehe. Was soll mir das, Bube? Zweifelst Du auch an der Unschuld meines Vaters oder vielleicht an der Kraft meines Arms? Ich sollte doch meinen, Du hättest eben nicht Ursache dazu.“

Ganz bestürzt blickte der hübsche Junge dem Grafen ins Gesicht, denn dieser schien in so ausnehmend heiterer Laune zu sein, seine Züge drückten eine solche Siegessicherheit und stolze Zuversicht aus,

daß der treue Bube sich gar nicht in seinen Herrn finden konnte, und einen Augenblick meinte, daß dieser wohl den Verstand verloren haben möchte, da er sich unter den obwaltenden Umständen die heitere Laune desselben nicht zu erklären vermochte.

Als ihm aber Graf Friedrich den fleischigen Strohmann zeigte, der in einer Ecke des Zimmers stand, und den der Knabe noch nicht bemerkt hatte, und ihm darauf mit einer Thräne im Auge mittheilte, daß ein Engel des Himmels ihm denselben in der verflossenen Nacht zu seiner Rettung gebracht habe, da begriff Enno den frohen Muth seines Herrn, und schnell die Ueberzeugung gewinnend, daß jetzt Alles gut gehen werde, jubelte er laut und war dem Grafen behülflich, eine leichte, silberne, hellblitzende Rüstung anzulegen, in welcher sich derselbe gar schön und stattlich ausnahm. Dann prüfte der Graf sein gutes Schwert, ob es auch spitz und scharf sei, während Enno ihm einen Becher edlen Rebensaftes reichen mußte, den er auf das Wohl der edlen Kaisertochter leerte. Darauf befahl er dem Knaben, sich zu dem edlen Grafen Huno zu begeben, demselben einen Morgengruß zu bringen und ihm mitzutheilen, wie er selbst voll Muth und froher Hoffnung sei und den edlen Grafen bitte, auch seinerseits auf einen glücklichen Ausgang zu hoffen und alle trüben Gedanken von sich zu werfen.

Als der Knabe sich hierauf entfernt hatte, bereitete sich Graf Friedrich noch mit einem frommen Gebete zu dem ernsten Gange, der seiner harrte, vor, und erwartete dann die vom Kaiser anberaumte Stunde des Kampfes.

Der ehrwürdige Graf Huno hatte eine schreckliche Nacht verbracht; wir unternehmen es nicht, seine Gefühle während derselben zu schildern. Die Botschaft, welche ihm der Leibknappe von seinem edlen Sohne brachte, erfreute ihn zwar, war aber doch nicht geeignet, seine Besorgnisse zu verscheuchen; als aber der Knabe von dem Strohmanne sprach, der mit Fleisch behangen, von einem himmlischen Engel, der dem Grafen Friedrich erschienen sei, da wurde der alte Graf doch aufmerksam, und er betete zu Gott, daß er die Hoffnungen seines frommen Sohnes nicht möge zu Schanden werden lassen.

Allmälig rückte nun die Stunde der Entscheidung heran, und schon in der Frühe des Morgens hatten sich tausende von Zuschauern nach dem auf einer Ebene in der Nähe der alten Kaiserstadt befindlichen Platze begeben, auf welchem das furchtbare Schauspiel des Kampfes zwischen einem Menschen und einem Löwen stattfinden sollte. — In einer Ecke dieses Platzes, welcher von einer starken Bretterwand, von etwa vier bis fünf Fuß Höhe, eingeschlossen war, befand sich eine hohe, festgebaute

Tribüne, auf welcher wohl an hundert Plätze für den Kaiser, die Fürsten, Prälaten und adlichen Herren, die dem Gotteskampfe beiwohnen wollten, eingerichtet waren. Eine von festem Eichenholz erbaute Treppe führte zu der Tribüne hinauf, die von einer breiten mit rothem Sammet behangenen Brüstung umgeben war. Einige Schritte weit von der Brüstung entfernt stand der prachtvolle Sessel des Kaisers, der auf goldnen Beinen ruhte und dessen gleichfalls goldne Armlehnen mit Edelsteinen gar prächtig verziert waren. Zu beiden Seiten desselben befanden sich zwei kleinere, etwas niedriger angebrachte Sessel, für die Kinder des Kaisers bestimmt. Ueber dem Sessel des Kaisers breitete sich ein purpurrother, mit dicken Goldfransen besetzter Baldachin aus, der von vier goldverzierten Stangen getragen wurde. Etwas weiter entfernt standen die Sammetsessel der Fürsten, Bischöfe und reichsunmittelbaren Herren, hinter welchen sich dann amphitheatralisch die für die übrigen adlichen Herren bestimmten Bänke erhoben. Alles andere Volk aber mußte sich außerhalb des Kampfplatzes, der von einer doppelten Reihe kaiserlicher Leibtrabanten eingeschlossen war, auf einem sich nur wenige Fuß vom Boden erhebenden Brettergerüste aufhalten. Der eiserne Käfig, in welchem sich der Löwe befand, stand unter der eben beschriebenen Tribüne und war mit einem schwarzen Tuche verhangen. Von Zeit

zu Zeit ließ das hungrige Thier ein kurzes Gebrüll erschallen, welches dem bereits zahlreich versammelten Volke Stoff zu allerhand Betrachtungen ernster und auch wohl leichtfertiger, sogar ruchloser Art gab, indem bei Vielen die Neugier und die Lust an grausamen Scenen die Theilnahme an dem Schicksal des edlen Grafen wohl bei Weitem überwog.

Ehe nun der Kampf begann, zu welchem bereits Alles hergerichtet war, wurde in der Domkirche zu Goslar ein feierliches Hochamt von dem Bischof von Hersfeld gehalten, bei welchem der Kaiser, so wie alle Herren und Prälaten und auch die beiden oldenburgischen Grafen zugegen waren. In lateinischer Sprache flehte der Bischof Gott den Allwissenden und Allgerechten an, die Wahrheit an den Tag zu bringen, und den hochgeborenen Angeklagten falls er schuldig, im Kampfe unterliegen, falls er unschuldig, ihn als Sieger daraus hervorgehen zu lassen.

Nach Beendigung des Hochamtes brach die ganze Versammlung auf. Der Kaiser, so wie alle Fürsten und übrigen Herren begaben sich in langsamem feierlichen Zuge nach dem Kampfplatze, während die oldenburgischen Grafen, jetzt von einigen kaiserlichen Rittern begleitet, noch auf kurze Zeit in ihre Herberge zurückkehrten, um erst dann, wenn der Kaiser

und seine Begleitung ihre Plätze eingenommen hatten, gleichfalls auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Eine athemlose Stille herrschte in der ganzen Versammlung, als kurze Zeit darauf, nachdem die kaiserliche Tribüne die Fürsten und hohen Herren aufgenommen hatte, die edlen Angeklagten mit ihrem eigenen Gefolge, so wie mit den ihnen zugeordneten kaiserlichen Rittern am Eingange des Kampfplatzes erschienen. — Graf Huno ging in einfacher Rittertracht und war ebenfalls wie sein Sohn mit einem Schwerte bewaffnet. Er sah bleich, aber doch gefaßt und ruhig aus, und es waren wohl Wenige in der ganzen Versammlung, die beim Anblicke dieses ehrwürdigen, frommergebenen Greises nicht von einiger Theilnahme für denselben ergriffen waren. Zu seiner Linken ging sein heldenmüthiger Sohn mit der schon beschriebenen silbernen Rüstung bekleidet. Sein Antlitz strahlte von Muth und Zuversicht, und die Menge konnte sich nicht enthalten, den edlen Grafen, der in wahrhaft leuchtender Schönheit mit festen Schritten einherging, mit jubelndem Zuruf zu begrüßen. Hinter den beiden Grafen gingen zwei Edelknaben, welche den schon mehrfach erwähnten Strohmann trugen. Der Kaiser, so wie alle andern Anwesenden waren bei diesem Anblick hocherstaunt, und wußten nicht, zu welchem Zwecke diese Fleischfigur, die Viele anfänglich für die Leiche eines

Menschen hielten, dienen sollte. Die oldenburgischen und kaiserlichen Ritter schlossen dann den Zug.

Auf ein Zeichen des Herolds, der in der Mitte der Arena stand, erschallten jetzt Trompetenstöße, und zu gleicher Zeit öffnete sich das Gitterthor des Kampfplatzes, vor welchem in diesem Augenblicke die oldenburgischen Grafen angekommen waren. Der Herold ging den edlen Herren bis an's Thor entgegen, begrüßte dieselben und begleitete sie dann bis in die Mitte des Platzes. Dort angekommen verneigte sich zuerst der Herold und dann die Grafen von Oldenburg vor dem Kaiser, und nachdem dieser mit einer Bewegung des Hauptes den Gruß erwiedert hatte, erschallten abermals Trompetenstöße, worauf der Herold allem Volke verkündete:

„Daß, da der hier gegenwärtige edle Herr Erzgraf Huno von Oldenburg der Verrätherei gegen des Kaisers Majestät, das Reich und die Kirche angeklagt, dessen Schuld oder Unschuld aber nicht durch menschliche Weisheit zu ermitteln sei, so solle nach der von des Kaisers Majestät bestätigten Entscheidung des Gerichtes die Sache dem Urtheile Gottes anheim gegeben werden und der Angeklagte mit einem Löwen kämpfen. Für den Angeklagten trete aber mit des Kaisers Bewilligung dessen Sohn, der Graf Friedrich ein, und habe dieser sich demnach auf

das später zu gebende Zeichen zu dem Kampfe bereit zu halten."

In das Trompetengeschmetter, welches auf diese Worte folgte, mischte sich der dem Grafen Friedrich geltende laute Zuruf des Volkes. Schweigend, aber mit einem unbeschreiblichen Schmerzgefühle umarmte Graf Huno seinen edlen Sohn, und ging darauf, begleitet von dem Herold, die Stufen der Tribüne hinauf, um den für ihn bestimmten Platz einzunehmen.

Graf Friedrich stand jetzt einen Augenblick allein; seine Blicke flogen über die zahllose Menschenmenge weg, und trafen dann die der holden Kaisertochter, welche an der Seite ihres Vaters saß, und deren leuchtende Augen voll inniger Theilnahme auf dem jungen Grafen ruhten. Dieser fühlte sich wunderbar gehoben, eine unendliche Zuversicht überkam ihn, seine Augen flammten und unwillkührlich griff seine Hand nach dem Schwert, welches ihm in diesem Augenblicke das des heiligen Georg zu sein schien, der ja noch gegen einen schlimmeren Feind hatte kämpfen müssen.

Als sich hierauf der Herold dem Grafen Friedrich näherte, und ihn fragte, ob er bereit sei, nunmehr den Kampf zu bestehen, erwachte der Graf aus seiner etwas verzückten Stimmung und schnell besonnen winkte er den beiden am Gitterthore harrenden Edel-

knappen, welche darauf rasch herantraten und den Strohmann, welcher vermittelst einer hinten angebrachten eisernen Stange gehalten werden konnte, dem Grafen übergaben.

Jetzt begriff alles Volk, zu welchem Zwecke die Figur bestimmt war, ein lauter Jubelruf erschallte und selbst der Kaiser, der den oldenburgischen Grafen seine volle Theilnahme zugewendet hatte, nickte Beifall. Zwar erhob sich der Bischof Adalbert von seinem Sitze, um gegen den auf solche Art zu führenden Kampf Einspruch zu thun, aber ein finsterer Blick des Kaisers schreckte ihn auf seinen Platz zurück und der Herold begab sich nunmehr auf einen Wink des Kaisers auf den für ihn bestimmten Platz vor der Brüstung der Tribüne, um von hieraus das Zeichen zum Beginn des Kampfes zu geben.

Während nun alles Volk in großer Spannung dem entscheidenden Augenblick entgegen harrte, kniete Graf Friedrich, welcher jetzt ganz allein in der Mitte der Arena stand, nieder und flehte Gott an, ihn in seinen heiligen Schutz zu nehmen.

Dann sprang er empor, und mit der linken Hand die eiserne Stange fassend, an welcher der Strohmann befestigt war, schob er diesen einige Schritte weit vor sich hin. Darauf mit der Rechten sein Schwert ziehend, gab er mit demselben dem Herold

ein Zeichen, und erwartete nun voll Muth und Vertrauen den schrecklichen Gegner.

Der Herold erhob sich, und mit weitschallender Stimme rief er:

„In Gottes Namen! — Los!“

Plötzlich flog der Vorhang, der vor dem Gitter des eisernen Käfigs hing, in welchem der Löwe sich befand, in die Höhe, und mit einem lauten Ruf des Staunens und des Schreckens gewahrte das Volk den König der Thiere, der dumpfbrüllend in der den Raubthieren eigenthümlichen Weise sich in dem engen Käfig hin- und herbewegte. Einige Secunden dauerte dies beängstigende Schauspiel, dann wurde langsam das eiserne Gitter in die Höhe gezogen und mit einem kurzen Satze, gleich als fürchtete er, daß das Gitter wieder niederfallen möchte, sprang der Löwe in die Arena.

In athemloser Spannung verharrte das Volk; auf der kaiserlichen Tribüne aber wurde es unruhig; der Kaiser, sichtbar zitternd, erhob sich von seinem Sitze und trat ganz nahe an die Brüstung, sich mit beiden Händen darauf stützend. Seinem Beispiele folgten mehrere Fürsten und Prälaten. Der alte Graf Huno aber bedeckte sein ehrwürdiges Angesicht mit den Händen, und auch die edle Kaisertochter that ein Gleiches, denn ihr sonst so muthiges Herz

vermochte in diesem Augenblicke der dringendsten Gefahr nicht standhaft zu bleiben.

Während dieser Zeit stand der Löwe wie gebannt auf der Stelle, die er eingenommen hatte; die plötzlich gewonnene Freiheit schien ihn zu ängstigen, denn den Schweif hängen lassend blickte er mit unverkennbarer Scheu umher auf die zahllose Menschenmenge, in deren Mitte er sich befand. Doch nur weniger Augenblicke bedurfte es, und die Wuth des Hungers, die in ihm rege geworden war, überwand diesen Zustand der Angst, in den sich der König der Thiere versetzt fühlte. Einen grimmig funkelnden Blick auf die in der Mitte des Platzes stehende Figur werfend, bewegte er sich einige Schritte gegen dieselbe vor, indem er mit dem Schweif von Zeit zu Zeit einen Bogen schlug. Dann abermals vorschreitend, legte er sich nach Art der Katzen auf den Boden nieder, während sein langer Schweif im Sande wühlte, und die Fleischfigur, hinter welcher der Graf Friedrich sich geschickt zu verbergen wußte, mit rollenden Augen anstarrend, schien er die Gelegenheit zum Sprunge abwarten zu wollen. — Plötzlich mit lautem Gebrüll vollführte er denselben, seine Tatzen packten die ihm von dem Grafen entgegen geschleuderte Gestalt, in demselben Augenblick jedoch, als seine Zähne mit heißhungriger Gier die Fleischfigur zerrissen, stieß ihm Graf Friedrich sein breites Schlachtschwert bis

ans Heft in den Bauch; rauchend vom Blute des Löwen zog er es zurück, um es mit Blitzesschnelle noch drei bis viermal in den Leib desselben zu versenken, aus welchem dann in Strömen das Blut des königlichen Thieres hervorsprudelte. — Brüllend vor Wuth und Schmerz sprang der Löwe zurück, aber ehe er sich zu einem neuen Sprunge anschicken konnte, war mit dem aus den klaffenden Wunden hinrauschenden Blute seine Lebenskraft gebrochen, und mit einem dumpfen Geheul stürzte er gleich darauf zu Boden, sein Leben nach wenigen Augenblicken röchelnd verendend.

Die lautlose Stille, welche während dieses schrecklichen Vorganges in der versammelten Menschenmenge geherrscht hatte, wurde jetzt durch ein donnerndes Jubelgeschrei unterbrochen, welches den Grafen Friedrich, der mehr durch die innere Aufregung, als durch den Kampf selbst erschöpft und fast bewußtlos sich auf sein Schwert gestützt hatte, wieder zur Besinnung brachte. Sein erster Blick fiel auf das getödtete Thier, das wenige Schritte vor ihm am Boden lag, dann sah er seinen alten Vater an der Hand des Kaisers und der holden Kunigunde von der Tribüne heruntersteigen, und tiefgerührt sank er auf die Knie und mit lauter Stimme dankte er Gott für seine wunderbare Rettung.

Alle Fürsten und Herren drängten sich jetzt ebenfalls von der Tribüne herab auf den Kampfplatz, um den oldenburgischen Grafen, an denen sich Gottes schützende Hand so sichtbar bewährt, ihre Glückwünsche darzubringen. Nur der boshafte Ankläger Adalbert und die grausamen Richter traten, begleitet von dem Hohngeschrei des Volkes, ihren Rückweg nach der Stadt an.

Mit Thränen in den Augen umarmte der alte Graf Huno seinen Sohn, und beeilte sich, ihm seinen väterlichen Segen zu geben, damit Graf Friedrich, wenn die überschwengliche Freude ihn, den alten Vater, vielleicht plötzlich tödten sollte, desselben nicht verlustig gehe.

Dann aber des alten Grafen Hände fassend, trat der Kaiser zum Grafen Friedrich und mit tiefgerührter Seele sprach er also:

„Ihr edlen Grafen, Gottes Gnade und Gerechtigkeit hat sich an Euch bewährt; Ihr seid unschuldig an den Verbrechen, die boshafte Tücke Euch zur Last gelegt, und so belehne ich Euch auf's Neue mit Land und Leuten, so wie Ihr früher damit belehnet gewesen, das wallumgrenzte Land, welches die Kirche in Anspruch genommen, sei und bleibe Euer für ewige Zeiten. Mehr kann ich als Kaiser des Reichs Euch nicht gewähren, doch daß ein Andenken an diese Stunde auf ewig in Eurem Stamme lebe, so

will ich mit eigener kaiserlicher Hand Eurem Wappen ein Zeichen beifügen, welches Ihr führen mögt, so lange ein Sproß von Eurem Stamme lebt."

Der Kaiser befahl hierauf dem Grafen Friedrich sein Wappenschild in die Hand zu nehmen, und als dieser dem Gebote Genüge geleistet, trat der Kaiser zu dem getödteten Löwen und seine Finger in das noch immer aus den Wunden hervorquellende Blut tauchend, malte er in eines der Felder auf des Grafen Wappenschild der Quere nach zwei „rothe Balken" hinein. Graf Friedrich, welcher dem Kaiser knieend das Wappenschild vorgehalten, stand jetzt auf einen Wink desselben auf, und während er über so große Huld und Ehre in schweigender Ehrerbietigkeit dastand, sprach der Kaiser, damit es ringsum gehört werden könne, mit erhobener Stimme:

„Junger Held! diese Balken, die Deines Kaisers Hand Deinem Wappen beigefügt, führe Du forthin zu Deiner Ehre. Mögen sie in Deinem Stamme, der grünen und blühen möge bis in die fernste Zeit, das Gedächtniß an diese Stande lebendig erhalten!"

Während nun die Trompeten schmetterten und alles Volk jubelte und jauchzte, umarmte der Kaiser die beiden oldenburgischen Grafen. Sein holdes Töchterlein stand daneben und dankte Gott im Stillen, daß sie zu diesem glücklichen Ausgange das Ihrige hatte beitragen dürfen; niemand aber ahnte,

welchen Antheil sie an der glücklichen Rettung des Grafen hatte, die bescheidene Jungfrau wollte auch nicht, daß irgend Jemand davon Kunde erhielte, und als der Graf Friedrich, überwältigt von Gefühlen der Freude und Dankbarkeit vor seiner Retterin auf die Knie sank, da reichte sie ihm die Hand zum Kusse und als sie ihn bat, sich zu erheben, da flüsterte sie ihm leise ihren Wunsch zu, daß Alles, was zwischen ihnen vorgefallen, ihr beiderseitiges Geheimniß bleiben möge.

Graf Friedrich ehrte den Willen der Jungfrau und drängte die Dankesworte, welche ihm bereits auf den Lippen schwebten, in seine Brust zurück. Aber alle Worte hätten das nicht ausdrücken können, was jetzt ein Blick seiner Augen der lieblichen Jungfrau sagte.

Auf das Gebot des Kaisers wurde hierauf der Rückweg nach der Stadt angetreten. Ritter und Knappen führten die prächtig aufgezäumten Rosse herbei und ein Edelpage brachte ein silberweißes Rößlein, welches die Kaisertochter mit Hülfe des Grafen Friedrich bestieg.

Als nun der Kaiser und alle Fürsten und Herren zu Rosse saßen, setzte sich der Zug in Bewegung. Neben dem Kaiser und seinem Töchterlein ritten die oldenburgischen Grafen, denen der Kaiser an diesem Tage vor allen andern Fürsten und Herren, die

auch gern damit zufrieden waren, die höchsten Ehren erwies. Der edle, ritterliche Sinn des Kaisers, den der böse Bischof Adalbert anfänglich zu unterdrücken gewußt, hatte jetzt ganz und gar wieder die Oberhand gewonnen, und der Kaiser war fest entschlossen, den bösen Rathschlägen des Priesters nicht weiter Gehör zu geben, und denselben mit Hintenansetzung seines eigenen Vortheils seine kaiserliche Ungnade fühlen zu lassen.

Unter dem Jauchzen und Jubeln des Volks rückte der ganze Zug bald darauf in Goslar ein, und nachdem den sämmtlichen hohen Herren noch auf den Abend ein Bankett in der Burg des Kaisers angesagt worden, zerstreute sich Alles in die Herbergen und Gasthäuser der Stadt.

Die oldenburgischen Grafen aber durften die kaiserliche Familie nicht mehr verlassen; sie erhielten Quartier in der Kaiserburg und des Kaisers Edelknappen mußten sie bedienen.

Als darauf am Abend in dem prachtvollen Kaisersaal die Fürsten und Herren zu dem feierlichen Bankett versammelt waren, und alle nach Rang und Würden von dem Seneschall des Kaisers ihren Platz angewiesen erhalten hatten, die Grafen von Oldenburg aber wieder neben dem Kaiser und seiner Familie ihren Sitz erhielten, brachte zuerst der Reichsmarschall das Wohl des Kaisers aus, dann aber

forderte der Kaiser die Versammlung auf, dem edlen Erzgrafen Huno und seinem heldenmüthigen Sohn einen Trinkspruch zu bringen, und Alle stimmten von Herzen in das „Lebehoch", das des Kaisers eigener Mund ihnen brachte, mit ein.

So war denn Freude und Jubel überall; nur der Bischof Adalbert und die parteiischen Richter saßen einsam in ihrer Herberge, und waren natürlich über den Ausgang des Löwenkampfes eben so verstimmt und unzufrieden, als alle guten und edlen Menschen darüber erfreut waren.

Neben der schönen Kunigunde saß der Graf Friedrich, und ihre Unterhaltung mußte sich dem Anschein nach über sehr wichtige Dinge verbreiten, denn sie sprachen außerordentlich eifrig und angelegentlich mit einander, im Feuer des Gesprächs rötheten sich bald die Wangen der Jungfrau wie die des Jünglings, und die erstere schlug auch wohl mitunter die schönen Augen nieder, während der letztere desto eifriger die Unterhaltung fortführte. Was aber unter ihnen verhandelt worden, hat nie Jemand erfahren, denn sonderbarerweise hatten beide immer nur mit leiser flüsternder Stimme gesprochen.

Spät in der Nacht erst war das Bankett zu Ende, und als am andern Morgen die oldenburgischen Grafen den Rückweg in ihre Heimath antraten, wurden sie von dem Kaiser und vielen Fürsten und

Herren bis weit vor Goslar hinaus begleitet. Dann aber nahmen sie von dem Kaiser und allen Herren den herzlichsten Abschied und setzten ihre Reise mit ihrem eigenen Gefolge fort.

Nach wenigen Tagen erreichten sie ihr Stammschloß Mellum, allwo ihnen an der Schwelle desselben die edle Guilla und die schöne Oda mit Freudenthränen in den Augen entgegentraten, denn ein Eilbote hatte bereits den glücklichen Ausgang der Sache daselbst verkündet. Später erfuhren sie auch, daß der böse Ankläger, der Bischof von Bremen, mit Schimpf und Schande die Kaiserstadt habe verlassen müssen, und daß auch die von ihm bestochenen Richter sehr ungnädig von dem Kaiser entlassen worden.

Als nun auf Schloß Mellum Alles wieder in Ruhe und Frieden den gewohnten Gang genommen, da erinnerte sich der Graf Huno seines Gelöbnisses, und kurze Zeit darauf ließ er zu Rastede den Grundstein zu dem später so berühmt gewordenen Kloster legen, welches unter der Herrschaft einer langen Reihe von mächtigen und hochgelahrten Aebten, die mit hohem Rang bekleidet waren, Jahrhunderte lang geblühet hat. — Der edle Graf hatte noch die Freude, das Kloster bei seinen Lebzeiten vollendet zu sehen, und oft noch hat der würdige Greis vor dem Hochaltare desselben dem Herrn sein Dankgebet für den seinem Sohne gnädig verliehenen göttlichen Schutz gebracht.

Als der edle Graf endlich in hohem Alter das Zeitliche segnete, wurde er in dem erzgräflichen Erb-

begräbnisse zu Jadelehe beigesetzt, wo schon viele seiner Vorgänger in Gott ruhten und noch viele seiner Nachkommen die letzte Ruhestätte gefunden haben, bis auch Jadelehe endlich vom Meere verschlungen wurde.

Der edle Graf Friedrich hat wie sein Vater gleichfalls lange und glücklich regiert und ist nach seinem endlichen Hintritt ebenfalls in der Erbgruft zu Jadelehe beigesetzt.

Das Kloster zu Rastede aber wurde zu Ende des elften Jahrhunderts von dem hochwürdigen Erzbischof Limarus zu Bremen „in die Ehre der heiligen Dreifaltigkeit und der Jungfrau Marien feierlich consecriret und eingeweihet.“

Was nun endlich die vom Kaiser auf das Wappen des Grafen Friedrich gemalten „rothen Balken“ betrifft, so kann man diese noch heute in dem Wappen des oldenburgischen Fürstenhauses, so wie in denen der aus dem oldenburgischen Stamme hervorgegangenen fürstlichen Geschlechter sehen *).

---

*) Bei der dunklen Sage dieses Löwenkampfes, den ein Graf Friedrich von Oldenburg bestanden haben soll, hat eine streng historische Genauigkeit nicht beobachtet werden können, was die geschichtskundigen Leser, welchen bei den angegebenen Zeitereignissen vielleicht historische Zweifel sich aufdrängen möchten, berücksichtigen wollen. Der Verf.

Das Zwischenahner Meer
und
der Wildeloh.

Gewiß kennt der freundliche Leser das reizend gelegene Dorf Zwischenahn mit seinem großen, fischreichen See, das „Zwischenahner Meer" genannt, zu welchem die Bewohner der Residenzstadt Oldenburg, welche letztere in ihrer Umgebung nicht allzuviel schöne Punkte aufzuweisen hat, bei schönem Wetter zu Wagen und zu Roß hinauseilen, um von Zwischenahn und dem gegenüberliegenden Dreibergen aus den Anblick des schönen, umfangreichen See's und seiner malerischen Umgrenzung zu genießen, um sich auf den plätschernden Wellen zu schaukeln und auf den Abend vielleicht sich die leckeren Fische munden zu lassen, mit welchen der schöne Landsee so reich gesegnet ist. — Wer aber Zwischenahn kennt, kennt auch ohne Zweifel das zwischen Oldenburg und Zwischenahn etwas seitab in öder Gegend gelegene Wäldchen,

welches den Namen „Wildeloh“ führt. So lieblich und freundlich das Zwischenahner Meer mit seiner ganzen Umgebung dem Auge erscheint, so düster und unheimlich ist's in dem erwähnten kleinen Walde. In düsterer Einsamkeit liegt er mitten im schwarzbraunen Moore, schauerlich rauscht es in den Wipfeln seiner Bäume, wüstes Gestrüpp und Pflanzengeschlinge deckt den Boden und der Wanderer athmet leicht auf, wenn er aus der Finsterniß dieses Wäldchens wieder ins Freie tritt. Waldesdunkel und Waldeseinsamkeit! wie lockend und traulich süß klingt das für romantische Seelen! Aber das Dunkel und die Einsamkeit des „Wildeloh's“ haben nichts Romantisches, sondern etwas Gespensterhaftes, Dämonisches; das Geschrei der Uhu's ertönt oft zur Nachtzeit in schauerlicher Weise und es ist dann, als ob der wilde Jäger mit seinem gespenstischen Gefolge durch den Wildenloh stürmte.

Mit diesem Walde und dem schon erwähnten „Zwischenahner Meer“ hat es aber folgende Bewandtniß:

Es war vor vielen hundert Jahren, daß die Bewohner der Stadt Oldenburg sich durch Frömmigkeit und einen gottgefälligen Lebenswandel vor vielen andern hervorthaten. Darob ergrimmte aber der Feind aller guten Menschen, der Teufel, und er schwur den Einwohnern von Oldenburg, unter denen

er keine Anhänger gewinnen konnte, die fürchterlichste Rache. Lange brütete er nun über teuflischen Plänen, die er auch manchmal ins Werk zu setzen suchte. Aber der Teufel ist guten, gottergebenen Menschen gegenüber machtlos und so schlug ihm Alles fehl, worüber er natürlich in immer größere Wuth gerieth. Da er nun aller Mühe ungeachtet die Seelen der frommen Menschen nicht dem Herrn abwendig machen und für sich gewinnen konnte, so nahm er sich endlich vor, sie leiblich zu verderben und die ganze Stadt Oldenburg, die ihm ein Dorn im Auge war, zu zerstören. Zu diesem Entschlusse hatte ihn vorzugsweise der Umstand vermocht, daß die frommen Oldenburger ihrem Herrn und Gott zu Ehren abermals eine Kirche gebauet hatten, die am nächsten Sonntage feierlich eingeweihet werden sollte. Bevor dieses nun geschähe, dachte der Teufel sein böses Werk zu vollführen.

In der Mitternachtsstunde vor dem Tage der Einweihung braus'te und saus'te er nun um die Stadt Oldenburg herum, und dachte darüber nach, wie er sie wohl am Besten von Grund aus zerstören könnte. Bald wollte er eine höllische Brandfackel in die Stadt schleudern, aber er fürchtete, daß die Priester den Schwefelgeruch der Hölle bemerken und das Feuer durch eine Beschwörung wieder ersticken möchten; bald wollte er den Boden der Stadt untergraben und sie so zusammenstürzen lassen; aber auch

das konnte fehlschlagen, wenn er, wie zu erwarten stand, in der Erde und namentlich auf dem Kirchhofe, der mitten in der Stadt gelegen war, auf geweihete Gegenstände, Kreuze, Amulette und dergleichen mehr stoßen sollte.

Mittlerweile verlief die Zeit und der böse Feind fuhr ganz wüthend in der Luft umher, denn er wußte noch nicht, wie er die Stadt zerstören könnte, und so wie der Morgen graute, war seine Macht zu Ende, und er konnte dann das ihm verhaßte Werk der Einweihung der Kirche, wodurch die Einwohner einen neuen Schutz gegen die Macht des Bösen erhielten, nicht mehr hindern. Mit seinen Glutaugen spähte er umher, ob nicht irgend ein großer Felsblock zu finden sei, den er auf die Stadt niederfallen lassen könnte. Aber die ebene, nur aus Sand-, Moor- und Wiesengrund bestehende Gegend, hatte nichts dergleichen aufzuweisen, und ehe es ihm möglich werden konnte, aus einem fernen Lande einen Felsblock herbeizuschaffen, hatte gewiß schon der Tag angefangen zu grauen, und alle Mühe und Anstrengung wäre vergeblich gewesen.

Rathlos, aber mit steigendem Ingrimm umkreiste der böse Feind nun in weitem Bogen die unschuldige Stadt, deren Bewohner sorglos der nächtlichen Ruhe pflegten und nicht ahneten, welch ein furchtbarer Feind sie zu verderben trachtete. Dieser aber war

während dem auch in die Gegend gekommen, wo jetzt Zwischenahn und viele blühende Dorfschaften liegen, wo damals aber ein dichter, undurchdringlicher Wald sich meilenweit bis fast nach Westerstede hin erstreckte. Mit einem gräßlichen Freudengeheul, von welchem die Thiere des Waldes aus dem Schlafe auffuhren und dann erschreckt das Weite suchten, hielt der Teufel in seinem Fluge ein. Mit seinen Krallen griff er hinein in den Wald und mit einem furchtbaren Rucke ein ungeheures Stück herausreißend, brauste er mit demselben durch die Luft, um es auf die Stadt Oldenburg niederfallen zu lassen und sie so förmlich zu begraben. Auf dem schnellen Fluge rauschte das Laub des ausgerissenen Waldes mit donnerähnlichem Getöse, so daß die Bewohner von Oldenburg aus dem Schlafe erweckt wurden und in dem Glauben, daß ein starkes Gewitter im Anzuge sei, mit den Glocken zu läuten begannen und mit frommen Gebeten sich zu dem Herrn wendeten, daß er sie vor Schaden und Gefahr behüten möge. Dieses Glockengeläute erschreckte aber den Teufel, so daß er mit dem Walde eine Zeitlang unbeweglich in der Luft schweben blieb, denn er meinte, daß man in Oldenburg vielleicht schon eine Morgenmesse hielte, und in diesem Falle hätte ihm selber eine schreckliche Gefahr gedroht. Da nun aber das Glockengeläute wieder verstummte, weil die Oldenburger das ferne

Donnern nicht mehr hörten und annahmen, daß das Gewitter sich verzogen habe, so glaubte der Teufel, er habe sich geirrt, zumal er noch keine Abnahme seiner Kräfte spürte, die doch mit dem Grauen des Tages sich bemerklich machen mußte, und mit verdoppelter Schnelligkeit setzte er seinen Flug nach Oldenburg fort. Ueber dem Allen war aber doch die Zeit fortgeschritten, und kaum noch eine halbe Meile von Oldenburg entfernt, hörte der Teufel zu seinem Entsetzen einen Hahn krähen und zu gleicher Zeit wurde die dichte, schwarze Nacht durch ein schwaches Dämmerlicht erhellt, das, so schwach es auch war, doch dem Teufel die Augen blendete und seine Kräfte lähmte. Der Wald entfiel seinen Krallen und schlug mit fürchterlichem Geprassel in den weichen Moorgrund hinein, der der gewichtigen Masse des Waldes nachgebend, viele Klafter tief in den Boden gedrückt wurde, so daß der Wald wie durch Zaubermacht aus dem Boden des Moores plötzlich hervorgeschossen zu sein schien.

Der Teufel aber versank zu gleicher Zeit mit winselndem Geheul in die Erde, aus welcher darauf eine glühende Lohe emporflammte, deren Schwefelgeruch sich bis über Oldenburg verbreitete.

So war die Stadt Oldenburg durch des Herrn Gnade gerettet und als deren Bewohner am nächsten Tage in ihrer Nähe den Wald gewahrten, und den

eigenthümlichen Schwefelgeruch verspürten, da erkannten die Priester und einige weise Leute, welche große Gefahr ihnen gedroht hatte, und bei der Einweihung ihres neu erbauten Gotteshauses dankten sie Gott für die Errettung aus derselben.

Dort aber, wo der Teufel den Wald ausgerissen hatte, sahen die Landleute zu ihrem Erstaunen einen tiefen und breiten See, dessen Fluthen die Stämme der tausendjährigen Eichen, der hochragenden Buchen und Tannen bespülten, die jetzt aber bald ausgehauen wurden, da die Landleute sich in der Nähe des fischreichen See's anbauten, und den Waldboden, so weit es nöthig, in Acker- und Weideland umwandelten. So ist das Dorf Zwischenahn entstanden. — Zum Beweise aber, daß alles dieses wahr und richtig, wird behauptet, daß der Wald, der später den Namen „Wildeloh" erhalten, genau das Becken des Zwischenahner Meeres ausfüllen würde, wenn man ihn wieder dorthin versetzen könnte, und da dieses wohl nicht behauptet werden würde, wenn es nicht wahr wäre, dieser Umstand wohl auch als ein vollgültiger Beweis angenommen werden kann, so kann über die Entstehung des „Zwischenahner Meeres" und des „Wildenloh's" in der hier beschriebenen Weise kein Zweifel mehr obwalten.

Das Wunderhorn.

Im letzten Viertel des 10. Jahrhunderts lebte zu Oldenburg ein Graf Otto, welcher als ein eifriger Jäger bekannt war, und der demgemäß auch während der Jagdzeit mehr in Wäldern und Feldern, als auf seinen Schlössern zu finden war. Besonders lieb als Jagdrevier war ihm aber der Hasbruch, noch heutzutage ein herrlicher Wald, der die schönsten Hirsche und Rehe und noch viel anderes Wild beherbergte, und dessen Eichen an Alter, Schönheit und Stärke weit und breit berühmt waren. Etwas weiter südlich vom Hasbruch liegt der Stühe, ein prachtvoller Buchenwald, dessen Kronen ein so dichtes Laubdach bilden, daß die Sonnenstrahlen keinen Spalt finden, um hindurch zu blinzeln, und bei plötzlichem Regen dieses Laubdach den sichersten Schutz gewährt. Auch in diesem Holze lag der Graf gern dem edlen Waidwerk ob, und oft wenn die Hitze zu drückend, oder Wind und Wetter zu stürmisch und rauh, hielt der edle Graf in diesem Walde mit seinen Jagdgefährten

ein Jägermahl, bei welchem der Becher fleißig in die Runde gehen und Waldsagen und schaurige Jägermährlein erzählt werden mußten, welche letzteren der edle Graf gar sehr liebte, weshalb auch seine Jagdgefährten immer darauf eingerichtet waren, und die wunderbarsten Historien zum Ergötzen des Grafen vorzutragen wußten.

Das war auch einstmal geschehen an einem sehr heißen Tage, wo der Graf im Stühe eine kurze Rast hielt, um dann wieder die Jagd mit frischen Kräften fortsetzen zu können. Die Geschichte, die der gräfliche Jägermeister erzählt hatte, war so seltsam und grausig gewesen, daß den edlen Grafen ein Schauder überlief, und er allenthalben Kobolde und Waldteufel hinter den Buchen hervor schlüpfen zu sehen glaubte. Obgleich sonst von herzhaftem, tapfern Sinne, wurde es dem Grafen doch unheimlich in dem dunklen, stillen Walde, und er befahl, daß ihm sein Jagdroß vorgeführt werde, und als er dasselbe bestiegen hatte, jagte er spornstreichs und ganz allein von dannen, um schnell wieder ins Freie zu gelangen und das Grausen, das ihm die Gespenstergeschichte des Jägermeisters verursacht hatte, wieder abzuschütteln. Sein Gefolge, die Art und Weise des Grafen kennend, der oft halbe Tage lang ganz allein in Feld und Wald herumpirschte, folgte ihm erst später nach, um auf den Ruf des Grafen, den er mit seinem Jagd=

horn zu geben gewohnt war, zu achten und sich dann wieder um ihn zu versammeln.

Der Graf aber hatte sich über Bürstel, Bookhorn und Kühlingen nach dem Hasbruch gewendet und die Lust des Jagens hatte den peinlichen Eindruck von vorhin bereits wieder verwischt, und er verfolgte mit immer größerem Eifer einen stolzen, schnellfüßigen Hirsch, der sein majestätisches Geweih in den Nacken legend, sich durch Gestrüpp und niederhängende Aeste so geschickt hindurch zu arbeiten wußte, daß der edle Graf nicht selten ganz seine Spur verlor, nichts destoweniger aber immer hitziger sein weißes Jagdroß anspornte, um des edlen Preises der Jagdanstrengung nicht verlustig zu gehen. Der Hirsch aber, der sich der Verfolgung des erfahrenen Jägers nicht entziehen konnte und immer mehr von demselben in die Enge getrieben wurde, verließ endlich den Wald, um im Freien sein Heil in schneller Flucht zu suchen. Graf Otto ließ indessen auch jetzt nicht nach, und der Schnelligkeit seines Rosses vertrauend, setzte er über Gräben und Hecken, um so endlich doch noch des Hirsches habhaft zu werden. Dieser aber, von Todesangst gejagt, floh weiter und weiter, und der Graf und auch das edle Roß ermatteten bereits, denn die Sonne brannte mit glühenden Strahlen herunter, und da der Hirsch die Richtung nach den Osenbergen genommen hatte, so hielt der tiefe Sand

die fliegenden Hufe des Rosses auf, und der Graf sah mit Bekümmerniß, daß ihm der Hirsch wohl nicht als Beute zufallen werde.

Inzwischen hatte sich nach der übergroßen Anstrengung bei dem Grafen eine Abspannung eingestellt und ihn durstete sehr. Seine Waidflasche war ihm ebenso wie sein Jagdhorn bei der schnellen Verfolgung verloren gegangen; die Zunge klebte ihm am Gaumen und mit trüben Blicken die Sandwände der Osenberge anblickend, zwischen denen das müde Roß fortwatete, rief er mit lauter Stimme:

„O, hätt' ich zur Erquickung einen Trunk frischen, klaren Wassers!"

Kaum waren diese Worte über die Lippen des edlen Grafen gegangen, als sein Roß plötzlich wie eingewurzelt stehen blieb und dem Grafen vor Entsetzen die Haare sich sträubten. Denn dicht vor ihm that sich plötzlich die Wand des Sandberges auf und eine hochgewachsene Jungfrau mit goldgelocktem Haupte und holdseligem freundlichen Antlitz und Blick erschien in dem Spalt des Berges auf einem Schemel von schwarzem Ebenholze stehend. Ihre Tracht war fast eine morgenländische, denn an den Füßen trug sie weiße Sandalen, und köstliche seidene Gewänder umwallten in prachtvollem Faltenwurf ihre schöngeformten Glieder. Ihren Hals schmückten reiche goldene Ketten, die mit blitzenden Edelsteinen übersäet

waren, und bis auf die Brust herabfielen; in der Hand aber hielt sie ein wunderbar verziertes Trinkhorn, welches mit einem starkduftenden Saft bis an den Rand gefüllt war.

Während der Graf noch mit Furcht und Grauen die seltsame Erscheinung anstarrte und kaum eines Gedankens über ein solches unerhörtes Ereigniß fähig war, der ihn entweder zur Flucht oder zum Bleiben hätte veranlassen können, neigte sich die Jungfrau vor ihm, und ihm das Trinkhorn entgegenhaltend, sprach sie mit süßklingender, einschmeichelnder Stimme:

„Trink, edler Graf! und so Du trinkest, wird
„Es wohlgeh'n Deinem Hause und dem Lande!
„Doch trinkst Du nicht — verfolgt das Unglück Dich
„Und Deinen ganzen Stamm! — Hier, nimm das Horn!"

Die letztere Hälfte dieser Rede hatte die Jungfrau mit erhobenem, fast drohenden Tone ausgesprochen, und dann dem Grafen das Horn fast in die Hand gedrückt.

Noch ganz verwirrt von dem wunderbaren Vorgange hatte dieser das Horn aus der Hand der Jungfrau entgegengenommen, und als ihm endlich die Besonnenheit wiederkehrte, betrachtete er halb mit Grauen und Angst, halb mit Erstaunen und Neugier

das kunstvoll gearbeitete, mit den seltsamsten Figuren und Zeichen verzierte Trinkhorn.

Die Jungfrau schien mit Ungeduld darauf zu warten, daß der Graf trinken möchte, und als dieser — vielleicht von einer innern Stimme gewarnt — noch immer damit zögerte, sprach sie halb bittend, halb dringend:

„So trinke doch, Du ritterlicher Graf!
„Bald ist es Zeit, ich muß zurück ins Haus,
„Aus dem Dein Ruf mich zog. — Trink! trink!
Graf Otto!“

Plötzlich bemächtigte sich des Grafen ein unnennbares Grauen, denn das Gesicht der Jungfrau nahm, nachdem sie diese Worte gesprochen, einen furchtbaren Ausdruck an, die Blicke ihrer Augen fielen durchbohrend auf ihn nieder, so daß er in der Brust einen stechenden Schmerz zu empfinden glaubte, und sein Pferd herumreißend, drückte er diesem die Sporen ein, daß das Blut des edlen Thieres hervordrang, und es brausend und wie auf Sturmesflügeln mit ihm von dannen rasete.

„Fluch über Dich! Gieb mir mein Horn zurück!“ — rief die Jungfrau dem Fliehenden mit weitschallender Stimme nach, aber der Graf, ohne sich umzusehen, drückte dem Pferde nur tiefer die Sporen in die Flanken und das Horn beim Ende fassend, goß er das darin befindliche Getränk hinter sich aus.

In demselben Augenblicke bäumte sich mitten im Laufe sein Pferd, dessen Rücken von dem Getränk besprützt worden war, und der Graf sah einen bläulichen Dampf von des Thieres Rücken aufsteigen. — Nach kurzer Zeit hatte er das Dorf Hatten erreicht, wo sein Gefolge, das seiner Spur gefolgt war, ihm bereits entgegenkam.

Als der Graf seinen Getreuen erzählte, was ihm begegnet war, da blickten diese sich untereinander ungläubig an, denn sie dachten, daß dem edlen Grafen, der in sehr erregter Stimmung von ihnen gegangen war, wohl sein eigner lebhafter Geist ein Trugbild vorgezaubert haben könne, als sie aber das Trinkhorn, das in den Händen des Grafen geblieben, und dessen wunderbare Verzierungen betrachteten, dergleichen sie noch nie gesehen, da schwanden die Zweifel, und sie mußten die Jungfrau, die dem Grafen erschienen war, für ein übernatürliches, dem Grafen feindlich gesinntes Wesen halten, denn daß der Trunk, der in dem Horn enthalten gewesen, dem Grafen hätte verderblich werden müssen, ging daraus hervor, daß dem Jagdroß des Grafen, wo es von der Flüssigkeit benetzt worden, die Haare abgefallen waren, und so dankten sie Gott, daß der böse Spuk dem edlen Grafen nichts habe anhaben können.

Die Masse, woraus dieses Trinkhorn gebildet worden, wurde anfänglich für Gold mit einem Zusatz

von Silber gehalten, als aber später der Fuß desselben gebrochen war, fand man, daß es sich nicht im Feuer schmelzen ließ, und die Goldarbeiter wußten nicht, aus welchem Stoffe es gebildet worden.

Lange Zeit wurde es im Schlosse zu Oldenburg aufbewahrt, bis es endlich nach der dänischen Besitznahme in die Kunstkammer zu Kopenhagen kam, wo es noch bis auf diese Stunde zu sehen ist.

Die Prophezeihung der Jungfrau, daß wofern der Graf nicht trinken würde, dem gräflich=oldenburgischen Stamme Gefahr und Unglück drohe, ist nicht in Erfüllung gegangen, denn dieser Stamm, der sich immer weiter ausgebreitet, grünt und blüht noch heute in voller Pracht, und wohlgethan war es von dem edlen Grafen Otto, der arglistigen Bitte der zauberischen Jungfrau: aus dem Trinkhorne seinen Durst zu stillen, nicht Gehör gegeben zu haben.

Des Müllers Bann.

„Nun geht mit Gott, Mam' Kathi"; sagte der alte Müller Jacob Gaspari zu Dambach, zu einem kleinen, verschrumpften Mütterlein, die neben ihm auf der Schwelle seines Hauses stand und deren Hand er herzlich schüttelte, „geht mit Gott, und führt Euer Weg Euch einmal wieder hier durch den Wald, so denkt an den alten Gaspari und kehrt nur getrost wieder bei ihm ein, ein Obdach, einen gedeckten Tisch und einen Reisepfennig, wie diesen, werdet Ihr auch wohl zum zweitenmale bei ihm finden."

Er drückte bei diesen Worten einen halben Kronenthaler in die Hand des Mütterchens, welchem die hellen Thränen dabei in die Augen traten, denn es wußte, daß es dem ehrlichen Gaspari schwer wurde, seinen Haushalt, der freilich nur klein war und außer dem Müller selbst nur noch aus seiner Ehehälfte und einer achtzehnjährigen Tochter bestand, in anständiger Weise zu führen, und gerührten Herzens antwortete sie:

„Vergelt's Euch Gott, Gaspari, was Ihr an mir gethan; Ihr habt das arme Bettelweib, das

krank am Wege lag, gastfreundlich in Euer Haus aufgenommen, es gepflegt in seiner Krankheit, als wäre es eine Verwandte von Euch, und gebt ihm nun noch einen reichen Zehrpfennig mit auf den Weg. — Das thun nicht viele, und der Himmel wird Euch dafür segnen!"

„Ach, macht nur kein langes Gerede, Mam' Kathi", brummte der Müller, „was ich gethan, ist jedes braven Christenmenschen Pflicht, und hätt' ich anders gehandelt, so wäre ich ein Lump. Doch nun gehabt Euch wohl; ich muß noch hinaus ins Feld zu meiner Alten und der Rösel, die im Krautstück arbeiten; sie werden hungrig sein, und ich will ihnen ihr Frühstück hinaustragen."

„Grüßt sie von mir!" sagte die Mam' Kathi hierauf, „Euer braves Weib und Euer schmuckes Röschen. Gott mag Euch noch viel Freude an dem lieben Mädchen erleben lassen."

„Danke Euch, Mam';" erwiederte der Müller, der den Abschied abzukürzen suchte, und der Alten zum Lebewohl nochmals die Hand reichte. „Aber ich denke, Ihr macht Euch jetzt auf den Weg; Ihr seid noch schwach, und wenn Ihr St. Wendel noch erreichen wollt vor Abend, so werdet Ihr gut ausschreiten müssen."

„Nun, was schadet's denn, wenn ich auch nicht hinkomme?" antwortete die Alte; „ich habe schon

oft auf einer Schütte Stroh, die ich mir in einem Dorfe ausbat, die Nacht zugebracht, daran wird's mir auch heute nicht fehlen. — Aber hört, Gaspari, warum ich Euch noch aufhalte. Es drängt mich, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen, und vielleicht wird das Andenken, das ich Euch zu verehren gedenke, Eurer Familie zu Nutz und Frommen gereichen auf lange Zeit."

Der alte Gaspari lächelte, denn er dachte, daß das arme Weib ihm vielleicht irgend eine kleine Gabe von Werth, ein goldenes Schaustückchen, oder dergleichen zu geben gedenke, was es in schlimmen Zeiten vielleicht selbst am besten gebrauchen konnte, und gutmüthig ablehnend, antwortete er:

„Was bedarf es eines Andenkens, gute Mam' Kathi? Ein „Gott lohn's" aus Euerm Munde ist mir lieber als ein Theil Eurer Habe, deren Last Euch ohnehin wohl nicht allzuschwer fallen wird."

„Nun, nun", antwortete die Alte, „Kostbarkeiten und Kleinodien kann ich Euch allerdings nicht geben, aber darum ist meine Gabe doch nicht zu verachten, und sie kann Euch und Eurer Familie vielleicht mehr nützen als eine Kanne voll Guldenstücke, wenn Ihr sie nämlich gut zu gebrauchen versteht."

Die Alte zog hierauf aus ihrem Reisesacke ein kleines Pergamentbüchelchen hervor, welches mit einem

Messingschlosse versehen und sehr zierlich und wohlerhalten war.

„Nehmt dies, Gaspari;“ sprach die Alte dann, „es ist ein Kleinod, unter Umständen kostbarer und nützlicher als Gold und Edelgestein. Leset zuweilen in diesem Buche, aber leset mit gläubigem, vertrauenden Herzen, und Ihr werdet dann bald selbst zu der Erkenntniß gelangen, daß das Geschenk der alten Mam' Kathi nicht so werthlos ist, als es Euch jetzt erscheinen mag.“

Sie überreichte dem Müller hierauf das Büchelchen, welcher es empfing und freundlich dankend sprach:

„Ich will Eure Gabe nicht verschmähen, gute Mam'; vielleicht enthält dieses Büchlein anmuthige Histörchen und Märchen, die mir an langen Winterabenden die Zeit verkürzen werden, und so danke ich Euch herzlich dafür, und will Eurer freundlich gedenken, so oft ich darin lese.“

„Thut das, Gaspari“, antwortete die Alte, „und möge des Büchleins Kraft Euch Glück und Segen bringen; das wünscht Euch die alte Kathi, an der Ihr zum barmherzigen Samariter geworden seid. Doch jetzt geht nur ins Feld zu Eurem Weibe und Kinde, und bringt ihnen den Abschiedsgruß der Mam'.“

Dem Müller nun zum letztenmale die Hand drückend, warf sie den kleinen Reisesack über die Schulter und verließ dann, von den herzlichsten Abschiedswünschen des Müllers begleitet, das Haus desselben, worin sie eine so gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte. — Der Müller aber ging seinen Geschäften nach.

Es waren etwa ein paar Wochen verflossen, seit die alte Mam' Kathi das Dorf Dambach, welches, wie auch wohl manche der freundlichen Leser wissen werden, in der Nähe von Birkenfeld liegt, verlassen hatte, als es in der Nachbarschaft hieß, der alte Jacob Gaspari sei gar nicht mehr der Alte; nicht mehr so freundlich und heiter gesprächig wie sonst, sondern ernst und in sich gekehrt; oft streiche er des Nachts auf den Bergen und in den Wäldern umher und suche Kräuter und Pflanzen, die weder Menschen noch Thiere zur Nahrung gebrauchen könnten, und wenn dies nicht in böser Absicht geschehe, was dem redlichen Gaspari freilich nicht zuzutrauen, so sei er am Ende gar tiefsinnig oder närrisch geworden.

Es war etwas Wahres an diesem Gerede der Leute; der Müller war wirklich ein Anderer geworden, aber darum war er doch redlich und gut geblieben. An der Veränderung seines ganzen Wesens, welches ernst und nachdenkend geworden, war, wie

manche der Leser wohl schon vermuthen werden, das Pergamentbüchlein der alten Mam' Kathi schuld.

Es war dies nämlich ein Zauberbüchlein, welches Aufschluß über die geheimen Kräfte des menschlichen Geistes sowohl, wie über die der Natur, der Pflanzen und Kräuter gab, und nach Anleitung der in dem Buche enthaltenen Vorschriften machte der Müller allerlei Versuche, die auch immer mit dem glücklichsten Erfolge belohnt wurden. Hörte er nun, daß im Dorfe Mensch oder Vieh erkrankt sei, so wußte er immer ein Mittel anzugeben, wie dem Uebel entgegen zu arbeiten sei, und bald war er in der ganzen Umgegend berühmt als ein kluger Mann, der im Besitz geheimer Mittel und Kräfte sei, die vor allem Ungemach zu schützen wüßten.

Dem war nun auch wirklich so, wenn gleich der Müller das Beste, was er wußte, Niemandem mittheilte und sich damit begnügte, die Zaubersprüche und Mittel des Buches, die ihn in den Stand setzten Werke zu verrichten, die wirklich übernatürliche Kräfte erforderten, still in der Brust zu bewahren, um in großer Gefahr und Noth sich ihrer vielleicht einmal bedienen zu können. Was er sonst zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen that, beruhte nur auf der Kenntniß der Kräfte der Pflanzen und Kräuter, die in dem Buche benannt und beschrieben waren,

und mit deren Auffindung und Zubereitung sich der gute Müller zum Wohle Anderer mit Aufopferung seiner selbst, beschäftigte. Denn manche Stunde des Tags und auch der Nacht verwandte er dazu, Pflanzen zu suchen, Tränke zu kochen und Pulver und Pillen zu bereiten, die gegen die fallende Sucht, Hundsbiß, Veitstanz und pestartige Krankheiten die besten Dienste leisteten.

So saß er auch einstmals des Nachts in seinem Stübchen und studirte in Mam' Kathi's Zauberbuche. Draußen schlug der Regen an die kleinen mit Blei eingefaßten Fensterscheiben, der Sturm pfiff und heulte durch die Bäume des nahen Waldes und aus der Ferne klang der Donner eines im Anzuge begriffenen Gewitters. Aber den Müller bekümmerte das Alles nicht, denn obgleich er im Stande gewesen wäre, Sturm und Gewitter, die seinem baufälligen Häuschen Gefahr bringen konnten, zu beschwören, so hielt er es doch für Frevel, dem Walten der Natur entgegen zu treten und er war fest entschlossen, vor seinem Tode das Zauberbuch den Flammen zu übergeben, damit es nicht vielleicht in die Hände eines Unwürdigen falle, der weniger fromm und gewissenhaft wie er, die große Macht, welche das Buch dem Besitzer verlieh, mißbrauchen könnte. — So las und studirte er denn ruhig weiter, als es zu seinem Erstaunen draußen lebendig zu werden begann und er

nicht weit von seinem Hause rauhe Männerstimmen hörte. Das Buch zumachend und sorgfältig verschließend, wartete er dann ab, was sich weiter begeben möchte. Es dauerte nun auch nicht lange, als mit Schelten und Fluchen über das gräuliche Wetter sich ein Trupp Menschen, wahrscheinlich durch das in dem Stübchen des Müllers brennende Licht geleitet, seinem Hause näherte. Der Müller dachte, daß es vielleicht verirrte Wanderer sein möchten, denen er ein Obdach zu geben gern bereit war; aber bald wurde er eines Andern belehrt. Mit rohem Lärm stießen die Ankommenden mehrere Fensterscheiben ein, durch welche sie die Köpfe steckten und mit barschem Tone Einlaß begehrten. An dem Aussehen der Leute und an den Waffen die sie trugen, merkte der Müller gleich, daß er es wohl mit dem Raubgesindel zu thun habe, das schon seit langer Zeit die ganze Umgegend unsicher machte. Aber er schien nicht im Mindesten erschreckt, sondern eher erfreut über den gefährlichen Besuch der Räuber zu sein, denn ganz vergnügt ging er in die Kammer, wo sein Weib und Kind schliefen, und indem er dieselben weckte und ihnen mittheilte, welche Leute sie noch so spät heimsuchten, befahl er ihnen aufzustehen und ruhig und heiter alles auszuführen, was er ihnen auftragen würde. Zitternd und bebend beeilten sich die Weiber aus den Betten zu kommen, während der Müller zur Hausthüre

eilte, um den immer lauter pochenden Gästen, die schon wilde Drohungen ausstießen, Einlaß zu geben.

„Hol' Dich der Teufel, Du alter Mehlwurm!" rief der erste der Ankömmlinge, „wie kannst Du uns in diesem Heidenwetter so lange vor der Thüre stehen lassen."

Der Müller entschuldigte sich demüthig damit, daß er den Schlüssel nicht habe finden können, nichtsdestoweniger aber wurde er von jedem neuen Gaste mit Schmähungen überhäuft, die er indessen mit großer Ruhe und Ergebung sich gefallen ließ. Er hatte auf diese Weise sechs Männern Einlaß gegeben, die alle bis an die Zähne bewaffnet waren und deren wildes Aussehen und trotziges Benehmen ihn keinen Augenblick darüber in Zweifel ließen, daß er einen Theil der verrufenen Räuberbande beherberge, die im naheliegenden Walde seit lange ihr schreckliches Handwerk trieb.

Als nun Alle auf die Nöthigung des Müllers sich in die Gaststube, in deren Mitte ein langer Tisch von weißem Tannenholz und dreibeinige hölzerne Sessel standen, begeben hatten, ging der Müller gleichfalls hinein und mit freundlichem Gesicht Alle noch einmal willkommen heißend, fragte er, womit er seinen werthen Gästen dienen könne.

„Mit Essen und Trinken!" rief ein großer, breitschultriger Kerl, der der Anführer der Bande zu sein

schien, „denn sonst wirst Du armer Teufel wohl nicht viel haben. Aber spute Dich, wir sind hungrig und durstig und müssen bald wieder fort, denn wir haben diese Nacht noch ein Geschäft abzumachen.“

„O, nichts weiter, als das!“ rief der Müller mit einem lustigen Lachen, „das könnt ihr haben. Wein habe ich im Keller, und die Vorrathskammer meiner alten Gertrud wird an Brod, Käse und Fleisch wohl auch noch so viel enthalten, um Euren Appetit zu befriedigen. Geduldet Euch nur einen Augenblick, und Euer Begehr soll erfüllt werden.“

Hierauf entfernte sich der Müller, während die Räuber, denen diese außerordentliche Bereitwilligkeit ein Bischen sonderbar erschien, allerlei Vermuthungen Raum gaben, ob der Müller nicht auch wohl mit Geld und geldeswerthen Dingen gut versehen und nur deshalb so froh und heiter sei, weil er so wohlfeilen Kaufes loszukommen gedächte.

„Nun, laßt's nur gut sein;“ sagte zuletzt der Anführer der Bande, wie können ihn ja ins Gebet nehmen, wenn wir fortgehen; ein Pistol auf die Stirn und ein Messer aufs Herz gesetzt — so wird's schon gehen. Ich habe schon Wunderdinge damit ausgerichtet, ohne daß ich nöthig hatte, abzudrücken, oder zuzustoßen.“

Jetzt öffnete sich die Thüre und der Müller trat wieder herein mit einem Korbe unterm Arm, aus

welchem wohl ein Dutzend Hälse der aus weißem Glase geblasenen Flaschen hervorsahen. Während er diese nun auspackte, waren seine Frau und Tochter beschäftigt, den Tisch zu decken und mit Tellern und gefüllten Schüsseln zu besetzen. Die alte Mutter zitterte und bebte bei diesem Geschäft, das hübsche Röschen aber, dem die Zuversicht des Vaters Muth eingeflößt hatte, setzte alles hübsch ordentlich zurecht und antwortete auch wohl auf die plumpen Späße und Schmeicheleien der unheimlichen Gäste.

Endlich war Alles hergerichtet und der Tisch mit Wein und Speisen so reichlich besetzt, daß die Räuber ihre Verwunderung darüber nicht zurückhalten konnten.

„Aha, Dein Handwerk scheint Dir reichlichen Gewinn abzuwerfen, das sieht man!“ rief der Anführer mit lautem Lachen. „Du hast die Kornsäcke Deiner Kundleute wohl brav geplündert, ehe Du sie ihnen zurückgabst?“

„Wie's so geht, meine werthen Gäste“; antwortete der Müller mit freundlichem Gesichte, „Jeder in seiner Weise. Aber, wer die Kunst versteht, verräth den Meister nicht — heißt's im Sprichwort, und so denke ich, könntet auch ihr mich wohl schonen.“

„Ei, ei, alter Dieb“; Du sprichst etwas dreist!“ rief der Räuber wieder, „aber heute mag es Dir hingehen, und um Dir zu beweisen, wie richtig Du

Deine Gäste beurtheilt hast, will ich Dir später ein Wort im Vertrauen ins Ohr sagen, worauf ich eine vernünftige Antwort von Dir erwarte."

„O, an einer vernünftigen Antwort wird's dem alten Jacob Gaspari nicht fehlen!" rief der Müller, indem er seinen Namen stark betonte. „Aber setzt Euch jetzt, Ihr Herren, meine Frau und Tochter werden das Vergnügen haben, Euch zu bedienen."

Während die Räuber nun ihre Waffen hinter sich an die Wand stellten, um sie im Augenblicke der Noth sogleich bei der Hand zu haben, und sich es dann an dem Tische bequem machten, rückte sich der Müller gleichfalls einen Sessel herbei und indem er sich darauf niederließ, beugte er den Kopf einige Augenblicke vorüber, und es schien, als ob er ein Tischgebet vor sich hinmurmelte.

„Ach, laß doch die Possen, Du alter Dieb!" rief einer der Räuber, „Dein Wein und Deine Speisen werden uns auch ohne das den Hunger und Durst stillen."

„Da möchtet Ihr wohl Recht haben!" rief der Müller, indem sein Gesicht einen furchtbaren Ausdruck nahm, welches indessen von den Räubern nicht bemerkt wurde. Dann stand er auf, und indem er mit der rechten Hand einige Zeichen in der Luft beschrieb, rief er mit lauter Stimme:

„Greift zu, ihr Herrn, und wohl bekomm' es Euch!“

Fast zu gleicher Zeit streckte jeder der Räuber den Arm aus, um entweder eine Flasche mit Wein, oder eine Schüssel mit Speisen zu ergreifen. So wie dies geschehen war, bot die Gesellschaft aber einen sonderbaren Anblick dar. — Mit vorgestrecktem Arme saßen die Räuber unbeweglich auf ihren Sitzen; kein Glied ihres Körpers rührte sich, nur auf den Gesichtern war der Ausdruck der Furcht und Angst zu lesen, und mit athemlosem Erstaunen blickten die alte Gertrud und ihre Tochter bald den Müller, der an dem Ende des Tisches mit zornblitzenden Augen stand, bald die regungslos dasitzenden Raubgesellen an.

„Nun, so greift doch zu, ihr Schurken!“ rief der Müller abermals, „praßt doch von meinem Gute, was vor Euch steht. Habt wohl schon manchmal arme wehrlose Leute überfallen und ihnen ihr bischen Armuth abgezwackt — dachtet, es ginge auch so bei dem alten Jacob Gaspari! Nun, er hat Euch den Willen gethan und den Tisch gedeckt — so greift doch zu — so trinkt doch den goldigen Wein, es ist guter neunundachtziger, wie Ihr ihn wohl nicht oft zu kosten bekommt.“

Ein grimmiger Hohn lag bei diesen Worten auf dem Gesicht des Müllers, während die Angst der Räuber zu wachsen schien, denn ihre Augen quollen

stier hervor und drohten aus den Höhlen zu treten; aber sonst nur ein Glied zu bewegen, war Niemand im Stande.

„So wißt denn, Ihr Hallunken!“ sprach der Müller dann weiter, „daß ich Euch in schweren Bann gebracht, aus welchem Euch keine Macht der Welt, als nur mein Wort erlösen kann. Bricht so der Tag für Euch an, so seid ihr schwarz wie die Nacht, und in demselben Augenblicke thut sich der Boden unter Euch auf und verschlingt Euch.

Kalter Todesschweiß trat vor die Stirne der Räuber, die zwar die fürchterlichen Worte des Müllers verstehen konnten, aber ihre Gliedmaßen mit jedem Augenblicke starrer und lebloser werden fühlten.

„Aber ich will nicht Gericht über Euch halten“, fuhr der Müller fort, „Euch nicht dem Verderben übergeben. Seht zu, wie Ihr mit Euerm Gewissen oder mit der Obrigkeit fertig werdet, wenn Ihr dereinst mal in ihre Hände fallen solltet. Aber eine Bedingung will ich Euch stellen: Meidet den Wald, der diese Marken begrenzt, und meidet vor Allem mein Angesicht. Denn treffe ich einen von Euch im Leben wieder, wenn er auf bösen Wegen wandelt, so habe ich kein Erbarmen mit ihm, und meines Bannes Kraft soll ihn verderben!“

Der Müller machte hierauf ein Zeichen mit der Hand und sprach mit leiser Stimme einige Worte

vor sich hin; dann wandte er sich zu den Räubern und sprach mit gebietender Stimme:

„Der Bann ist gelös't! Entfliehet!“

Einige Augenblicke noch saßen die Räuber unbeweglich auf ihren Stühlen; aber fast zu gleicher Zeit merkten sie, daß ihre Glieder nicht mehr gefesselt waren und wie auf Commando fuhren sie von ihren Sitzen empor. Dann ihre Waffen ergreifend überstürzten sie sich förmlich, um die Thüre zu erreichen, und eine Minute darauf hatte das räuberische Gesindel das Haus des Müllers verlassen und stob in wilder Flucht nach allen Richtungen hin auseinander.

Der Müller dankte im Stillen der alten Mam' Kathi, deren Büchlein ihn in den Stand gesetzt hatte, sich und die Seinigen aus so großer Gefahr zu erretten. Auf die neugierigen Fragen seines Weibes und Kindes, wie er zu solcher Macht und Wissenschaft gekommen sei, ging er indessen nicht ein und gebot ihnen, ein Dankgebet zu sprechen und sich zur Ruhe zu begeben.

Erst auf seinem Sterbebette, als er das Zauberbüchlein bereits vernichtet hatte, hat er seiner Tochter, da die alte Gertrud schon vor ihm das Zeitliche gesegnet hatte, gestanden, was es für eine Bewandtniß mit dem Geschenk der alten Mam' Kathi gehabt habe.

Die Räuberbande aber war von da an aus dem Walde verschwunden und auf Meilen weit im Umkreise hat man nie wieder von ihr gehört.

Diese Geschichte ist dem Verfasser von einer alten Frau vor etwa funfzehn Jahren erzählt, und diese Frau, die von ihren Hausgenossen, so wie von allen Nachbarsleuten immer nur „die Großmutter" genannt wurde, war Röschen, die Tochter des alten Müllers Gaspari zu Dambach.

Die Linde auf dem Kirchhofe zu Oldenburg.

In alter, grauer Zeit lebte zu Oldenburg ein junges, sittsames Mägdlein, Maria mit Namen, die ihre alte Mutter, da ihr Vater, ein armer Klempnermeister, schon frühe gestorben war, mit ihrer Hände Arbeit kümmerlich ernährte. Doch wenn sie auch arm und nur aus geringer Familie war, so hatte sie doch einen Vorzug, der ihr von manchem reichen und angesehenen Mädchen beneidet wurde, denn sie war schön wie ein Engel, und die jungen Bursche der Stadt paßten die Zeit ab, wenn sie zur Kirche ging, oder sonst in der Stadt einen Besuch zu machen hatte, um ihr dann einen freundlichen Gruß zunicken zu können, oder wenn das nicht möglich war, da sie, um den Blicken der jungen Leute nicht zu begegnen, aus Sittsamkeit die schönen, hellblauen Aeuglein fast immer auf den Boden heftete, sich wenigstens an ihrem Anblick zu erfreuen.

Das ging so mehrere Jahre und Marie, von frühester Jugend an an ein dürftiges Leben gewöhnt, war mit ihrem Loose vollkommen zufrieden, und in Gemeinschaft mit ihrer alten Mutter, die die Hände

gleichfalls nicht in den Schooß legte, nähete und spann sie vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Alle Nachbaren, deren sie freilich nicht viel in ihrer kleinen Straße zählte, denn diese erstreckte sich nur von der gewölbten Brücke des Everstenthores bis an den Kirchhof, der an der Stelle gelegen war, wo jetzt das kleine Palais und das Collegiengebäude stehen, achteten und liebten das fromme, fleißige Mädchen, und stellten es ihren eigenen Töchtern als ein Muster auf. — Allein dieses friedliche Stillleben Mariens wurde bald unterbrochen; ihre Mutter erkrankte und es mußte für Arzneien so viel ausgegeben werden, daß Mariens Verdienst, der, weil sie einen großen Theil ihrer Zeit der Pflege der Mutter opfern mußte, ohnehin schon kärglicher wie gewöhnlich war, nicht mehr ausreichte, und so mußte ein Stück Hausrath nach dem andern verkauft werden, bis sie zuletzt sogar genöthigt war, ihr kleines schon sehr verschuldetes Besitzthum noch mehr mit Schulden zu belasten.

Endlich starb die Mutter, und mit den Begräbnißkosten und dem Todtenbiere, welches zu geben die Sitte erforderte, ging der letzte Rest ihrer Habe dahin, und nachdem ihr Häuschen und Alles, was noch an den nothwendigsten Hausgeräthen vorhanden, den Gläubigern zugefallen war, sah sich Marie genöthigt, in fremder Leute Dienst zu treten, welches ihr zwar

sehr schwer wurde, da sie als eine Bürgerstochter auch ihr bescheiden Theil Stolz besaß, was sie aber nichtsdestoweniger mit frommer Ergebung that. — So fand sie denn ein Unterkommen in dem Hause des reichen Kaufmanns Adam Fluchbeil an der Langenstraße, in welchem ihr, da sie anstellig und geschickt war und im Rufe der strengsten Rechtschaffenheit stand, die Leitung des ganzen Hauswesens, so wie die Schlüssel zu Keller, Laden, Kisten und Schränken anvertraut wurden, so daß das Leinen-, Gold- und Silbergeräth, kurz alle werthvollen Gegenstände eines großen und reichen Haushalts unter ihrer Obhut und Aufsicht standen.

Und Maria verwaltete auch ihr Amt zur Zufriedenheit des Hausherrn und seiner Gattin, welche letztere indessen sehr kränklich war, weshalb sie auch das ihr eigentlich zustehende Amt, einer Ordnerin und Leiterin des Hauswesens, Marien übertragen hatte. — Nachdem der Schmerz um den Tod ihrer geliebten Mutter etwas milder geworden war, fühlte sich Maria auch ganz wohl in ihrem neuen Wirkungskreise, um so mehr, da ihr von allen Hausgenossen mit der größten Achtung und Zuvorkommenheit begegnet, und sie von dem Herrn und der Frau des Hauses fast als ein Familienglied behandelt wurde. Wenn sich auf diese Weise Mariens Schicksal ganz wohl gestaltet hatte, so fehlte doch auch das

Unangenehme nicht, und bald hatte das arme Mädchen Ursache, das Glück: in Adam Fluchbeils Wohnung eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben, aufs Tiefste zu beklagen. Von Fluchbeils Kindern war bis dahin nur ein Sohn erwachsen, welcher Anton hieß und ein leidenschaftlicher, ausschweifender Jüngling war. Bei allen Gelagen, die die wohlhabenderen jungen Bürgersöhne hielten, wozu sich auch wohl die Söhne der Räthe und Diener des gräflichen Hauses einfanden, war Anton Fluchbeil zu finden, und manchmal kehrte er erst spät in der Nacht zum Aerger seiner braven Eltern nach Hause zurück, die leider zu schwach waren, um dem zügellosen Leben des jungen Menschen Einhalt zu thun.

Dieser Anton Fluchbeil war gewissermaßen der Alcibiades der Stadt Oldenburg, denn Niemand, die Söhne der vornehmsten Hofbeamten nicht ausgenommen, machten so viel von sich reden, als er. Er war der Schrecken der ehrsamen Bürgersleute, die, wenn sie Nachts ihre Fenster einschlagen, oder an Thor und Thür pochen hörten, sicher an Anton Fluchbeil dachten, der aber die Schaarwächter immer bei der Nase herumzuführen wußte, so daß sie ihn nie ertappen konnten. Er war der Schrecken der Mütter und Jungfrauen, die ihn zwar aus verschiedenen Gründen fürchteten; denn er war nicht nur ein schöner, schlanker Bursche, sondern auch listig und ver-

schlagen und von einschmeichelndem, berückenden Wesen, aber auch wieder eben so frech und rücksichtslos, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er wohlerzogenen, sittsamen Mädchen Verlegenheiten bereiten und ihnen die Röthe der Scham und des Verdrusses auf die Wangen treiben konnte. Gleichwohl hatte der reiche Kaufmannssohn allenthalben Zutritt, und manche sorgsame Mutter hoffte im Stillen, daß sich die Unarten und Ungezogenheiten Antons in der Folge wohl verlieren möchten, und er dann als Tochtermann gar nicht so übel sei. Das Schlimmste aber war, daß Anton, der allerdings auch glänzende Eigenschaften besaß, nicht nur ausschweifend, frech und ungezogen war, sondern neben dem Allen einen hämischen, boshaften und vor Allem rachsüchtigen Character hatte. Eine ihm zugefügte Unbill oder Beleidigung vergaß er nie, und wo sich nur die Gelegenheit bot, suchte er sich an dem Beleidiger bald auf offene, bald auf hinterlistige, boshafte Art zu rächen.

Zu Mariens Unglück faßte dieser verderbte Jüngling eine verbrecherische Neigung zu ihr, und in dem Glauben, daß das blutarme, alleinstehende Mädchen ihm den Sieg wohl nicht schwer machen werde, hatte er, um sie für sich zu gewinnen, ihr mitunter nicht unbedeutende Geldgeschenke dargeboten, und da diese abgelehnt wurden, sich in Aufmerksamkeiten anderer

Art erschöpft, indem er ihr bald ein neues Kleid, bald ein Ohrgehänge oder sonstige Kleinigkeiten als Neujahrs=, Geburtstags= oder Weihnachtsgeschenke verehrte. Diese Geschenke durfte Maria, wenn sie ihn nicht beleidigen wollte, nicht abweisen, aber mit tiefer Bekümmerniß hatte sie bald bemerkt, welcher unlauteren Absicht Antons Artigkeiten ihren Ursprung verdankten, und um so mehr war sie in ihrem Benehmen gegen ihn auf ihrer Hut, damit nicht eine Zufälligkeit, etwa ein trauliches Wort oder ein freundlicher Blick ihm Veranlassung geben möchten, ihr wirkliche Anträge zu machen, welche, wenn sie einmal ausgesprochen waren, ihren ferneren Aufenthalt in Fluchbeils Hause unmöglich machen mußten. Durch ihr stets gleichmäßig höfliches und achtungsvolles, aber zugleich auch ernstes und gemessenes Benehmen gelang es ihr denn auch eine Zeitlang, den rohen jungen Menschen von sich entfernt zu halten, den übrigens diese Zurückhaltung keineswegs von seiner unreinen Liebe heilte, sondern ihn im Gegentheil nur immer mehr reizte, so daß er, um seinen Zweck zu erreichen, zu allerlei schlimmen Verführungskünsten seine Zuflucht nahm. Nicht nur verwendete er die größte Sorgfalt auf seine Kleidung, damit seine schöne Figur desto besser hervortreten möchte, sondern er wußte sich auch den Anschein zu geben, als sei er von tiefer, schwärmerischer Liebe ergriffen, die seinem

Leben Gefahr drohe, wenn sie nicht erwiedert werde. Bald schien er zerstreut, bald melancholisch zu sein, sein Gesicht erheiterte sich, sobald Maria mit ihm zu reden oder ihn anzusehen gezwungen war, dann aber nahm es wieder den Ausdruck der tiefsten Traurigkeit an und er seufzte zuweilen recht vernehmlich. Wenn seine ihn zärtlich liebende Mutter ihn in Mariens Gegenwart zuweilen fragte, was ihm fehle und welchen Grund seine tiefe Traurigkeit habe, dann meinte er, daß für ihn wohl kein Glück auf dieser Welt mehr blühen werde, und daß es am Besten sei, wenn der liebe Gott oder er selbst seinem Leben ein Ende mache. Die gute Mutter entsetzte sich dann über dergleichen ruchlose Reden, die sie um so schmerzlicher berührten, da der heuchlerische, verschmitzte Anton ihr Liebling war, und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn durch Geschenke und Lustbarkeiten, als Ausflüge aufs Land, Spiel- und Tanzgesellschaften von seiner melancholischen Stimmung zu befreien.

Marien aber wurde ihre Stellung in dem Fluchbeilschen Hause von Tage zu Tage peinlicher. Sie allein kannte den Grund von Antons auffälligem Benehmen, und wenn sie auch weit entfernt war, an eine reine und erlaubte Liebe Antons für sie zu glauben, so ahnte sie doch nicht, daß sein ganzes Benehmen nur Spiel und Maske war, und es be-

trübte sie wahrhaft, daß die, wie sie glaubte, flüchtige Neigung Antons ihn so sehr beherrsche und vielleicht seine Gesundheit zu untergraben drohe. Denn abgesehen davon, daß in ihrem Herzen auch nicht die leiseste Regung für Anton sprach, so war dasselbe auch schon nicht mehr frei und mit der innigsten Liebe einem braven Tischlergesellen zugethan, der in der Werkstatt des in ihrer Nachbarschaft wohnenden Tischlermeisters Wallmann arbeitete, dessen Neffe er war, und der ihn, da er seine Eltern früh verloren, schon vor Jahren als Lehrling in sein Haus genommen hatte.

An Wilhelm Wallmann waren die Wohlthaten seines Oheims denn auch nicht weggeworfen, denn er war nicht nur fleißig und geschickt, sondern auch fromm und gottesfürchtig geworden, und seinem Oheim und Meister mit Liebe und Dankbarkeit zugethan.

Dieser treffliche junge Mann, der beiläufig auch einer der schönsten jungen Männer der Stadt war, und zu den Jugendgespielen Mariens gehört hatte, war dem Herzen des schönen Mädchens nicht gleichgültig geblieben, während er seinerseits ihr mit der glühendsten Liebe ergeben war. Da sie aber beide arm waren, so lag das Glück einer ehelichen Verbindung noch in weiter Ferne, und Wilhelm wollte noch erst auf die Wanderschaft gehen, um was Rechtschaffenes zu erlernen und zu erwerben; dann aber,

wenn er als Meister in seiner Vaterstadt sich niedergelassen hatte, dachte er seine geliebte Maria als Gattin heimzuführen. Da aber bis dahin noch manches Jahr ins Land gehen mußte, so hatten sie es vorgezogen, ihre Liebe geheim zu halten, um nicht unnöthigerweise ins Gerede der männlichen und weiblichen Frau Basen zu kommen, die, wenn sie von dem Herzensbunde der beiden jungen Leute etwas gewußt hätten, auch wohl nicht unterlassen haben würden, Klatschereien dieser oder jener Art auf den Markt zu bringen.

Um ihrem Geliebten, dessen leicht erregbares Herz sie kannte, keine Veranlassung zu geben, eine Unbesonnenheit zu begehen, hatte Maria ihm bisher nichts über ihre peinliche Stellung dem Sohne ihres Hausherrn gegenüber mitgetheilt, aber sie fürchtete sehr, daß der Grund des auffallenden Benehmens desselben früher oder später bekannt werden und so auch zu Wilhelms Ohren dringen könne, und in diesem Falle konnte der Geliebte ihr wenigstens einen Mangel an Vertrauen vorwerfen, wenn sie auch nicht fürchtete, daß er an ihrer Treue zweifeln oder sonst irgend einem Argwohn Raum geben werde.

Unentschlossen, ob sie die vortheilhafte Stelle in Fluchbeils Hause aufgeben, oder ihren Geliebten von dem Stande der Dinge in Kenntniß setzen sollte, stand sie sinnend eines Abends nach vollbrachtem

Tagewerk in ihrem Stübchen, das nach hinten gelegen war und die Aussicht auf den hohen, die Stadt umgebenden Wall gestattete, der damals noch mit Festungswerken versehen war, wovon als letzter Ueberrest jetzt nur noch ein einziges Gebäude, der jetzige Eiskeller, vorhanden ist. — Maria war recht trübe gestimmt, sie konnte sich banger Ahnungen nicht erwehren und schaute ernst und gedankenvoll zum Himmel hinauf, an welchem die vollrunde Scheibe des Mondes hing, der sein blasses, melancholisches Licht in ihr Stübchen fallen ließ. Mechanisch griff ihre Hand endlich zum Spinnrade, das neben ihr stand, und während das Rädchen kreiste, netzte sie den Flachs mit Thränen, die ihr, ohne daß sie es zu bemerken und ohne daß sie einen bestimmten Grund zur Traurigkeit zu haben schien, über die blühenden Wangen rollten. Mit einemmale stand das Spinnrad still und Maria fuhr erschreckt empor, während ein Todesschauer ihre Glieder durchrieselte. Sie hatte beim Mondlichte gesponnen, und ihr fiel das Wort einer alten Muhme ein, die ihr einst als sie beim Mondesscheine das Spinnrad zur Hand genommen hatte, dasselbe hastig wegriß, indem sie ihr zurief: „Kind, hüte Dich; die Spinnerin, die beim Mondlichte spinnt, spinnt sich ihr Todtenhemd.“ — Von dem Augenblicke an hatte sie es nie über sich vermocht, sich beim Mondscheine zum Spinnen hinzusetzen, ein inner-

liches Grauen hatte sie immer davon zurückgehalten, und nun in diesem Augenblicke, wo sie gar nicht Willens gewesen war, zum Spinnrade zu greifen, hatte sie emsig gesponnen und das Licht des Mondes war ihre Leuchte dabei gewesen.

Während sie noch in Betrachtungen über diesen seltsamen Zufall, der ihr eine böse Vorbedeutung zu sein schien, versunken war, öffnete sich leise die Thüre, und als Maria sich wandte, sah sie zu ihrem Schrecken Anton Fluchbeil hereintreten, der, so wie er die Thür hinter sich geschlossen hatte, ihr zu Füßen stürzte und ihre Hand ergriff, die er mit Küssen bedeckte.

Maria war über diese beispiellose Dreistigkeit eben so bestürzt als aufgebracht; während sie mit Mühe ihre Hand aus der des frechen Eindringlings riß, wollte sie zu gleicher Zeit die Thür öffnen und das Zimmer verlassen, was Anton, der inzwischen aufgesprungen war, jedoch verhinderte.

„Verzeihe mir, geliebte Marie!“ rief er mit leidenschaftlichem Tone, „ich habe so selten Gelegenheit mit Dir allein zu sein, und da ich Dich hier oben wußte, so konnte ich nicht widerstehen, ich wollte und mußte Dich sprechen, um Dir endlich das Geständniß meiner grenzenlosen Liebe zu Füßen legen zu können.“

Bei diesen Worten wollte er abermals die Hand Mariens ergreifen, aber diese wies ihn stolz und zürnend zurück.

„Nicht weiter, Herr Fluchbeil!“ sprach sie mit fester, strenger Stimme, „wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich Eure Eltern von Eurer frevelhaften Zudringlichkeit in Kenntniß setze. Was in meinem Betragen hat Euch Veranlassung geben können, mir in dieser mich entehrenden Weise entgegen zu treten?“

„O, nichts, ich weiß es nur zu wohl;“ antwortete Anton mit demüthigem Tone; „Du bist immer kalt und strenge gegen mich gewesen, während ich Dir meine Liebe zu jeder Stunde zu erkennen gegeben habe.“

Maria, obgleich sehr erzürnt, hatte doch einiges Mitleid mit dem, wie sie glaubte, leidenden Zustand des Jünglings, und das unerlaubte Eindringen in ihr Gemach dem lebhaften Temperamente Antons zu Gute rechnend, sprach mit minder hartem Tone:

„Was redet Ihr doch von Liebe, Herr Fluchbeil; bedenkt doch, an wen Ihr Eure Worte richtet. Es ist die arme Magd Eurer Eltern, die vor Euch steht, und wenn Ihr nur einen Augenblick der Vernunft Gehör geben wollt, so müßt Ihr doch begreifen, daß zwischen Euch und mir nie von Liebe gesprochen werden kann.“

„Maria!“ rief Anton, den diese mild gesprochenen Worte wieder dreister machten; „was fragt die Liebe nach Geld und Stand? Hättest Du Tonnen Goldes und wärst Du die Tochter eines Grafen, ich könnte Dich nicht heißer und inniger lieben, als ich es jetzt thue. Wie sollte das Geld meines Vaters und sein höherer Stand meine Liebe zu Dir unterdrücken können? Ich liebe Dich, so wie Du bist, Deine Reize sind es, die mein Herz in Fesseln geschlagen haben, und von Dir hängt es ab, ob ich grenzenlos elend, oder eben so glücklich werden soll.“

Die arme Maria war in der peinlichsten Lage, das unumwundene Liebesgeständniß Antons und seine wie es schien wohlgemeinte Werbung um sie, erfüllten sie mit Bedauern, da sie diese Liebe nie erwiedern konnte. Um nun dem jungen Manne mit der Erklärung, daß sie keine Neigung zu ihm fühle, nicht wehe zu thun, und um ihn durch Hindeutung auf die Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen ihnen auf andere Gedanken zu bringen, antwortete sie ausweichend:

„Euer heißes Blut, Herr Fluchbeil, reißt Euch hin, und Ihr seht in dem Feuer Eurer Leidenschaft nicht die Hindernisse, die sich Eurer Liebe entgegenstellen. Denkt doch einmal an Eure Eltern, glaubt Ihr wohl, daß diese es Euch je erlauben würden, mich zu Eurem Weibe zu machen?“

Der leichtsinnige, verdorbene Jüngling glaubte in diesen Worten, die nur von einem edlen, zarten Gefühl, das unnöthigerweise nicht verletzen mochte, Zeugniß gaben, ein Entgegenkommen, ein Eingehen auf seine Wünsche zu erkennen, und in dem Wahne, daß sein Spiel schon gewonnen sei, näherte er sich der Jungfrau und sprach mit schmeichelnder, scheinbar freudig bewegter Stimme:

„O, wie dankbar, meine holde Maria, bin ich Dir für diese milden Worte, die mir wenigstens nicht alle Hoffnung rauben!“

„Was meint Ihr damit — Ihr mißversteht mich!“ rief Maria, die es schon bereute, Worte gesprochen zu haben, die zu einer solchen Auslegung Veranlassung gaben.

„O, nicht doch“; erwiederte Anton, der seine wahren Absichten jetzt aussprechen zu dürfen glaubte; „Du fürchtest, daß meine Eltern wohl mancherlei Einwendungen machen möchten, und da könntest Du freilich Recht haben. Aber lassen wir diese, sie brauchen ja nichts von unserm Bunde zu wissen, und warten wir ab, was die Zeit bringen wird. Einstweilen aber wollen wir uns der Gegenwart freuen und die Rosen verborgener Liebe pflücken, die wahrlich nicht süßer duften würden, wenn der Priester unsere Hände bereits ineinander gelegt hätte.“

Wenn Maria über die unedlen Absichten Antons noch Zweifel gehegt, so reichten diese leichtfertigen Worte vollkommen hin, sie zu zerstreuen, und mit Würde und Stolz antwortete sie: „Ich will nicht Euer geheimes Liebchen sein, Herr Fluchbeil, ebensowenig wie ich selbst ehrenhaften Anträgen von Eurer Seite hätte Gehör geben können. Doch lassen wir das; es ist mir lieb, daß Eure Worte mir die Gedanken Eurer Seele verrathen haben, und so bitte ich Euch nur noch, sogleich dies Zimmer zu verlassen."

Anton war überrascht und bedauerte im Stillen zu vorschnell seine Absichten verrathen zu haben; zugleich aber erbitterte ihn der stolze, gebieterische Ton Mariens, und wohl einsehend, daß es jetzt unmöglich sei einzulenken, ließ er alle Verstellung fallen, und rief mit bitterem, unedlen Hohne: „Oho, mein Dirnchen, Du solltest hübsch bedenken, wer vor Dir steht! Es ist der Sohn Deines Brodherrn, der eine solche Sprache, die vielleicht einer Freifrau zustehen möchte, nicht von einer Magd hören mag."

„Diese Sprache", rief Maria jetzt mit vor Zorn gerötheten Wangen — „steht jedem ehrlichen Mädchen frei, und wenn Euer Vater mein Brodherr ist, so verdiene ich das Brod, was ich in seinem Hause esse. Euch aber steht es nicht zu, mich zu beleidigen mit ehrlosen Anträgen, und wenn Ihr Euch jetzt

nicht augenblicks entfernt, so öffne ich das Fenster und schreie um Hülfe!"

Anton, der ein Aufsehen und die höhnenden Reden seiner Freunde fürchtete, wenn es bekannt werden sollte, daß eine Magd seine Bewerbungen mit Schimpf zurückgewiesen, bezwang den Zorn, der mächtig in ihm aufloderte, und sich zur Thüre wendend sprach er mit verhaltener Wuth: „Nun, ich gehe, aber ich denke, Du sollst es noch bereuen, in dieser Weise mit Anton Fluchbeil geredet zu haben." Damit warf er die Thüre hinter sich zu, daß es dröhnte, Maria aber, von diesem Vorfalle aufs Höchste angegriffen, sank auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Das arme Mädchen sah jetzt die Nothwendigkeit ein, ihren Geliebten von allem in Kenntniß zu setzen, so wie auch, daß ihr fernerer Aufenthalt in Fluchbeils Hause zur Unmöglichkeit geworden sei. Von dem rachsüchtigen Anton war das Schlimmste zu erwarten, denn wer wußte, wie weit seine Bosheit gehen, und welche Mittel und Wege er einschlagen konnte, um sein Ziel, an Marien Rache zu üben, zu erreichen.

Während sie nun darüber nachdachte, wie eine geheime Zusammenkunft mit Wilhelm Wallmann zu bewerkstelligen sei, überlegte sie zugleich, ob sie Antons Eltern Alles vertrauen solle, was sie zu dem

Entschluß bewogen, deren Haus zu verlassen, den sie denselben, sobald sie mit Wilhelm Rücksprache genommen, mittheilen wollte. Nach längerem Nachdenken kam sie jedoch zu der Ueberzeugung, daß dies nicht wohlgethan sein würde, weil einestheils Anton dann nur um so erbitterter auf sie werden mußte, und weil anderntheils die Sache dann leicht an die große Glocke kommen und sie der Gegenstand der Stadtklatschereien werden konnte. Sie nahm sich daher vor, sich einer alten Muhme, die auch schon ihr Liebesverhältniß kannte, zu vertrauen, und diese zu bitten, ihr ein Unterkommen in ihrer Wohnung zu gewähren, wo sie dann den Haushalt der alten kränklichen Frau zu führen und durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu gewinnen gedachte. Diese konnte dann auch ein Briefchen an Wilhelm besorgen, das ihn zu der jetzt nothwendig gewordenen Zusammenkunft einladen sollte.

Maria war, nachdem sie dieses bei sich beschlossen hatte, wieder ruhiger geworden, und ein frommes Nachtgebet sprechend, legte sie sich zu Bette. Aber kein freundlicher Engel bewachte ihren Schlummer; bange Träume und Schreckgestalten ängstigten ihre Seele. Sie sah sich als Braut in einem schneeweißen Kleide, das seltsamer Weise mit weißen Rosen geschmückt war, und unter den Hochzeitsgästen, die sie ernst und schweigend umringten, gewahrte sie den

bösen Anton, der mit grinsendem Lachen sich ihr näherte, um ihr eine häßliche Schnur, die von Hanf gedreht schien, als Hochzeitsgeschenk um den Hals zu legen. Die Schnur lastete schwer auf ihrem Nacken, es war ihr, als sollte ihr der Athem vergehen, und in demselben Augenblicke gewahrte sie mit Entsetzen einen armen Sünder, der am Galgen hing, und dessen Glieder vom Winde hin und her geschleudert wurden. Dann aber schwanden die Schreckbilder und sie erblickte einen Engel mit schönem, aber ernstem und traurigen Antlitz. Dieser breitete seine Flügel über sie aus und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirne. Von dem Augenblicke an bewegte nichts mehr ihre Seele und sie schlief ruhig bis zum Morgen. — Gewohnter Weise ging sie dann ihren Geschäften nach; die Traumgesichte der Nacht, auf welche sie sich nur unvollkommen besinnen konnte, beunruhigten sie nicht mehr, und ihrem gestern gefaßten Entschluß gemäß benutzte sie die erste freie Stunde dazu, ihre Muhme aufzusuchen, welche, nachdem Marie ihr Alles mitgetheilt hatte, gern auf die Bitte derselben einging, sie mit Freuden in ihre Wohnung aufzunehmen versprach und das Briefchen an Wilhelm, das ihn auf den Abend unter die dunkle Vorhalle des alten Rathhauses bestellte, sorgfältig in ihren Koffer legte, um ihn noch desselben Tages zur passenden Stunde zu bestellen.

Ueber den guten Erfolg dieses ersten Schrittes hoch erfreut, ging Maria nach dem Hause ihrer Herrschaft zurück. In der Thüre desselben begegnete ihr Anton, der sie verwundert ansah, da er sich nicht erklären konnte, was Maria schon früh Morgens außer dem Hause zu schaffen gehabt. Sein böses Gewissen ließ ihn indessen ahnen, daß dieser Morgenbesuch, den Maria gemacht, wohl eine Folge seiner gestrigen Unverschämtheit sei, und mit spöttischem Tone fragte er im Vorübergehen, ob sie vielleicht schon ihren Beichtvater aufgesucht, um sich von der Sünde ihrer gestrigen Unterredung mit ihm freisprechen zu lassen.

Maria aber würdigte den Elenden weder eines Blicks noch einer Antwort, sondern ging mit einer gewissen stolzen Verachtung an ihm vorbei. Anton aber ballte hinter ihr die Faust, und in seinem Innern schwur er der hochmüthigen Betteldirne, wie er sie nannte, nochmals die grimmigste Rache.

Noch nie war der guten Maria der Tag so lang geworden, wie heute, obgleich sie vollauf zu schaffen und zu ordnen hatte, denn der große, reiche Haushalt ihrer Herrschaft wurde fast allein von ihr geführt und geleitet. Endlich aber dämmerte der Abend, und nachdem sie alles Nöthige angeordnet, die ihrer Obhut anvertrauten Schränke, Koffer und Kisten sorgsam verschlossen hatte, erbat sie sich von der Haus-

frau die Erlaubniß, eine Freundin besuchen zu dürfen, die ihr auch bereitwillig ertheilt wurde.

Maria ging nun auf ihr Stübchen, und nachdem sie ihre langen blonden Flechten turbanartig um den Kopf geschlagen und ein dunkles Tuch angelegt hatte, damit sie nicht erkannt werden möge, verließ sie mit klopfendem Herzen das Haus, um sich nach dem Orte der Zusammenkunft, dem Rathhause, zu begeben, wo Wilhelm Wallmann wohl schon ihrer wartete.

Das alte Rathhaus stand an der Stelle des jetzigen; das Haus des Adam Fluchbeil aber war an der Ecke der Gaststraße gelegen; es war somit kein weiter Weg, den Maria zurückzulegen hatte, aber dennoch huschte sie ängstlich an den Häusern hin, denn es kam ihr fast vor, als wandelte sie auf verbotenen Wegen, und eine geheime abendliche Zusammenkunft mit ihrem Geliebten auf offener Straße, so brav und gut der Zweck derselben auch war, erschien dem ehrbaren, züchtigen Sinne Mariens doch strafwürdig, und sie nahm sich vor, dies Vergehen dem lieben Gott abzubitten, sobald sie wieder in ihrem Kämmerlein sich befinden werde. Mittlerweile aber war sie in die Nähe des Rathhauses gekommen, und zu ihrem Schrecken gewahrte sie unter der Vorhalle desselben zwei männliche Gestalten, von welchen die eine auf- und niederwandelte, die andere

unbeweglich am Eingange der Vorhalle stand. Welcher von diesen Männern war Wilhelm, und wer war und was wollte der andere? Mariens Herz klopfte hörbar; sie fürchtete sich näher zu treten, denn wie leicht konnte sie sich an den Unrechten wenden, der sie ja möglicherweise kennen und ins Gerede der Leute bringen konnte. Während sie so einige Augenblicke unschlüssig an der Ecke der Kirchenstraße stand, und so wie Jemand vorüberging, ihr Gesicht gegen die Mauer der Nicolaikirche wendete, trat die eine Gestalt, die sie bemerkt zu haben schien, etwas näher, und Maria, die nun glaubte, daß es Wilhelm sei, verließ gleichfalls ihren Platz, um ihm entgegen zu gehen. Nur noch wenige Schritte von dem Ankommenden entfernt, glaubte sie vor Schrecken in die Erde sinken zu müssen, denn in der Person, die ihr entgegen kam, erkannte sie — Anton Fluchbeil. Ihre ganze Kraft zusammennehmend, wandte sie sich nun schnell seitwärts, und ging geradeswegs auf den unter der Vorhalle auf- und niedergehenden Mann zu, der auch wirklich Wilhelm Wallmann war und ihr zum Willkomm freudig die Hand bot, denn eine Umarmung erlaubten sich die Liebenden zu damaliger Zeit nur selten, und sicher nicht eher, als bis sie einmal von der Kanzel herunter als Brautleute bezeichnet waren.

„Komm', komm'!“ rief Maria, sich ängstlich an

ihren Geliebten schmiegend, „laß uns weiter gehen, wir werden beobachtet.“

Sie zog bei diesen Worten den jungen Mann, der ihre Aengstlichkeit zwar nicht theilte, ihr aber willig folgte, mit sich fort, die Richtung nach dem Everstenthore nehmend. Maria schaute darauf zurück, um zu sehen, wo Anton bleiben möchte. Dieser aber war nicht mehr zu erblicken und die Liebenden gingen nun still und eilig die Häuserreihe entlang, die zum Thore führte, um durch die dunkle Wölbung desselben ins Freie zu kommen, wo sie der Gefahr, bemerkt zu werden, weniger ausgesetzt waren.

Anton Fluchbeil, der an demselben Orte, den Maria sich ausersehen, ein Stelldichein mit einem leichtgläubigen Bürgermädchen, das seinen trügerischen Versprechungen nur zu willig Glauben geschenkt, verabredet hatte, sah in dem Augenblicke, als Maria sich von ihm entfernte, daß sie nicht diejenige sei, die er erwartete. Indessen wünschte er zu erfahren, wer gleich ihm in so verstohlener Weise ein Liebesverhältniß unterhielt, und während Maria Wilhelm entgegen eilte, ging er einige Schritte voraus, das Paar, das seine Neugier rege machte, im Auge behaltend. Als er bemerkte, daß dasselbe sich dem Everstenthore zuwandte, ging er weiter voraus, und in den gewölbten Gang desselben tretend, in welchem es stockfinster war, eilte er schnell bis zur Wachtstube, durch

deren trübe Fensterscheiben der Schein eines Lichtes fiel, in welchem er die Vorübergehenden zu erkennen hoffte, während er selbst, an die dunkle Wand des Wachthauses gelehnt, nicht gesehen werden konnte.— Bald nach ihm traten Marie und Wilhelm in den Thorweg, und gleich am Eingange desselben hielt der letztere seine Schritte an.

„Hier laß uns bleiben, Maria“, sprach er dann mit gedämpfter Stimme, „wir sind hier völlig ungestört. Sollte Jemand vorübergehen, so brauchen wir uns nur still zu verhalten, und kein menschlich Auge wird uns in dieser Finsterniß erblicken.“

„Nein, nein, nicht hier“, flüsterte Maria ängstlich, „ich fürchte mich in dieser Finsterniß, laß uns weiter gehen, ich bitte.“

„Du fürchtest Dich?“ fragte Wilhelm verwundert, während er, der Bitte Mariens nachgebend, schon im Weitergehen begriffen war; „was brauchst Du zu fürchten, wenn ich bei Dir bin?“

„Wilhelm!“ sagte Maria, indem sie sich fester an den Geliebten schmiegte und angstvoll zusammenschauderte, „wenn hier ein Mörder versteckt wäre?!“ — Ihre Gedanken waren in diesem Augenblicke mit Anton beschäftigt, und ihre Schritte verdoppelnd, zwang sie auch Wilhelm zu rascherem Fortschreiten.

„Ein Mörder!“ lachte dieser, dem die Angst des

Mädchens freilich wunderbar genug vorkommen mußte; „welche thörichte Furcht!“

In demselben Augenblicke hörten Beide einen leisen Ausruf.

„Was war das?“ rief Maria heftig zitternd.

„Was wird's gewesen sein“, sagte Wilhelm ruhig, „vielleicht sprach einer von den Dienstmannen des Grafen, die dort in der Wachtstube sind.“ — Sie gingen vorüber und waren einige Augenblicke darauf im Freien.

Als Anton von seinem Versteck aus die Vorübergehenden ins Auge gefaßt hatte, erkannte er zu seiner nicht geringen Verwunderung sowohl Maria wie Wilhelm Wallmann, und es war ihm nicht möglich gewesen, einen, wenn gleich nur mit unterdrückter Stimme hervorgestoßenen Ausruf des Staunens und der Wuth, zurückzuhalten, der indessen, wie wir gesehen haben, doch gehört worden war. — Er überlegte jetzt, ob er das Paar noch weiter verfolgen oder sich zu dem Stelldichein begeben solle, dessen vorhin erwähnt wurde. Nach kurzer Zeit entschloß er sich zu dem letzteren, da er eine weitere Verfolgung für zwecklos erkannte, und ein Zusammentreffen mit den Liebenden ihm vor der Hand ebenfalls zu nichts nützen konnte.

„Das also war's“, sprach er dann mit den Zähnen knirschend, während er zugleich den Rückweg

antrat; „die keusche Jungfrau liebt — und wen! einen Hungerleider, der nicht das Hemd sein nennt, was er auf dem Leibe trägt. Dessen geheimes Liebchen zu sein, schämt sie sich nicht, während sie mich wie einen Hund mit Verachtung zurückstößt?! Nun, ich gedenk's ihr, so wahr ich lebe!"

Mit schnellen Schritten kehrte er darauf in die Stadt zurück, während Maria und Wilhelm im Freien traulich plaudernd neben einander gingen, und über die für die Zukunft einzuschlagenden Wege rathschlagten. Als Wilhelm von Antons frevelhaftem Eindringen in Mariens Gemach und den schmachvollen Anträgen des jungen Wüstlings Kunde erhielt, braus'te er zornig auf, aber die kluge Maria wußte ihn zu beschwichtigen, daß er nichts Feindseliges gegen Anton unternähme, was Wilhelm im ersten Zorne Willens war zu thun, und was er mit wilden Drohworten betheuerte. Mariens milden, klugen Worten Gehör gebend, war er aber bald mit ihrem ganzen Plane einverstanden, und er seinerseits entschloß sich, jetzt unverzüglich seine Wanderschaft anzutreten, damit er desto eher wieder zurückkehren, und das stille, klösterliche Leben, das Maria im Hause der alten Muhme zu führen genöthigt sein würde, aufhören könne. Als die Liebenden sich über alle diese Punkte zu beiderseitiger Zufriedenheit verständigt hatten, hätten sie füglicherweise zu Hause gehen

können, allein sie thaten es nicht; Hand in Hand gehend plauderten sie noch eine geraume Weile weiter, und erst als die Stadtglocke die zehnte Stunde anzeigte, traten sie ihren Heimweg an.

In den Straßen der Stadt war es inzwischen ziemlich still und ruhig geworden, und da ihnen Niemand begegnete, so wagte es Wilhelm, Maria bis an die Thüre des Fluchbeil'schen Hauses zu begleiten, allwo er mit einem zärtlichen Händedruck entlassen wurde. — Maria aber schlüpfte dann schnell ins Haus und als sie sich nach kurzer Zeit allein in ihrem Stübchen befand, fühlte sie sich außerordentlich beruhigt und erleichtert, sie vergaß es sogar an die kleine Sünde zu denken, deren sie sich auf dem Wege zum Stelldichein schuldig fühlte, und Gott bittend, daß er Alles zum Besten lenken und sie und ihren Geliebten in seinen heiligen Schutz nehmen möge, begab sie sich zur Ruhe.

Am nächsten Tage zeigte Maria ihrer Herrschaft an, daß sie Willens sei, in den Ostern, die nahe vor der Thüre waren, ihr Haus zu verlassen, um die Wirthschaft ihrer alten Muhme zu führen. Adam Fluchbeil sowohl wie seine Gattin waren über diesen Entschluß ihrer treuen und fleißigen Wirthschafterin sehr betrübt, da sie sich nicht allein der besten Dienste von Maria zu erfreuen gehabt, sondern das fromme, sittsame Mädchen auch zugleich liebgewonnen hatten,

gleichwohl wußten sie gegen den Grund, den Maria zur Rechtfertigung ihres Entschlusses vorbrachte, den nämlich, daß sie sich verpflichtet fühlte, ihrer alten hülfsbedürftigen Muhme die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, nichts einzuwenden, und so bewilligten sie, wiewohl ungern, Marien ihre Entlassung. — Einige Tage darauf wanderte Wilhelm Wallmann mit dem wohlgepackten Felleisen auf dem Rücken und von seinen Gewerksgenossen begleitet, zum Dammthore hinaus. Am Abend vorher hatte er eine letzte Zusammenkunft mit Maria gehabt, diesmal aber im Hause der Muhme, und nach den gegenseitigen Versicherungen ewiger Liebe und Treue schieden sie von einander, zwar mit Thränen, aber doch von den besten Hoffnungen für die Zukunft erfüllt.

Die Unglückseligen ahnten nicht, daß ein grausiges Schicksal alle ihre Hoffnungen zerstören sollte, und daß sie auf Nimmerwiedersehn von einander schieden.

Anton Fluchbeil hatte kaum erfahren, daß Maria entschlossen war, das Haus seiner Eltern zu verlassen, als er ernstlich an die Ausführung seiner Rachepläne dachte. Lange sann er hin und her, ohne daß er zu einem Entschluß gelangen konnte; aus diesem oder jenem Grunde verwarf er bald den einen, bald den andern seiner bösen Gedanken, und das finstere Gesicht, was er während dieser Zeit des unschlüssigen

Grübelns der armen Maria zeigte, machte diese oft im Innersten ihrer Seele erbeben, und sie wünschte der Zeit Flügel, um nur desto schneller aus der Nähe des unheildrohenden Menschen zu kommen. Anfangs gedachte Anton, die heimliche Zusammenkunft Mariens mit Wilhelm zu verrathen und ihr dieselbe in Gegenwart seiner Eltern vorzurücken, wodurch die letzteren dann vielleicht veranlaßt worden wären, Maria als eine verbuhlte, liederliche Dirne mit Schimpf und Schande aus dem Hause zu jagen. Allein er bedachte, daß seine Eltern dem Mädchen so wohl gewogen und zugleich zu gutmüthig waren, um zu strengen Maßregeln geneigt zu sein, auch mußte eine solche Verrätherei ihn in den Augen seiner Freunde, die den Grund derselben vielleicht errathen haben würden, blosstellen, und endlich auch war seine Rache von alledem nicht befriedigt. Er fühlte sich durch die Zurückweisung, die ihm widerfahren war, durch den Umstand, daß Maria einem niedrigen Handwerksgesellen vor ihm den Vorzug gegeben, so tief beleidigt, daß ihm ein kleiner boshafter Streich, als einen solchen nur betrachtete er die Vernichtung des guten Namens Mariens, nicht als eine genügende Rache erschien; er wollte tiefer in das Herz des Mädchens greifen, es ganz verderben, oder wenigstens das ganze Lebensglück desselben zerstören. Demgemäß faßte der junge Bösewicht endlich einen wahrhaft teuflischen

Gedanken, dessen Ausführung sogar mit leichter Mühe zu bewerkstelligen war, und da er nun wußte, wie er seine Rachegelüste befriedigen konnte, so fühlte er sein schlechtes Herz erleichtert, der finstere Ausdruck seines Gesichtes verschwand, und er begegnete Marien, deren Aufenthalt in seines Vaters Hause sich nur noch auf wenige Tage beschränkte, mit einer Freundlichkeit und achtungsvollen Höflichkeit, die das arme Mädchen, die Antons unversöhnlichen Character kannte, fast noch mehr als seine finsteren Mienen ängstigten, und diese dunkle Furcht war leider nichts weniger als ein leeres Hirngespinnst.

Indessen die Zeit verlief, und es war am Abend vor dem Tage, an welchem sie aus Fluchbeils Hause scheiden wollte, als Maria sich zufällig allein mit Anton in der Wohnstube ihrer Herrschaft befand. Schon war sie im Begriff sich zu entfernen, als Anton mit heuchlerischer Freundlichkeit auf sie zutrat und sie reuevoll wegen seines früher gegen sie begangenen Unrechts um Verzeihung bat. Er seinerseits — fuhr er fort — hege keinen Groll gegen sie, und daß dem so sei, möge sie daraus entnehmen, daß er ihr Liebesverhältniß mit Wilhelm Wallmann kenne, es aber Niemandem verrathen habe, da ihr dieses vielleicht unangenehm gewesen sein möchte. Er sei es gewesen, dessen Ausruf der Verwunderung sie in dem gewölbten Thorgange erschreckt, aber obgleich sie

seinem Herzen eine Wunde geschlagen, sei er doch weit entfernt, als Störenfried zwischen sie und ihren Geliebten zu treten, vielmehr wünsche er ihr zu ihrer Wahl von Herzen Glück und bitte sie nur noch, die bösen Stunden, die er ihr verursacht, ihm nicht in Haß zu gedenken.

Maria war aufs Höchste überrascht; diese versöhnlichen Worte Antons, so wie der Umstand, daß er um ihre Liebe wußte — beides kam ihr gleich unerwartet. In ihrer Verwirrung bemerkte sie das tückische Lächeln nicht, das jetzt seinem Gesichte einen so häßlichen Ausdruck gab, und etwas beschämt, daß sie Anton, wie sie glaubte, in ihrem Innern Unrecht gethan, bat sie ihn mit Thränen in den Augen wegen ihres heftigen Benehmens gegen ihn um Vergebung, und versicherte ihm, daß sie die Schonung und Rücksicht, die er ihr hinsichtlich ihrer unpassenden Zusammenkunft mit Wilhelm Wallmann bewiesen, ewig dankbar anerkennen werde.

Die Dazwischenkunft der Frau des Hauses führte eine Unterbrechung dieser Unterredung herbei, was Marien nicht unerwünscht war, da sie sich Anton gegenüber doch nicht gänzlich einer gewissen Aengstlichkeit entschlagen konnte; sie benutzte daher die Gelegenheit, das Zimmer zu verlassen, um ihre geringen Habseligkeiten zusammen zu legen und so morgen, nachdem sie die ihr anvertrauten Schlüssel in die

Hände der Hausfrau zurückgelegt, das Haus ihrer Herrschaft ohne Verzug verlassen zu können.

In der Frühe des nächsten Tages übersah Maria den Inhalt der ihrer Obhut übergebenen Schränke und Kisten; das Leinenzeug, Küchengeräth, die Vorrathskammern in Küche und Keller fand sie in bester Ordnung, als sie aber nun die ihr übergebenen Silbergeräthe überzählte, gewahrte sie zu ihrem Schrecken, daß ein schwerer silberner Trinkpokal, so wie mehrere andere werthvollen Gegenstände fehlten. In Todesangst durchsuchte sie alle Schränke, Kasten und Kisten des Hauses — umsonst, es war nichts von den genannten Dingen zu entdecken. In der Angst ihres Herzens warf sie sich der Magd, die mitunter auch wohl den Schlüssel zu dem Silberschrank in Händen gehabt, zu Füßen und beschwor sie, falls sie sich von dem Glanz des Goldes und Silbers habe blenden lassen, die entwendeten Gegenstände nur wieder heraus zu geben; es solle kein Mensch etwas davon erfahren und sie werde sich bis an ihr Lebensende als ihre Schuldnerin betrachten. Die Magd machte aber zu diesen Reden ein gar böses Gesicht und meinte bitter: sie sei ein ehrliches Landmädchen, und ein solches zu Hausdiebereien nicht im Stande, von den Stadtdirnen könne man sich dergleichen aber wohl versehen.

Maria wollte weinen, aber sie konnte nicht, ihre

Augen blieben trocken, während ihre Stirne brannte und Fieberfrost ihren Körper schüttelte. Mit zitternden Händen durchwühlte sie noch einmal die Schubladen, Auszüge und sonstigen Behältnisse des ganzen Hauses — vergebens und immer vergebens! In halber Verzweiflung stürzte sie endlich in das Zimmer des Hausherrn und während sie seine Knie umklammerte und ihm gestand, was sie zu diesem Schritte zwinge, flehte sie ihn an, sie nicht unglücklich, nicht ehrlos zu machen, sie wolle den ganzen Werth der fehlenden Sachen ersetzen, nur solle er ihr Zeit geben.

Der gutmüthige Fluchbeil beruhigte die Kniende, wenn gleich es ihm besonders um den Trinkpokal leid that, den er als ein altes Erbstück stets in Ehren gehalten hatte. Er gab der wieder aufathmenden Maria die Versicherung, daß er sie wegen der abhanden gekommenen Gegenstände nicht anklagen wolle, nur solle eine gerichtliche Haussuchung stattfinden, die er, da der Pokal ja noch vor wenigen Tagen vorhanden gewesen und wahrscheinlich doch von einem Hausmitgliede entwendet worden, sofort zu veranlassen sich bewogen finde.

Während Adam Fluchbeil nun zum Stadthause eilte, ging die arme Maria, zwar etwas beruhigt, aber doch sehr niedergeschlagen auf ihr Zimmer, und betete zu Gott, daß er sie an ihrer Ehre ungekränkt aus diesem schlimmen Handel heraus führen möge.

Bald darauf fanden sich denn auch die Diener des Gerichtes ein, und die Haussuchung wurde mit der größten Stenge vorgenommen; selbst Antons Zimmer blieb nicht verschont. Allein man entdeckte nichts von den vermißten Gegenständen, bis die Gerichtsdiener, die von dem Herrn des Hauses begleitet wurden, endlich in das Hinterstübchen traten, welches von Maria bewohnt wurde. — Maria, begreiflicherweise von diesem ganzen Vorgange peinlich berührt, war todtenbleich; zitternd und bebend gehorchte sie der Aufforderung, ihren Koffer aufzuschließen. — Wer aber vermöchte die Bestürzung und das unwillige Erstaunen Aller zu beschreiben, als aus dem Grunde des Koffers der Trinkpokal, so wie mehrere andere Silbergeräthe, die zwischen Kleidungsstücken versteckt und sorgsam mit Papier umwickelt waren, ans Tageslicht gefördert wurden.

Mit ernsten, drohenden Geberden hielten die Gerichtsdiener die aufgefundenen Geräthe Marien vor Augen, welche dieselben einen Augenblick mit Entsetzen und einem halb wahnsinnigen Erstaunen anstarrte; dann, als ob sie zum Bewußtsein ihrer fürchterlichen Lage gekommen, stieß sie einen durchdringenden Schmerzensschrei aus, und sank gleich darauf ohnmächtig zu Boden. — Als sie erwachte, befand sie sich in einem engen, dunklen Stübchen des Stadtgefängnisses, wohin sie auf die Verwendung des mit-

leidigen Adam Fluchbeil, in einem verschlossenen Tragsessel gebracht worden war. Die Kunde von dem traurigen Schicksal, welches die arme Maria ereilt, war bald durch die ganze Stadt gedrungen, und hatte — wie das immer zu geschehen pflegt — zu Bemerkungen der mannigfaltigsten Art Veranlassung gegeben, deren wir jedoch nicht weiter gedenken wollen.

Die unglückliche Maria war, nachdem ihre Lebensgeister wieder erwacht waren, eine Zeitlang ganz verwirrt. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume; mit stummer, noch halb bewußtloser Verwunderung schaute sie die dunklen Kerkerwände und das einzige mit eisernen Gitterstangen versehene Fenster ihres Stübchens an. Allmälig aber dämmerte die Erinnerung an die schrecklichen Vorgänge dieses Tages in ihr auf, und als sie endlich vollkommen ihre Besinnung wieder erlangt hatte, da rang sie verzweifelnd die Hände und mit lautem Jammern warf sie sich auf den Boden nieder, während ein Strom von heißen Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen stürzte.

Nach einer Weile rasselte draußen ein Schlüsselbund an der Thüre und als diese sich öffnete, trat der Kerkermeister, ein alter finster aussehender Mann herein, und setzte einen Krug mit Wasser auf den in einer Mauerecke befindlichen Tisch, dann holte er aus einem Korbe ein großes Stück Brod hervor, welches er gleichfalls auf den Tisch legte. Hierauf sich zu

Marien wendend, die ihn mit scheuen, ängstlichen Blicken betrachtete, sprach er mit rauhem, aber doch gutmüthigem Tone: „Du wirst einer Stärkung bedürfen, daher iß und trink! Binnen einer Stunde werde ich Dich auf das Stadthaus führen, denn die gestrengen Herren des Raths wollen Dich noch heute verhören.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ rief Maria laut schluchzend, „hält man mich denn für schuldig?“

„Wenn nicht, warum wärst Du denn hier?“ sagte der Kerkermeister mit ernster Betonung.

„Aber ich bin unschuldig!“ rief Maria mit angstvoller Hast, „nur die schändlichste Bosheit ist es, die, um mich zu verderben, mir diese Schlinge gelegt!“

„So sprechen sie Alle“, sagte der Kerkermeister wie für sich, und fuhr dann zu Marien gewendet fort: „Sag' das den Richtern, aber hüte Dich, daß Du nicht selbst Dir Schlingen legst, es wäre schad' um Deinen weißen Hals.“

Den Schlußsatz hatte der Kerkermeister leise mit abgewendetem Gesicht gesprochen und darauf das Gemach verlassen, aber Maria hatte ihn verstanden, und ein eisiger Schauder überlief sie. Das Gesicht mit den Händen bedeckend sank sie laut weinend auf einen hölzernen Sessel nieder. Aber der furchtbare Ernst ihrer Lage zwang sie darüber nachzusinnen, wie sie in dem bevorstehenden Verhöre sich vertheidi-

gen und ihre Unschuld darthun könne. Daß Anton Fluchbeil, um sich an ihr zu rächen, die Silbergeräthe entwandt und in ihren Koffer geschafft habe, war ihr erster Gedanke, aber dennoch — wenn sie an die milden, freundlichen Worte dachte, die er gestern gesprochen — so schauderte sie vor dem Gedanken, einen so schrecklichen Verdacht auf einen Unschuldigen zu wälzen. Gleichwohl hegte sie denselben und wurde um so mehr darin bestärkt, als sie Anton vor wenigen Tagen in der Abendstunde eilfertig und mit verstörtem Gesicht die Treppe hatte herunter kommen sehen, die zu ihrem Stübchen, aber auch zum Boden führte, auf welchem Anton aber nichts zu schaffen gehabt haben konnte. Hatte er, wie sie kaum zweifeln konnte, die Frevelthat vollführt, so erklärte sich auch sein freundliches Benehmen, denn er hatte es dann nur in der arglistigen Absicht beobachtet, damit Maria so wenig wie sonst Jemand gegen ihn Verdacht schöpfen und er in Folge der begangenen Unthat nicht bloßgestellt werden könne. Rief sie sich nun so manche boshafte Characterzüge Antons, die sie kennen gelernt, ins Gedächtniß zurück, so mußte sie ihm die That zuschreiben, da sie außer ihm kein Wesen kannte, das aus irgend einem Grunde Feindschaft gegen sie hegen konnte. Aber was nützte es ihr den Richtern gegenüber, daß sie unschuldig war nnd Anton als den

Urheber des ihr zur Last gelegten Verbrechens kannte? Konnte sie Beweise für ihre Ueberzeugung beibringen, und durften die Richter, wenn Anton leugnen sollte, was nur zu gewiß zu erwarten stand, ihren Worten Glauben schenken?

Der eintretende Kerkermeister unterbrach sie in ihrem Gedankengange, um sie auf das Rathhaus zu führen. In halber Betäubung folgte ihm Maria, aber als sie durch die Straßen der Stadt schritt und die bald neugierigen, bald mitleidigen, bald spöttischen Mienen der Vorübergehenden bemerkte, als sie die Bürgersleute vor die Thür stürzen und sich von einem Schwarm Buben und Mädchen begleitet sah, da drohten ihre Knie zu brechen und an der Treppe des Stadthauses angekommen, schwanden dem unglücklichen Mädchen die Sinne, sie sank zusammen und mußte nun von dem Kerkermeister die Treppe hinaufgetragen werden.

Bleich und zitternd, aber in ihrem Innern gefaßt und ruhig, trat Maria eine Weile darauf in den Gerichtssaal, in welchem die Richter in ihrer schwarzen Amtstracht bereits versammelt waren. Auf die Aufforderung derselben, ihr Verbrechen, dessen sie ja bereits als überführt zu erachten sei, nun auch reumüthig zu gestehen, damit wenn das Gesetz sie auch verurtheilen müsse, doch der Himmel mit ihr Erbarmen habe, antwortete Maria: daß sie unschuldig an

dem begangenen Verbrechen sei, daß irgend ein Bösewicht, um sie zu verderben, die Silbergeräthe in ihren Koffer geschafft haben müsse, und daß sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anrufe. — Die Richter, denen das schöne, unglückliche Mädchen Mitleid einflößte, bemerkten ihr, daß ein Ableugnen des Verbrechens in diesem Falle zu nichts nütze, daß sie aber, falls sie gegründeten Verdacht gegen Jemand haben solle, den Richtern Alles vertrauensvoll mittheilen möge, was allein im Stande sei, ihr Leben zu retten, wenn nämlich ihre Aussagen geeignet sein sollten, den Urheber des Verbrechens zu ermitteln.

Maria zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber durch die abermalige Bemerkung des Richters, daß ihr Leben auf dem Spiele stehe, erschreckt, erzählte sie mit bebender Stimme Alles, was sich zwischen ihr und Anton ereignet, daß Antons rachsüchtiger Character bekannt sei, und daß sie es der Weisheit der Richter überlasse zu entscheiden, ob der Verdacht, den sie gegen den Sohn ihres gewesenen Hausherrn hege, gegründet sei.

Die Richter aber schauten zu dem Allen gar finster darein; einige von ihnen waren Verwandte des Fluchbeil'schen Hauses; alle aber Bekannte und gute Freunde desselben. Nachdem sie darauf eine Weile sich leise mit einander besprochen hatten, wandte

sich einer von ihnen zu Marien und sagte mit strengem Tone:

„Hüte Dich, Unglückliche, daß Du Dein Verbrechen dadurch nicht noch strafwürdiger machst, daß Du den Sohn einer angesehenen Familie darin zu verwickeln suchst. Du kannst, wie Du selbst eingestehst, nichts von dem, was Du gegen Anton Fluchbeil vorbringst, beweisen; es kann also Alles eine leere Erfindung von Dir sein, und auf diese hin dürfen wir kaum den Sohn einer geachteten Familie vor unsre Schranken laden. Nichtsdestoweniger aber soll es geschehen; indessen wirst Du begreifen, daß Deine Aussage nicht mehr gelten kann, als die seinige, und wenn er, wie wir zu seiner Ehre glauben müssen, schuldlos an dem zu sein erklärt, dessen Du ihn anklagst, so wird Dein Urtheil gesprochen werden, wenn Du nicht sonst noch etwas zu Deiner Vertheidigung vorzubringen hast, was Du sogleich hier erklären magst.“

Diese streng gesprochenen Worte machten auf Marien einen erschütternden Eindruck, um so mehr, als sie fühlte, daß die Richter auf ihre durch nichts bewiesene Aussage ja auch kein Gewicht legen konnten, und daß auf Antons Verhör, er mochte nun schuldig sein oder nicht, jedenfalls ihre Verurtheilung erfolgen mußte.

Die Richter ermahnten sie nun nochmals ihr Verbrechen einzugestehen, womit die Anklage gegen Anton Fluchbeil, die ohnehin nur aus der Luft gegriffen zu sein scheine, wegfalle, aber Maria, die den Verlust ihrer Ehre mehr als die Strafe, die sie treffen konnte, fürchtete, erwiederte mit halb gebrochener Stimme! „Tödtet mich, gestrenge Herren, wenn Ihr nicht anders könnt, aber um Gottes Barmherzigkeit willen bitte ich Euch, haltet mich nicht für eine Ehrlose, eine Diebin. Ich bin unschuldig, so wahr ich selig zu werden hoffe!"

„Und Du nimmst die Anklage gegen Anton Fluchbeil nicht zurück?" fragte der Richter mit finsterer Miene.

„Ich kann es nicht, gestrenge Herren!" rief Maria mit flehendem Jammertone; „ich würde meine armen, ehrlichen Eltern noch im Grabe beschimpfen, wollte ich mich zu diesem Verbrechen bekennen. Ich hab' es nicht begangen, der aber, der es begangen hat, muß mein Feind sein, und so muß ich klagen gegen Anton Fluchbeil, denn außer ihm kenne ich keinen Menschen, der Haß und Feindschaft gegen mich im Herzen tragen könnte."

Auf das Geheiß der Richter wurde die unglückliche Maria hierauf in den Kerker zurückgeführt, während die gestrengen Herren noch überlegten, wie sie wohl auf die mildeste und am wenigsten auffällige

Weise Anton Fluchbeil zum Verhöre verabladen könnten.

Dieser Elende, der die fluchwürdige That wirklich begangen, war nicht wenig bestürzt, als einer der Herren des Rathes in der Abendstunde in das Haus seines Vaters trat, und im Namen des Gerichtes ihn aufforderte, ihn auf das Rathhaus zu begleiten. Allein der Verbrecher hatte sich auch auf diesen Fall vorbereitet, und spielte den höchlich Ueberraschten, den an seiner Ehre unschuldig Gekränkten so geschickt, daß er den Argwohn, der denn doch in den Richtern rege geworden war, wieder zerstreute, und so entließen ihn die gestrengen Herren, da in der That kein genügender Grund zu einem peinlichen Verfahren gegen ihn vorhanden war.

Noch am Abend desselben Tages verbreitete sich durch die Stadt das schreckliche Gerücht, daß die arme Maria zum Tode verurtheilt sei, und kurz darauf wurde es zur schaudervollen Gewißheit, denn einige Bürger, die um die Zeit des Thorschlusses von ihren Gärten und Ackerstücken zur Stadt zurückkehrten, brachten die Kunde mit, daß vor dem Heiligengeistthore an dem Wege nach Nadorst ein Galgen aufgerichtet werde.

Die Richter von damals übten eine eben so strenge als schnelle Justiz, und so sollte das Todesurtheil, das der unglücklichen Maria inzwischen im

Kerker bekannt gemacht worden, schon in der Frühe des nächsten Tages vollstreckt werden.

Maria hatte den Urtheilsspruch, der ihrem Leben schon so frühe ein Ziel setzte, in halber Betäubung angehört. Das Leben hatte, nachdem die Richter sie für schuldig erklärt, zwar keinen Werth mehr für sie, aber die Liebe zum Leben ruht tief in der menschlichen Brust und jeden Menschen schauderts zu sterben.

So empfand denn die Bejammernswerthe auch alle Qualen der Angst und des Schreckens, wenn sie an den schimpflichen, schmerzvollen Tod dachte, der ihrer wartete. Wahre Folterqualen verursachten ihr aber die Gedanken an ihren Geliebten. Er, dessen ganze Seele an ihr hing, sollte bei seiner Rückkehr von der Geliebten nichts wiederfinden, als ihr einsames, von Allen gemiedenes Grab unter der Richtstätte. Aber sie hoffte, daß Wilhelm an ihre Unschuld, die sie im Angesichte des Todes noch heilig betheuern wollte, glauben und in nächtlicher Stunde vielleicht das Grab der Geliebten aufsuchen und es mit seinen Thränen benetzen werde. Ihr Schmerz wurde milder bei diesem Gedanken, und als bald darauf ein Geistlicher in ihren Kerker trat, um sie auf den Tod vorzubereiten, da sank sie vor dem ehrwürdigen Manne auf die Knie und legte ihm demüthig und reuevoll ihre letzte Beichte ab. Voll frommer Ergebung betete sie mit dem Diener des Herrn

die ganze Nacht, und sie hatte die schmerzlich süße Befriedigung, daß, als der fromme Priester beim Grauen des Tages von ihr schied, er sie mit Thränen in den Augen umarmte, und ihr die Versicherung gab, daß er an ihre Unschuld glaube.

Das fromme Mädchen hatte durch ihr inbrünstiges Gebet den Todesschauer, der das Blut in ihren Adern fast erstarren gemacht, überwunden; durch die von dem Priester erhaltene Absolution war sie mit ihrem Gott versöhnt, und beruhigt legte sie sich auf ihr Lager nieder, um durch Schlaf ihre todesmüden Glieder zu dem letzten schweren Gange zu stärken.

Mariens Freundinnen hatten, um dem unglücklichen Mädchen ein letztes Zeichen ihrer trauernden Theilnahme zu geben, ein weißes mit weißen Rosen geschmücktes Sterbekleid und ein kleines von Ebenholz gefertigtes Crucifix in den Kerker geschickt, und als Marie erwachte, sah sie die Frau und die Tochter des Kerkermeisters mit diesen Gegenständen in ihr Stübchen treten. Sie erhob sich rasch, um sich ankleiden zu lassen, und mit einem wehmüthigen Lächeln steckte sie selbst einige weiße Rosen in ihr blondes, lang herabwallendes Haar. Kaum aber war dies geschehen, als die dumpfen Klänge der Todtenglocke des Heiligengeistthurmes an ihr Ohr schlugen und fast zu gleicher Zeit traten der Priester und einige Herren des Gerichts in die Kerkerstube, um

das unglückliche Mädchen zum Hochgerichte zu begleiten. Als Maria die schwarz gekleideten Gestalten anschaute, deren Blicke voll ernster Theilnahme auf ihr ruhten, als sie sich selbst so traurig festlich geschmückt sah, da erinnerte sie sich plötzlich des Traumes, den sie nach dem ersten unglücklichen Zusammentreffen mit Anton Fluchbeil gehabt, und der sich jetzt so ernst und schrecklich erfüllte. Hier stand sie, geschmückt als eine Braut, wie sie sich im Traume gesehen, aber als die Braut des Todes, mit welchem sie die rauhe, bluttriefende Hand des Henkers vermählen sollte. Das arme Mädchen schauderte bei diesem Gedanken, und es bedurfte der milden tröstenden Zusprache des Priesters, um ihr ihre frühere Ruhe und Fassung wieder zu geben. — An der Hand des Geistlichen wurde Maria darauf aus dem Kerker auf die Straße geführt, und langsam bewegte sich der Trauerzug über die Langenstraße zum Heiligengeistthore hin, von einer unzählbaren Menschenmenge begleitet.

Maria ging mit gesenktem Haupte an der Seite des Priesters, eifrig betend und von Zeit zu Zeit das Crucifix, welches sie in der Hand trug, küssend. Erst im Angesichte der Richtstätte erhob sie die Blicke. Ein verklärtes Lächeln, welches auf ihrem schönen, marmorbleichen Angesichte lag, verlieh demselben einen unbeschreiblich rührenden Ausdruck. Wie in Gedan=

ken brach sie von einem hart am Wege stehenden Lindenbäumchen ein kleines Zweiglein ab, welches sie, als sie den Richtplatz schon betreten hatte, noch in der Hand hielt.

Hier im Angesichte des Todes trat noch einmal einer der Herren des Raths zu ihr und bat sie mit eindringlichen Worten nicht verstockten Herzens vor den ewigen Richter zu treten, sondern durch ein offenes, reumüthiges Geständniß sich seiner Gnade und Vergebung würdig zu machen.

Maria neigte demüthig ihr Haupt vor dem gestrengen Herrn, dann aber wandte sie sich gegen die die Richtstätte umgebende Menschenmenge und mit bebender, aber doch vernehmlicher Stimme sprach sie:

„Meine lieben Mitbürger! ich sterbe unschuldig! Beim allwissenden Gott, vor dessen Thron ich in wenigen Augenblicken treten werde, schwöre ich, daß ich das Verbrechen, wegen dessen man mich angeklagt und zum Tode verurtheilt hat, nicht begangen habe. Vielleicht wird die Zukunft meine Unschuld an den Tag bringen und meine Ehre in Eurem Gedächtniß wiederherstellen. Geschähe dies aber nicht, so mag ein Zeichen für meine Unschuld reden. Hier dieses Zweiglein will ich in den Boden pflanzen, und so gewiß es zu einem Baume erwachsen wird, so gewiß auch bin ich unschuldig!“

Maria hob bei diesen Worten das schwache dünne Zweiglein hoch empor, dann senkte sie es mit der Spitze in die Erde, so daß es aufrecht stehen blieb.

Nachdem dieses geschehen war, wurde manches Auge feucht, und Viele hielten sich nach dieser feierlichen Erklärung des unglücklichen Mädchens von dessen Unschuld überzeugt. Aber der Spruch des Gerichtes konnte hierdurch nicht umgestoßen werden, und auf den Wink des Richters wurde Maria an die Leiter, die zum Galgen hinaufführte, geleitet. Wohl bebten ihre Knie, als sie die Todesleiter hinanstieg, aber die Worte des Priesters hielten ihren Geist aufrecht.

Als der Henker ihr die Schlinge um den Hals legte, hörte man ringsumher ein lautes Jammern und Weinen, aber Maria blieb standhaft. „Mein Gott! mein Gott! erbarme Dich meiner Seele!“ rief sie noch mit lauter Stimme; dann wurde die Leiter unter ihr weggezogen, und nach wenigen Augenblicken hatte die Unglückliche aufgehört zu leben.

Ernst und schweigend gingen die Bewohner Oldenburgs nach der Stadt zurück. Eine Zeitlang war das Schicksal Mariens der Gegenstand des Stadtgespräches, und den gestrengen Herren des Rathes wurde es oft gar unheimlich zu Sinne, wenn sie an die feierliche Unschuldserklärung der armen Maria dachten.

Aber die Zeit verlief und mit ihr schwand auch mehr und mehr die Erinnerung an das schreckliche Ereigniß, welche indessen von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt wurde, wenn nämlich die Rede auf das Lindenzweiglein kam, welches Maria in die Erde gesteckt, und welches lustig emporschoß und von Jahr zu Jahr stärker und kräftiger wurde. Anfänglich hatten die Bürger es mit einem kleinen Gehege umgeben, um es vor muthwilligen Händen sicher zu stellen, aber als das Gehege nach einigen Jahren zusammenfiel, war es nicht nöthig, dasselbe zu erneuern, denn das Zweiglein war nun schon zu einem kräftigen Bäumchen erwachsen, welches von Allen, die um dessen Geschichte wußten, für heilig gehalten wurde, so daß nicht zu befürchten stand, daß eine freche Hand sich daran vergreifen werde. Ein Mensch lebte jedoch, der mehr als einmal im Begriff stand, das Bäumchen auszureißen und es im Feuer vergehen lassen. Dieser Eine war Anton Fluchbeil. Jedesmal aber, wenn er in dunkler Nacht hinausgegangen war, um Hand an dasselbe zu legen, fühlte er seine Arme wie gelähmt, eine entsetzliche Furcht bemächtigte sich seiner Seele, und trieb den Elenden in Angst und Graus nach der Stadt zurück.

Vier Jahre waren seit Mariens unglücklichem Ende verflossen, da kniete eines Tages ein hochgewachsener junger Mann an dem kleinen Grabhügel,

der sich neben dem Lindenbäumchen erhob, und unter welchem Maria schlummerte.

Es war Wilhelm Wallmann, der bei der Rückkehr von der Wanderschaft die traurige Geschichte seiner Geliebten erfahren, und, wie diese auch gehofft hatte, ihren Grabhügel mit Thränen benetzte. Drei Tage noch blieb Wilhelm in der Stadt, während welcher Zeit er täglich an Mariens Grabe betete; dann zog er wieder hinaus in die Fremde, denn die Vaterstadt hatte keinen Reiz mehr für ihn, seit sie ihm sein Liebstes so grausam gemordet. — Er ist bald darauf in einem fernen Lande vor Gram gestorben.

Anton Fluchbeil aber hat zu seiner Strafe noch lange gelebt; erst auf seinem Sterbebette bekannte er dem Beichtvater, welche furchtbare Schuld auf seinem Herzen lastete, und die Unschuld der armen Maria kam somit erst an den Tag, als fast schon ein neues Geschlecht in Oldenburg lebte, von welchem nur noch wenige alte Leute sich der unglücklichen Maria erinnerten. Auf seinen Grabstein hatte Anton die Worte: „O ewich is so lank!“ setzen lassen, welche von seiner Furcht vor der Ewigkeit und den Strafen, die ihn in derselben erwarteten, Zeugniß gaben. Diesen Grabstein fand man nach langen, langen Jahren beim Bau eines neuen Hauses in der Nähe des Marktplatzes, und als eine Warnungs-

tafel fügte man diesen Stein der Mauer ein, welche den inzwischen vor das Heiligengeistthor verlegten Kirchhof umgab.

Und wohl ist dieser Spruch geeignet, den Sünder auf seinem Wege anzuhalten. Die ernsten, bedeutsamen Worte: „O ewich is so lank!“ die man noch heute am Eingange unsers Kirchhofes lesen kann, haben im Lauf der Zeit wohl schon manches verstockte, sündenbeladene Herz zur Reue und Bekehrung gebracht.

Das Zweiglein aber, welches die schuldlose Maria in die Erde gesenkt, ist zu der hohen, stolzen Linde erwachsen, die als eine Zierde und Merkwürdigkeit des Oldenburger Kirchhofs weit und breit bekannt und berühmt ist, und die noch jetzt, obgleich schon alt und morsch, alljährlich sich mit frischem, dichtem Laub bekleidet, an welchem sich vielleicht noch unsere späten Enkelgeschlechter erfreuen werden.

Die Braut von Visbek.

Als der mächtige Herzog und Kriegsoberste der Sachsen, der große Wittekind, endlich nach dem tapfersten und beharrlichsten Widerstande der gar zu großen Uebermacht des Kaisers Karl des Großen sich hatte beugen und mit vielen seiner Mannen das Christenthum bekennen müssen, da zog er sich in seinem Alter in das schöne Lerigau zurück, wo er zahlreiche Güter, Schlösser und Burgen besaß, um fern von dem lärmenden Getreibe der Welt jetzt seinem Seelenheile aufrichtig zu leben; denn der greise Kriegsheld hatte sich nicht durch äußerlichen Zwang, sondern so recht aus innerer Ueberzeugung zum Christenthume bekehren lassen, da der Herr ihm auf sein brünstiges Flehen ein sichtbares Zeichen gegeben hatte, daß im Christenthume nur allein das zeitliche und ewige Heil zu finden sei. — Der Theil aber des Lerigau's, den Wittekind sich zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, war die Gegend um und bei dem jetzigen Wildeshausen, und mehrere seiner Söhne

und Enkel haben dort noch lange nach seinem Tode ihren Wohnsitz gehabt. Die Macht und Bedeutung ihres großen Vaters und Ahns erlangte aber keiner von ihnen, wenn gleich sie immer hochangesehene und hochgeachtete Herren und Fürsten des schönen Lerigau's blieben.

Die Gegend um Wildeshausen ist nun aber vor allen andern des Oldenburger Landes an Denkmälern aus der grauen Vorzeit, an Todten- und Urnenhügeln reich. Hunderte dieser Hügel findet man in der Pestrupper Haide beieinander, während zerstreut umher liegende überall in diesem Theile des Lerigau's zu finden sind. Die zahlreichen und ungeheuren Granitblöcke, woraus diese Denkmäler bestehen, geben Zeugniß von der Größe, Macht und Bedeutung des Volksstamms, der in alter Zeit diese Gegenden bewohnte, wie denn auch der Umstand, daß der gewaltigste Häuptling und Heerführer des alten Sassenvolkes hier, wenn auch erst in seinem Alter, seinen bleibenden Wohnsitz aufschlug, genugsam diese Annahme bestätigt.

Es leidet keinen Zweifel, daß viele dieser Stein-Denkmäler zur Ehre der alten deutschen Götter errichtet und ihrem Dienste geweiht gewesen sind, während vielleicht auch oft die Führer und Aeltesten des Volkes und seine Priester sich bei ihnen versammelten, um Raths zu pflegen und gemeinsame

Beschlüsse zu fassen. Manchmal aber auch ist das, was wir für ein Werk oder ein Denkmal von der Hand unserer Vorfahren errichtet halten, durch höhere Gewalt entstanden, wie die nachfolgende Erzählung des wunderbaren Schicksals der Braut von Visbek zur Genüge darthun wird.

Zu Anfang des 9. Jahrhunderts, also bald nach der Zeit, in welcher Wittekind mit vielen tausenden seiner Sachsen die heilige Taufe empfangen hatte, und die Christuslehre im ganzen Lerigau bereits von gottbegeisterten Männern gepredigt wurde, lebte in dem Dorfe Großenkneten ein reicher Bauer, der Erdmann hieß und großen Reichthum an Geld, Ländereien und Viehheerden besaß. Aber der köstlichste Schatz, den er hatte, war ein 18jähriges holdseliges Töchterlein, auf welches alle jungen Männer der Umgegend ein Auge geworfen hatten, wie man zu sagen pflegt. Der alte Erdmann aber hatte einen harten unliebsamen Sinn und wenn gleich er sich auch selbst vorreden mochte, daß er eine väterliche Liebe für sein Kind empfinde, so war das eben nur in seinem Sinne, denn er kannte nur Liebe zu Geld und Geldeswerth und jedes andere Gefühl war in seiner Brust erstorben. Das liebliche Gretchen, so hieß Erdmanns Tochter, hatte dagegen ein weiches, liebevolles Herz; es war daher kein Wunder, daß

zwischen Vater und Tochter nicht gerade eine große Vertraulichkeit und Zuneigung bestand. Gretchen empfand zwar für ihren Vater eine kindliche, ehrerbietige Liebe und hatte hiervon die besten Beweise gegeben, indem sie während einer längeren Krankheit Erdmanns diesem die sorgsamste, liebevollste Pflegerin gewesen war, aber der harte, unfreundliche Vater hatte alle Liebe und Sorgfalt nicht anders aufgenommen, als wenn ihm Pflegedienste von einem Knecht oder einer Magd erwiesen wären; er hielt Alles, was Gretchen für ihn gethan, für Pflicht und Schuldigkeit, und wenn er auch hierin nicht Unrecht hatte, so hätte er doch fühlen müssen, daß guter, freudiger Wille und Liebe erst den Handlungen der Menschen ihren wahren Werth verleihen. Erdmann aber fühlte von dem Allen nichts und so hatte er sich das gute, weichfühlende Herz seiner Tochter entfremdet, die kein Vertrauen zu dem strengen Manne fassen konnte. Ebensowenig aber forderte und verlangte dieser Liebe und Vertrauen; er wollte nur unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen von Allen, die von ihm abhängig waren, und Zeit seines Lebens hatte er eine solche zu erzwingen gewußt. Nun ereignet es sich aber manchmal, daß in Dingen, wo das Herz mit in Frage kommt, eine solche Unterwerfung eben so schwer zu leisten, als es lieblos und hart ist, sie zu fordern, und dieser

Fall trat mit Erdmann und seiner Tochter ein, und führte zu großem Unheil.

Gretchens Herz war nämlich von den süßen Liebesworten des schönen Konrads, des Sohnes ihres nächsten Nachbarn, nicht ungerührt geblieben und die jungen Leute hatten sich gegenseitig Liebe und Treue gelobt und mit den heiligsten Schwüren ihren Bund besiegelt. Nimmer aber hatte es Gretchen gewagt, dies ihrem Vater zu vertrauen, da Konrad nur schön und gut und leider nicht zugleich auch begütert wie Gretchens Vater war. Sie kannte den Geldstolz und die Geldbegierde Erdmanns und ebensowohl wußte sie, daß er aus väterlicher Liebe, aus Rücksicht für ihr Glück oder Unglück sich zu nichts bewegen lassen werde; darum hielt sie ihre Liebe streng vor dem Vater verborgen und wie alle jungen Leute hoffte sie das Beste von der Zukunft, ohne freilich einen Grund zu haben, der ihre zuversichtlichen und freudigen Hoffnungen zu rechtfertigen im Stande gewesen wäre.

Nun begab es sich aber, daß ein junger reicher Sausewind aus dem Dorfe Visbek nach Großenkneten in das Haus des alten Erdmann kam, um mit diesem wegen eines Tauschhandels in Ländereien, der zwischen ihnen abgeschlossen werden sollte, zu reden. Bei dieser Gelegenheit sah der Visbeker, welcher nur der „reiche Jürgen“ genannt wurde,

das schöne Gretchen und sofort entbrannte sein Herz in Liebe zu der nichts ahnenden mit einem Morgenimbiß ins Zimmer tretenden Jungfrau. Nachdem er den von Gretchens Hand ihm dargereichten Trunk rasch hinunter gestürzt, sprang er auf und zum alten Erdmann gewandt sprach er mit leichtfertigem Tone: „Vater Erdmann, was brauchen wir noch lange zu handeln und zu feilschen um einen Fußbreit Landes mehr oder weniger, gebt mir Eure Tochter Gretchen zum Weibe, so ist die Sache abgethan, wie Ihr wollt, oder wie ich will; es ist ja dann Alles eins."

Bei diesen Worten faßte er zudringlich und plump Gretchens Hand und wollte das unwillig erröthende Mädchen umarmen, aber diese wußte sich der täppischen Liebkosung des Visbekers zu erwehren, und ihre Hand durch eine rasche Bewegung frei machend, verließ sie mit einem bitterbösen Gesicht das Zimmer.

Der reiche Jürgen machte zwar erst ein etwas verdutztes Gesicht, da er es aber nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen ihn im Ernste ausschlagen könne, so schien er die unfreundliche Weise Gretchens zu übersehen, indem er sich, als wäre eben nichts geschehen, an den alten Erdmann wandte und diesen fragte: was er ihm auf seinen Antrag zu antworten habe.

„Ich habe es mir eben durch den Kopf gehen lassen", erwiederte dieser, und ich denke, daß die

Sache gar nicht so übel wäre. Ihr seid Euers Vaters einziger Sohn; Gretchen ist mein einziges Kind — da käme ja einmal ein Placken Land beieinander, wie ihn manches Edelgut nicht schöner und größer aufzuweisen hat. Wenn Ihr also im Ernste gesprochen habt —

„Gewiß habe ich im Ernste gesprochen!“ rief Jürgen, auf welchen das blühende Mädchen einen gewaltigen Eindruck gemacht; „aber Euer Gretchen schien eben nicht sehr davon erbaut zu sein, wie Ihr auch ja bemerkt haben müßt.“

„Ach was!“ rief Erdmann, „laßt Euch die Ziererei der Puppe nicht anfechten. Wenn Ihr zurückkommt und die Zustimmung Euers Vaters bringt, so wird Gretchen Euer Weib; darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Was meinen Vater betrifft“, sagte Jürgen erfreut, so ist dessen Ja schon so gut wie gesprochen; er hat mir schon lange zugeredet, ein Weib zu nehmen und mir die Wahl ganz frei gestellt, da ihm meine Junggesellenwirthschaft zuwider ist.“

„Glaub's wohl!“ lachte Erdmann, „Ihr habt, wie ich gehört habe, bislang ein etwas tolles Leben geführt; doch das giebt sich schon in der Ehe.“

Dem reichen Jürgen schien diese milde Beurtheilung seines mitunter ziemlich wüsten Lebenswandels sehr wohl zu behagen, denn indem er dem alten

Erdmann schmunzelnd die Hand drückte, meinte er, daß der Leute Schnack und Gerede Alles zehnmal schlimmer mache; daß er jedoch vor Allem ein guter Kerl sei und Gretchen auf den Händen tragen wolle.

„Na, laßt das nur gut sein", sagte Erdmann, „ich habe das meinem Seppchen vor der Hochzeit auch versprochen, und doch hat es später manches Donnerwetter gesetzt, wenn sie gegen mich ihren Querkopf aufsetzen wollte — denn in Respect muß man die Weiber zu halten wissen, wenn es eine gute Ehe geben soll." Er öffnete bei diesen Worten die Thür und mit rauher gebieterischer Stimme rief er den Namen seiner Tochter.

Nach einer kleinen Weile trat Gretchen mit ängstlich fragendem Blick ins Zimmer, aber wie verwandelten sich die Rosen ihrer Wangen plötzlich zu Schnee, als ihr Vater ihr mit gemessenen Worten ankündigte, daß sie des reichen Jürgen von Visbek Braut sei und sie aufforderte, diesem zum Zeichen ihrer Einwilligung die Hand zu reichen.

„Um Gotteswillen, Vater!" rief Gretchen mit Entsetzen, „so unglücklich könnt Ihr Euer einziges Kind nicht machen wollen."

Der reiche Jürgen sah bei diesen Worten, die Gretchen fast schreiend hervorstieß, sehr verlegen darein, während der alte Erdmann, dem der Heirathsantrag

des reichsten Bauernsohns aus Visbek sehr gelegen und genehm war, höchlichst ergrimmte und Gretchen, deren Widerspruch er gar nicht für möglich gehalten zu haben schien, mit zornigen, drohenden Blicken anstarrte. Fürchtend, daß eine so entschieden ausgesprochene Abneigung den reichen Jürgen veranlassen könne, seinen Antrag zurückzunehmen, befahl er seiner Tochter mit halb von Zorn erstickter Stimme nur, das Zimmer zu verlassen, und nachdem diese mit lautem Schluchzen der Weisung nachgekommen war, gab er dem Visbeker die Versicherung, daß er, wenn er mit der Einwilligung seines Vaters zurückkehre, Gretchen andern Sinnes finden solle. Jürgen glaubte nur zu gern, was er wünschte, denn das schöne Gretchen hatte ihm so über alle Maßen wohl gefallen, daß er, weit entfernt durch ihre ausgesprochene Abneigung sich abschrecken zu lassen, seine Leidenschaft nur noch stärker in seinem Herzen aufflammen fühlte. Er beruhigte sich deshalb bei Erdmanns Versicherung gern und eilte rasch nach Hause, um mit der von Erdmann verlangten schriftlichen Einwilligung seines Vaters desto eher zurückkehren zu können.

Für Gretchen aber kamen jetzt böse Stunden. Gleich nachdem Jürgen sich entfernt hatte, mußte sie wieder vor dem Vater erscheinen. Mit vor Wuth zitternder Stimme fragte sie der harte Mann, wie

sie es habe wagen können, ihm zu widersprechen, da er doch nur ihr Glück gewollt, indem er dem Heirathsantrage des reichsten Mannes der ganzen Umgegend seine Zustimmung gegeben. Das Grauen, welches Gretchen vor dieser Heirath empfand, überwand bei ihr die Furcht vor dem Zorn des Vaters, und mit leidenschaftlich bewegter Stimme flehte und beschwor sie denselben, er möge sie doch nicht einem so landkundigen Wüstling, wie Jürgen es sei, zum Weibe geben. Sie wolle ihren guten Vater lieben, ehren und ihm gehorchen in allen Stücken, wie es sich dem Kinde gezieme, nur in diesem einen Falle solle er ihr zu Willen sein, und sie nicht einem so verderbten Manne geben, für den sie niemals Liebe und Achtung empfinden könne. Aber je mehr sie bat und flehte und jammerte, desto zorniger und wilder wurde der alte Erdmann und er verhieß und verschwor sich mit schrecklichen Flüchen, daß sie Jürgens Weib werden solle. Endlich, von Angst und Verzweiflung getrieben, gestand Gretchen ihre Liebe zu dem armen Conrad. War der Vater aber bis dahin schon wild und zornig genug gewesen, so kannte seine Wuth jetzt keine Grenzen mehr. Unter Flüchen und Verwünschungen ergriff er das arme Gretchen an ihrem langen Lockenhaar, und sie auf die grausamste Weise mißhandelnd, that er einen gräßlichen Schwur: daß wenn sie noch ein Wort von dem elenden Buben,

dem Conrad, rede, er ihr, so wie auch dem Conrad das Messer durchs Herz stoßen und sich dann den Gerichten übergeben werde, um auf dem Rabensteine zu enden und so zeitlich und ewig verdammt zu sein. Gretchen unter den Eisenhänden des barbarischen Vaters sich windend und erschüttert von dessen furchtbarem Eidschwur, bat den Schrecklichen mit gebrochener Stimme, abzulassen und dann nach seinem Willen über ihr Schicksal zu bestimmen.

„Nun denn!" schrie Erdmann, indem er die unglückliche Jungfrau zurückstieß, daß sie zu Boden stürzte, „aber höre noch dies: Hast Du ein Wort des Widerspruchs, wenn der Bräutigam kommt, oder bereitest Du Dich nicht ganz so, wie es Sitte ist, zur Hochzeit vor, so daß vielleicht ein Aergerniß vor der Welt entsteht und der Bräutigam seiner Ehre wegen genöthigt ist, zurückzutreten, so verfluche ich Dich und stoße Dich wie einen räudigen Hund auf die Straße!"

Mit diesen Worten ging Erdmann zur Thüre hinaus; Gretchen aber, die sich mühsam vom Boden erhoben hatte, starrte ihm einige Augenblicke fast mit irren Blicken nach; dann plötzlich fuhr sie mit der Hand krampfhaft nach dem Herzen und mit einem tiefen Seufzer sank sie ohnmächtig nieder.

Als sie wieder erwachte, befand sie sich in ihrem Kämmerchen auf dem Krankenlager; denn ein Fieber

hatte sie ergriffen und hielt sie zu ihrem Troste wochenlang an dem Bette fast. Sie wünschte sehnlichst zu sterben, aber der Tod erbarmte sich nicht der unglücklichen Jungfrau und endlich siegte ihre Jugendkraft über Leid und Krankheit. Sie genaß; aber die Rosen ihrer Wangen waren verschwunden, ihr liebliches Angesicht war so weiß, wie die Lilien auf dem Felde und in ihren Augen leuchtete ein unheimlicher, fast gespensterhafter Glanz. Während der Zeit ihrer Krankheit hatte sie den Vater nicht ein einzigesmal gesehen; nur die Mägde hatten sie mit Liebe und Sorgfalt gepflegt; denn alle ehrten und liebten das holde, freundliche Mädchen, und auch die sämmtlichen Bewohner des Dorfs schenkten ihrem Schicksal die innigste Theilnahme; denn obgleich der alte Erdmann nichts von dem, was zwischen ihm und seiner Tochter vorgefallen, hatte verlauten lassen, so war doch, nachdem der reiche Jürgen aus Visbek schon Tags darauf mit der Einwilligung seines Vaters nach Großenkneten zurückgekommen war, im Dorfe bekannt geworden, daß Jürgen Erdmanns Gretchen heirathen werde, und die Leute waren schlau genug, diesen Umstand mit Gretchen's Krankheit in Verbindung zu bringen, was auch um so wahrscheinlicher erschien, als viele Leute bereits Kunde von der innigen Zuneigung bekommen hatten, die zwischen Gretchen und Conrad schon seit geraumer Zeit bestand.

Indessen focht Alles dies den alten Erdmann, der wohl wußte, was von den Leuten geredet und gemunkelt wurde, nicht an, und nach Gretchens Genesung ließ er diese nur vor sich rufen, um ihr mit ernstem Tone und finsteren Blicken zu eröffnen: daß ihre Hochzeit auf den nächsten Sonntag festgesetzt sei und die Trauung in der Kirche zu Visbek stattfinden solle.

Für das arme Gretchen war jedes von dem harten Vater gesprochene Wort ein Donnerlaut; sie erbebte im tiefsten Innern, denn sie gedachte der heiligen Treueschwüre, die sie ihrem Conrad gegeben und die sie jetzt, wenn auch unfreiwillig, brechen sollte. Mußte nicht die Rache des Himmels, den sie so wie auch alle Heiligen bei ihrem Treugelöbniß angerufen, sie treffen, und war somit nicht ihr Seelenheil auf ewig verloren, zumal wenn sie sich des Spruches erinnerte: Du sollst Gott mehr fürchten, denn die Menschen?! Aber obgleich ihre Seele blutete und die furchtbarste Gewissensangst sie folterte, sie wagte es nicht, dem eisernen Vater zu widerstreben. Sie wußte, daß er der Mann dazu war, seine entsetzlichen Drohungen wahr zu machen und die Angst vor der nahen Gefahr war zu groß, als daß sie die Kraft in sich gefühlt hätte, ihr ins Auge zu sehen, oder vielmehr sie durch ihre Handlungen selbst herbeizuführen.

So vernahm sie des Vaters Worte zwar mit innerlichem Grauen, aber zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter des Vaters Willen neigte sie schweigend das Haupt.

Dem alten Erdmann war dies genug und er zeigte ihr nur noch an, daß sie den Bräutigam nicht eher als am Hochzeitstage sehen werde. Jürgen werde mit seinem Hochzeitsgefolge zu einer bestimmten Stunde nach der Kirche zu Visbek fahren, wohin sie von hieraus mit dem ihrigen abgehen werde. Diese letzteren Worte Erdmanns gewährten dem armen Gretchen noch einigen Trost; denn sie hatte bereits mit Schrecken daran gedacht, wie sie, um den Zorn des Vaters nicht aufs Neue zu reizen, ihrem Herzen die fürchterlichste Gewalt anthun und mit dem Bräutigam, wenn er erscheinen sollte, freundlich verkehren müsse. So blieb sie wenigstens bis zu dem Schreckenstage der Hochzeit mit ihren Gedanken, die freilich nicht erfreulicher Art waren, allein, aber sie konnte doch, wenn auch mit wehmüthigem Schmerze, ihres Conrads gedenken.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden nun von dem alten Erdmann mit aller Umständlichkeit und zugleich mit allem Pomp, den die Sitte bei dergleichen Gelegenheiten verlangte, getroffen. Alle nur einigermaßen angesehene Bauern des Dorfes wurden mit ihren Weibern und Kindern zur Hochzeit

geladen und ihnen dabei auf das Umständlichste durch die Hochzeitbitter mitgetheilt, was sie an Speise und Trank bei dem Feste zu erwarten haben würden. Erdmann, dem es als Brautvater oblag, die Hochzeit auszurichten, setzte seinen Stolz darin, dies so großartig und reich zu bewerkstelligen, als es nur immer in seinen Kräften stand, und noch nie waren auf meilenweit im Umkreise bei einer Hochzeit von einem einfachen Bauern solche ungeheure Vorräthe an Brod, Kuchen, Schinken, Gänsen, Hühnern, an Wein und süßem Gerstentrank zusammengebracht, als es jetzt von dem alten Erdmann geschah. Er that dies jedoch aus doppelten Gründen; einestheils schmeichelte es seinem Stolze, dem Volke seinen Reichthum zu zeigen, und anderntheils hoffte er, daß das Gerede der Leute über die erzwungene Heirath seiner Tochter unter den Beschreibungen über den Glanz und Reichthum des Festes verstummen werde. Und er irrte sich auch hierin nicht; denn weit herum im Lerigau war schon tagelang vorher von der großen Hochzeit die Rede, die der alte Erdmann von Großenkneten seiner Tochter und dem reichen Jürgen von Visbek ausrichte, und hunderte von Menschen waren Willens, am Hochzeitstage sich zu Wagen und zu Roß auf die Wege zu machen, um den Brautzug nach der Kirche zu Visbek mit anzusehen. Alle Wagen aber, die in Großenkneten und in der Um-

gegend nur aufzutreiben waren, wurden von Erdmann in Beschlag genommen und mit Tüchern, Bändern und Fahnen auf's Reichste geschmückt; selbst die Pferde wurden mit bunten Decken und hohen Kopfaufsätzen auf's Trefflichste herausgeputzt. Daß auch die Hochzeitsgäste selbst, namentlich die Weiber und jungen Mädchen, es an Nichts fehlen ließen, um bei einem solchen Feste in würdiger Weise zu erscheinen, versteht sich von selbst.

So rückte allmälig der Hochzeitstag heran. Schon früh Morgens hatte sich Alles in der Umgegend aufgemacht, um entweder nach Großenkneten zu gehen, und den Brautzug abfahren zu sehen, oder um den Weg nach der Visbeker Kirche einzuschlagen, wo die langen Wagenzüge der Braut und des Bräutigams zusammentreffen mußten.

In Großenkneten selbst aber war ein gewaltiges Gewoge und Getreibe. Die Hochzeitsgäste, und zu diesen gehörten fast alle Einwohner des Dorfes, denn nur die kleinen Heuerleute, die Arbeiter und das Gesinde waren nicht geladen, setzten sich in den höchsten Staat, den sie zu Wege bringen konnten, und ließen die reich geschmückten Wagen mit den schön geschirrten Rossen vorfahren. In der vorher bestimmten Reihenfolge fuhren nun alle Wagen auf, und warteten auf den Augenblick, wo die Braut mit ihren Brautjungfern den Wagen bestiegen haben

werde, um dann mit jubelndem Juchheh und Halloh den Zug eröffnend, im Galopp davon zu fahren. Aber es dauerte lange, eher dieser Augenblick erschien; die Knechte hatten Mühe, die muthigen Pferde zu halten und auch die zahlreichen Hochzeitsgäste wurden ungeduldig. Eine Viertelstunde nach der andern verging und noch immer stand der prachtvolle, mit rothen Sitzpolstern belegte Brautwagen leer vor Erdmanns Thüre. Es ging bereits das Gerücht, die Braut habe eine Ohnmacht bekommen, und es war dem auch wirklich so; denn der arme Conrad hatte sich gerade an diesem Morgen ein Leides angethan, und eine der Brautjungfern war unvorsichtig genug gewesen, dies dem unglücklichen Gretchen mitzutheilen, als sie eben im Begriff stand, ihres Vaters Haus zu verlassen. Auf der Schwelle desselben sank sie mit einem lauten Schmerzensschrei zusammen.

Der alte Erdmann war bei diesem Vorfalle außer sich vor Zorn; er war nahe daran, sich an der Brautjungfer, die dies Unheil angerichtet, thätlich zu vergreifen, während er in seinem Innern Conrad und sein eigenes armes Kind wegen des nun doch eingetretenen Aergernisses verwünschte und verfluchte. Eine erfahrene alte Frau gab ihm indessen ein Mittel an die Hand, die Ohnmacht seiner Tochter zu heben, und er wandte dieses sofort und unausgesetzt

an, daß Gretchen nach kurzer Zeit wieder zum Leben erwachte.

Aber welch ein Erwachen war das! Das arme Kind ließ den Kopf auf die Brust herabhängen, wie eine geknickte Lilie; die Augen lagen tief und glanzlos in ihren Höhlen und wie gebrochen war ihr ganzer Körper, so daß die Brautjungfern sie nur mit Mühe aufrecht erhalten konnten. Sie ließ sich ruhig und ergeben einige stärkende Tropfen einflößen und starr und widerstandslos ließ sie sich von den starken Armen ihres Vaters, dessen Brust in wildem Grimme keuchte und röchelte, in den Wagen heben.

Als die bejammernswerthe Braut, deren leichenweißes Antlitz mit den rothen Rosen in ihrem Haar und dem bunten Hochzeitskleide in schrecklicher Weise contrastirte, ihren Sitz eingenommen hatte, setzten sich die Brautjungfern zu ihr; in demselben Augenblicke gab Erdmann das Zeichen zur Abfahrt und unter dem lauten Jubelgeschrei der Menge setzte sich der endlos lange Wagenzug in Bewegung.

Unter dem lähmenden Einflusse der Zornblicke ihres Vaters hatte Gretchen bisher keinen Laut der Klage über ihre Lippen zu bringen gewagt und willenlos und schlaff Alles mit sich geschehen lassen. Jetzt aber, wo sie sich allein mit ihren Freundinnen befand, schrie und jammerte sie laut: daß ihr Vater

sie grausam mißhandelt, daß sie den Visbeker nur gezwungen heirathe und daß Conrad ihr Bräutigam sei, dem sie vor Gott und allen Heiligen Treue bis zum Tode gelobt. Darauf riß sie zum Entsetzen der Brautjungfern die Rosen und den Brautkranz aus ihrem Haar und von Hals und Armen das Perlen- und Goldgeschmeide und warf Alles unter lautem Jammern und Weherufen auf die Straße. Die zahlreich am Wege stehenden Landleute nahmen die kostbaren Dinge auf und sahen mit Staunen dem gleichsam von dämonischer Gewalt mit rasender Schnelligkeit fortgetriebenen Wagenzuge nach, während die Brautjungfern in Angst und Verzweiflung sich vergeblich abmühten, das von einer wilden Leidenschaftlichkeit ergriffene Gretchen zu beruhigen. Mit lauter, weittönender Stimme flehte sie Gott an, sie von ihrem Leiden zu befreien und mit dem vorangegangenen Conrad zu vereinigen; sie könne und wolle ihren Treueschwur nicht brechen, sie lechze darnach, daß das Mordmesser ihres Vaters ihr Herz durchbohren möge, und wenn es sie am Altare treffen solle, sie werde immer und ewig nein sagen, und nicht den verhaßten Visbeker heirathen.

So tobte und rasete sie unter fortwährender inbrünstiger Anrufung der Heiligen fort und schon hatte ein großer Theil des Hochzeitsgefolges und auch ihr Vater ihr seltsames Gebahren bemerkt, als sie

in weiter Ferne den Thurm der Kirche zu Visbek emporragen sah. Bei diesem Anblick verfiel sie in ein convulsivisches Zittern, die gedoppelte Angst vor dem gebrochenen Schwur der Treue, dessen sie sich in kurzer Zeit schuldig machen sollte, so wie vor dem verhaßten Bräutigam, vor welchem sie zugleich den tiefsten Abscheu empfand, versetzte ihr ganzes Wesen und Sein in die fürchterlichste Spannung. Der ganze Wagenzug befand sich jetzt in der Ahlhorner Haide und der holperigen Wege wegen mußten die Wagen langsamer fahren. Der alte Erdmann, welcher sich in einem der vorderen Wagen befand, wollte diese Gelegenheit benutzen, um auszusteigen und seine Tochter zur Vernunft zu bringen, was ihm eben nur ein Leichtes zu sein schien, da Gretchen vor seinen bösen Worten stets eine außerordentliche Furcht gezeigt hatte. Aber kaum bemerkte Gretchen, daß ihr Vater von der Spitze des Zuges herkommend sich ihrem Wagen mit schnellen Schritten näherte, so erreichte ihre Angst den höchsten Grad, kaum ihrer Sinne mächtig sprang sie aus dem Wagen und sich vor einem alten am Wege stehenden Heiligenbilde auf die Knie werfend, flehte sie Gott mit herzzerschneidenden Jammertönen, aber zugleich mit tiefster Inbrunst an: er möge doch Erbarmen mit ihr haben und sie lieber gleich diesem Heiligen zu einem Steinbilde werden lassen, ehe er zugebe,

daß sie wieder ihrem grausamen Vater in die Hände falle und so gezwungen werde, ihren heiligen Conrad gegebenen Treueschwur zu brechen.

Die ganze Wagenreihe hatte inzwischen Halt und die tolle Lustigkeit der Hochzeitfahrer einem ernsten Schweigen Platz gemacht; wenige wußten indeß, warum es sich handele. Diejenigen aber, die den Zusammenhang der Sache ahneten, sahen mit schmerzlicher Theilnahme auf das unglückliche Mädchen, das, je mehr es den wuthschnaubenden Vater sich nähern sah, mit desto heißerer Inbrunst ihre Gebete sprach.

Des alten Erdmanns Gesicht nahm, je näher er seiner Tochter kam, einen immer schrecklicheren Ausdruck an. Da er wohl fühlte, daß nach diesem Vorgange der reiche Visbeker nicht die dort vor dem Heiligenbilde kniende Jungfrau, die mit ihrem zerrauften Haar eher einer Wahnsinnigen, die aus einem Irrenhause entsprungen, als einer Braut glich, heirathen werde, so entbrannte sein Zorn auf das Furchtbarste, und nur noch wenige Schritte von seiner Tochter entfernt, übermannte ihn die Wuth und ein blankes Messer aus dem Gürtel reißend, stürzte er mit einem wilden Schrei auf das Mädchen los.

In demselben Augenblicke aber geschah etwas Außerordentliches. Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die Luft und man sah noch, wie der alte

Erdmann, kaum noch einen Schritt von seiner Tochter entfernt, plötzlich unbeweglich stehen blieb, und ein gehörnter Kobold ihm blitzschnell den Kopf in den Nacken drehte, während Gretchens Haupt von einem lichten Heiligenschein umflossen war. Dann aber entstand in der Luft ein furchtbares Gebrause und Gesause; die ganze Haidefläche wurde von einem wüthenden Wirbelwinde aufgewühlt, so daß dichte undurchdringliche Staubwolken den ganzen Hochzeitszug verhüllten, während flammende Blitze auf der Haide umher zuckten und der Donner brüllte und der Regen, einem Wolkenbruche gleich, in Strömen vom Himmel herabfloß. Es schien, als ob in diesem Tumult und Aufruhr der Elemente eine Geisterschaar ein unheimliches Werk zu vollenden habe, denn in der von Staub, Stein und Haidegrund hervorgebrachten Finsterniß sah man beim Leuchten der Blitze zahllose Gestalten und Gesichte, die mit wunderbarer Geschäftigkeit in der Luft und auf dem Boden herum zu handthieren schienen. Wie lange die unheimliche Arbeit der Geisterschaar gedauert, hat sich nicht ermitteln lassen, denn die wenigen Personen, die aus der Ferne etwas davon gesehen und nicht selbst als Opfer dieses göttlichen Strafgerichts gefallen sind, waren doch alsbald von dem ungeheuren Getöse, welches während des furchtbaren Vorgangs herrschte, so betäubt, auch war die Luft

auf eine Stunde Weges im Umkreis so beängstigend schwül und heiß, daß Alle in eine tiefe Ohnmacht gefallen sein sollen, aus der sie erst wieder erwachten, als die empörte Natur sich wieder beruhigt und die Sonne wie früher ihre hellen Strahlen über das weite Haidefeld ergoß.

Als aber darauf die Leute nach dem von Großenkneten abgegangenen Hochzeitszuge forschten, da fanden sie in der Ahlhorner Haide das ganze Hochzeitsgefolge sammt Pferden und Wagen in unförmliche Steinklumpen verwandelt, an welchen nur noch hie und da eine menschliche oder thierische Bildung zu erkennen war. Nur vor dem Heiligenbilde fanden sie, freilich auch zu Stein verwandelt, eine knieende weibliche Gestalt, in welcher die Züge des schönen Gretchens von Großenkneten noch zu erkennen gewesen sein sollen.

Als nun die Leute nach Visbek gingen, um diese schreckliche Begebenheit dem reichen Jürgen zu melden, da hörten die Visbeker die Kunde mit Staunen und Schrecken, aber der reiche Jürgen konnte sie nimmer vernehmen, denn dieser war, nach Aussage der Dorfbewohner, mit einem großen Gefolge seiner Braut bis in die Ahlhorner Haide entgegen gefahren und man konnte nicht begreifen, daß diese Leute, die von der Ahlhorner Haide kamen, von dem großen Hochzeitszuge des reichen Jürgen nichts gesehen hatten.

Von banger Ahnung getrieben, ging nun alles Volk, mit einem Priester an der Spitze, hinaus nach der Ahlhorner Haide. Man brauchte aber nicht lange nach dem reichen Jürgen und dessen Gefolge zu suchen, denn kaum eine Viertelstunde von dem Orte entfernt, wo Gottes Gericht den Großenknetener Brautzug getroffen hatte, nahe beim Ahlhorner Rüspel, fand man eine Menge großer Steine, die früher nicht dagewesen und wovon manche noch Spuren menschlicher Bildung zeigten. So hatte also die Hand Gottes ebenfalls den Hochzeitszug des reichen Jürgen erfaßt und zu Stein verwandelt.

Erschüttert knieten die Visbeker in der Haide nieder und beteten und der Priester stimmte einen frommen Gesang an, in welchen alsbald die versammelte Menge einfiel und singend und betend in ihr Kirchdorf zurückkehrte.

Daß die hier erzählte Begebenheit sich wirklich so zugetragen, kann wohl keinem Zweifel unterliegen, da die Steine, in welche die Hochzeitsgäste verwandelt worden, sich noch heutzutage sämmtlich in der Ahlhorner Haide vorfinden, wenn gleich die Gesichtszüge und die Gestalt des schönen Gretchens von Großenkneten nicht mehr zu erkennen sind.

Die böse Frau in Kloppenburg.

Es gab einstmals in Kloppenburg eine sehr böse, heftige und zanksüchtige Frau, der von früh Morgens bis zum späten Abend kein gutes, frommes Wort aus dem Munde ging. Sie hatte die leidige Gewohnheit, bei jedem Gespräch, welches sie führte, zu belfern und zu zanken, bei jedem Widerspruch, den sie erfuhr, zu toben und zu schwören, und bei jedem Streit, in welchen sie nur zu oft gerieth, sich zu verfluchen und zu verwünschen und am Ende jedesmal den Trumpf darauf zu setzen, daß der Teufel sie holen möge, wenn dies oder jenes nicht geschehen solle u. s. w. — Ihr braver, gutmüthiger Mann hatte große Noth mit ihr, denn alles Zureden, alle guten oder bösen Worte halfen nicht nur nichts, sondern machten das Uebel eher nur ärger. So hatte er mit dieser bösen Frau eine Hölle auf Erden, denn den ganzen Tag über und oft auch die Nächte hindurch war nichts als Zank und Streit und Fluchen und Schwören. Der gute Mann

grämte sich sehr darob, zumal er Kinder hatte, die von dem bösen Beispiel verführt auch schon anfingen, zänkisch und streitsüchtig zu werden. Um nichts unversucht zu lassen, was zur Besserung der bösen Sitten seiner Frau dienen konnte, hatte er sich unter Andern einmal vorgenommen, ihr in allen Stücken zu Willen zu sein. Aber da war wieder die Frage: „was ist ihr eigentlich recht und angenehm.“ Blieb er zu Hause: so war er ein Stuben- oder Ofenhocker, der sich hinausscheeren möge, um nach den Arbeiten im Felde zu sehen; ging er aus: so war er ein Herumtreiber, der lieber zwischen seinen vier Wänden bleiben, als das Schuhzeug ablaufen und sein bischen Geld ins Wirthshaus bringen solle; redete er freundlich mit seiner Frau: so sollte er schweigen, weil sie was Besseres zu thun habe, als auf sein einfältiges Geschwätz zu hören; verhielt er sich schweigend: so sollte er in des Dreiteufels Namen das Maul aufthun und nicht wie ein stummer Oelgötze dasitzen; ging er Sonntags zuweilen mit guten Freunden ins Wirthshaus, um einen Krug Bier zu trinken: so war er ein Schlemmer und Durchbringer, der seine Frau und Kinder noch an den Bettelstab bringen werde; vermied er es aber, das Wirthshaus zu besuchen: so war er ein Duckmäuser und Peter Simpel, der gar nicht wisse, wie es in der Welt aussehe, und von welchem

die Frau auch nicht eine einzige Neuigkeit erfahre. — Und so ging es in allen Stücken; der brave Hans von Melle, so hieß der Mann dieser bösen Frau, verzweifelte endlich daran, seine Ehehälfte zu bessern, und dachte: laß es gehen, wie es mag. Einige seiner Freunde hatten ihm einstmals in aller Stille und Heimlichkeit gerathen, er möge es einmal mit einer tüchtigen Tracht Prügel versuchen, und wenn gleich mit Widerstreben hatte Hans auch einmal diesen Rath mit großem Ernst und Nachdruck befolgt. Aber da war das Weib so wild und boshaft geworden, daß ihm wie einem wüthigen Hunde der Schaum vor den Mund getreten war, daß sie Gott und die Heiligen gelästert, daß sie nach Messern, Aexten und Beilen gegriffen und damit wie toll und blind nach ihren Kindern, Gesinde und allen, die ihr in den Weg kamen, geworfen hatte, so daß der brave Hans von Melle, um größeres Unheil zu verhüten, endlich alle Besserungsversuche aufgab.

Nun begab es sich aber einmal, daß Hans von Melle, nachdem der Nachmittags-Gottesdienst beendet war, sich mit einigen guten Freunden ins Wirthshaus begeben hatte. Seine Frau aber, die ebenfalls in der Kirche gewesen war, hatte es schon sehr übel vermerkt, daß ihr Mann sie nicht aus der Kirche nach Hause geführt, obgleich sie ihn das

letztemal, da er dies hatte thun wollen, mit polternden Worten seiner Wege gewiesen, indem sie gerade mit ein paar andern Weibern etwas Geheimes zu verhandeln gehabt. — So trat sie denn mit zorniger Geberde ins Haus, um ihren Grimm mit einer ganzen Sündfluth von Worten ihrem Mann ins Gesicht zu werfen; als sie nun erfuhr, daß Hans von Melle ins Wirthshaus gegangen sei, rannte sie ihm spornsteichs nach und mitten in die Gaststube hinein. Hier, die Arme in die Seiten gestemmt, stellte sie sich ihrem Manne gegenüber und ergoß sich über den braven Hans von Melle in einen solchen Strom von Schimpf- und Lästerreden, daß, wenn auch nur der hundertste Theil davon verdient gewesen wäre, man einen Abscheu vor einem so liederlichen, boshaften, nichtsnutzigen, gotteslästerlichen Menschen hätte bekommen müssen, wie es darnach Hans von Melle gewesen wäre. — Dieser aber ließ seine Frau eine lange Weile ruhig gewähren, indem er vermeinte, daß nach einem so heftigen Ausbruch die Windstille wohl um so früher eintreten werde. Aber gerade dieser Gleichmuth reizte die böse Frau nur um so mehr; sie belferte und zankte und schimpfte in einem fort, so daß den Gästen fast die Geduld ausging und ihr Mann endlich über die unaufhörlichen Verunglimpfungen in Zorn gerieth. Mit harten Worten befahl er ihr nun, nach

Hause zu gehen und in ihrem Kämmerlein Gott um Vergebung zu bitten, daß sie durch solche unnütze und unheilige Reden den Sonntag entweiht und andern Leuten ein Aergerniß gegeben habe. — Das war aber nur Oel ins Feuer gegossen, denn die böse Frau fing jetzt erst recht an zu wettern und zu fluchen, bis ihr Mann sie zuletzt sehr unsanft am Arme ergriff und zur Thüre hinausbrachte. Da aber schrie und heulte sie wie eine Besessene; verfluchte und verschwor sich hoch und theuer, daß sie mit solch einem Ungeheuer von Manne nicht mehr leben wolle und daß der „Gott sei bei uns" sie gleich holen solle, wofern sie ihrem Worte untreu werde

Damit stürzte sie zum Hause hinaus, und Hans von Melle ging bekümmert und um sein Sonntagsvergnügen betrogen in die Gaststube zurück, wo er noch obendrein die tadelnden und spöttischen Reden seiner Freunde und Bekannten anhören mußte.

Als die böse Frau nun voll Zorn und Wuth durch die Straßen lief und mitten in Kloppenburg bei der Brücke angekommen war, neben welcher ein Mühlrad sich befindet, da erschien ihr mit Pferdefuß und Krallen und Hörnern der böse Feind und hohnlachend rief er: „Sieh da ist ja der Teufelsbraten; du kommst mir eben recht."

Damit ergriff er das Weib und schwang sich mit ihm auf das Mühlrad und drückte und quetschte

es gewaltig und wollte es vom Rade hinunter stürzen ins Wasser. — Da aber die böse Frau eigentlich nicht von Grund des Herzens verderbt, sondern nur ihrer bösen Zunge gänzlich unterworfen war, so hatte der Teufel seine Noth, sie ins Wasser zu stürzen, zumal sie aus allen Kräften mit ihm rang und mit Angst im Herzen schrie, daß sie ihre Kinder nicht verlassen wolle.

Da sprach der Teufel: „Was beklagest Du Deine Kinder, die haben keine Noth, wenn sie Dich los sind; darum springe nur hinunter, denn sterben mußt Du."

Aber die Frau wehrte sich mit verzweifelter Kraft, um sich den Krallen des bösen Feindes zu entziehen und rief endlich mit flehender Stimme: „O hilf Herr Jesus! O Gott! siehe an meine große Noth!"

„Ja", sagte darauf der böse Feind, „rufest Du Christum zum Helfer an, so kann ich Dir nichts thun, und will Dich gleich ohne Gefährde entlassen, wenn Du mir geloben willst, mich und meinen Namen so viel und so oft anzurufen, als Du es bisher gethan hast."

Da aber die Frau hierauf keine Antwort gab, sondern schweigend die Hände faltete und zu beten schien, da ergriff sie der Teufel bei den Haaren und schleuderte sie von dem Mühlrade auf die Brücke hinab; er selbst aber verschwand darnach, einen gräulichen Schwefelgestank zurücklassend.

Die böse Frau, welche von den Vorübergehenden ohnmächtig auf der Brücke gefunden wurde, trug man in die Wohnung ihres Mannes zurück. Erst nach mehreren Tagen erlangte sie ihre Besinnung wieder. Geflucht und geschworen aber hat sie von dem Augenblicke an nicht mehr.

Darumb — heißt es in des alten Klinghamers Chronik des Bisthums Münster — verwünschet und verschwöret euch nicht, damit Gottes Zorn nicht über euch ausgegossen werde, und der leidige Teuffel durch seine List euch nicht zu unfal bringen möge.

Die Mordkule.

Vor mehren hundert Jahren trieb eine große Räuberbande in den Damme'schen Bergen, wo sie in dem höchsten derselben eine weite geräumige Höhle hatte, ihr Unwesen. Diese Bande machte die Gegend in weitem Umkreise unsicher, denn die einzelnen verwegenen Gesellen scheuten sich nicht, bis nach Osnabrück und Vechta ihre Raubzüge auszudehnen, so daß zu verschiedenen Malen die Bischöfe von Osnabrück, so wie auch die Grafen von Ravensberg zu Vechta ihre Dienstmannen gegen sie ausschickten, um wo möglich den Schlupfwinkel dieser gefürchteten Bande ausfindig zu machen. Immer aber kehrten diese unverrichteter Sache zurück; denn wenn sie den Räubern auch manchmal auf der Spur waren, so verlor sich diese doch jedesmal in den Dammer Bergen, in welche sich die Verfolger nicht gern hineinwagten, indem diese damals mit einem dichten Walde bedeckt waren, welcher den Räubern zu große Vortheile gewährte, als daß es rathsam gewesen wäre,

sie dort aufzusuchen, denn eine gar zu große Anzahl von Reisigen und bewaffneten Dienstleuten hatten die Bischöfe von Osnabrück und die Grafen von Ravensberg nicht immer bei der Hand.

Genug, man wußte, daß die Räuber in den Damme'schen Bergen hauseten, und die Reisenden, die diese Gegend passiren mußten, dankten Gott auf den Knien, wenn sie ungefährdet den den Bergen zunächst gelegenen Ort erreicht hatten. Viele aber, die den Räubern in die Hände fielen, kamen nimmer wieder zum Vorschein, und da sie, wie man mit Gewißheit annehmen konnte, ermordet worden waren, so gingen, wie von dem Volk behauptet wurde, ihre Geister zur Nachtzeit in den Bergen um, um Jeden, der des Weges kam, zu warnen. —

Die Bewohner der Umgegend aber suchten sich in ihren Häusern, so gut es gehen wollte, vor den Räubern zu schützen. Sie verrammelten zur Nachtzeit ihre Thüren, versahen die Fenster mit eisernen Stangen, hielten große, beißige Hunde und hatten auch wohl einige alte Kriegswaffen zur Hand. Es geschah indessen selten, daß die Räuber die Bewohner der nächsten Umgegend an Leib und Gut zu schädigen suchten, denn theils waren diese zu arm, um ihre Beutegier besonders zu reizen, theils auch fürchteten sie, daß, wenn sie den Bauern zu große Drangsal anthun würden, verschiedene Ortschaften

gemeinschaftliche Sache machen und ihnen gefährlich werden möchten. Sie beschränkten sich deshalb darauf, von Zeit zu Zeit nur an solchen Stellen einen Raubanfall zu machen, wo sie gerade einen besonders guten Fang zu thun hofften, und waren denn in solchen Fällen die Vorsichts-Vorkehrungen der Bauern auch fast niemals ausreichend.

So hatten sie auch einstens nicht gar weit von ihren verrufenen Bergen die Niehaus-Stätte überfallen und eine ziemlich bedeutende Geldsumme, die der Bauer gerade an dem Tage für seine Getreidevorräthe gelös't, mit weggenommen. Den Hausbewohnern hatten sie bei dieser Gelegenheit nichts zu Leide gethan, aber in dem Augenblick, wo sie schon im Begriff waren, sich mit dem Raube davon zu machen, sah der Hauptmann der Bande die hochgewachsene kräftige Tochter des Hausbesitzers, und ohne auf die Bitten des Vaters, das Flehen der Mutter und das Jammergeschrei der Tochter zu hören, mußte diese letztere mit hinaus in die dunkle Nacht, wobei der Hauptmann indessen den trostlosen Eltern die Versicherung gab, daß ihrem Fineken, so hieß das Mädchen, nicht das Geringste zu Leide geschehen solle.

Fineken, vor Angst und Schrecken zitternd und bebend, wurde nun mit nach den Bergen geschleppt. Sobald die Räuber den dichten Wald, der die Berge

bedeckte, erreicht hatten, ließ der Hauptmann ein dreimaliges gellendes Pfeifen ertönen, was alsbald aus der Ferne in derselben Weise erwiedert wurde. Es dauerte nun nicht lange, so blitzten im Walde einige Lichter auf, die, so wie sie näher und näher kamen, die rabenschwarze Finsterniß des Waldes in etwas erhellten. Finchen, von dem Hauptmann und einem andern Räuber geführt, die sich bemühten, ihr in derber Weise Muth einzusprechen, hatte bereits eingesehen, daß Wehklagen und Jammern ihr zu Nichts helfen könne, und da sie von Natur ein muthiges Herz hatte, auch wie sie glaubte, für ihr Leben nicht zu fürchten brauchte, so fügte sie sich in das Unvermeidliche.

Die Fackeln, denn das waren die Lichter, die sich in der Ferne gezeigt hatten, kamen jetzt ganz nahe, und Finchen bemerkte, daß so sehr die Räuber auch im Zickzack den Wald durchzogen, doch ein ziemlich gebahnter Weg sie weiter führe. Da der Gedanke an eine Flucht sie natürlich beschäftigte, so bemühte sie sich, den Lauf desselben ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Der Hauptmann hatte indessen ihr aufmerksames Umherschauen bemerkt und rief halb lachend, halb drohend: „Höre, Du neugierige Kröte, bei diesem flackernden Lichterschein magst Du Dir die Bäume meinethalb ansehen, aber wenn Dir Dein Hals lieb ist, so hüte Dich in

Zukunft, daß Du mir nicht Anlaß zu einem Verdachte giebst.

„Halloh!“ rief er jetzt, nachdem die Fackelträger herangekommen waren; „Alles richtig?“

„Ja, Hauptmann!“ war die Antwort des Angeredeten.

„Hat die Glocke geläutet?“ frug der Hauptmann weiter.

„Einmal“; erwiederte der Räuber.

„Aha!“ sagte der Hauptmann, nicht unangenehm überrascht, „wer ist der Gimpel?“

„Ein Viehhändler aus Vechta, der vom Markte zu Osnabrück zurückkehrt.“

Der Hauptmann rief hierauf den Räuber, der ihm diesen Bericht abstattete, etwas näher heran.

„Nun, Dominikus“, sagte er darauf mit etwas gedämpfter Stimme, „guter Fang, das?“

„Ja, Hauptmann“; antwortete der Räuber leise; fünf und dreißig Goldstücke.“

„Bravo!“ sagte der Hauptmann, „bist ein Teufelskerl; sollst fünf davon für dich haben. Mit noch leiserer Stimme, aber mit einem Blick, wovor das arme Fineken, das jedes Wort gehört hatte, erzitterte, fuhr er dann zu Dominikus gewendet fort: „Da giebt's ja heut Nacht noch Arbeit.“

„Wie Du willst, Hauptmann“; entgegnete der Räuber, aber er bietet hundert Goldstücke, wenn —

Der Räuber vollendete nicht, denn der Hauptmann machte eine heftige Bewegung.

„Dummes Gerede!“ rief er halblaut, „die Glocke hat ihn geliefert, er weiß also, wo er gefangen ist. Basta!“

Auf den Wink des Hauptmanns setzte die Bande nun ihren Weg weiter fort. Das arme Fineken war mehr todt als lebendig, denn sie hatte den schauerlichen Sinn der halben Reden, die sie gehört, nur zu wohl verstanden, und mit Entsetzen erfüllte sie der Gedanke, daß sie vielleicht noch in dieser Nacht die Zeugin eines schrecklichen Verbrechens sein werde.

Je näher die Räuber ihrer Höhle kamen, desto unwegsamer und schauerlicher wurde der Wald, und Fineken gebrach es fast an Kraft, an der Hand ihrer schrecklichen Führer auf dem steinigten Boden, der mit dichtem Gestrüpp und Pflanzengeschlinge bedeckt war, fortzukommen. Allmälig aber schien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu sein, denn als auf den dumpfen Ruf eines als Wache aufgestellten Räubers: „Halt! gebt das Zeichen!“ der Hauptmann vorgetreten war und leise einige Worte gesprochen hatte, da wurde es plötzlich an dieser düstersten und wildesten Stelle des Waldes lebendig; der wachehaltende Räuber ergriff einen über den Weg gespannten Strick und nachdem er diesen einigemale

kräftig angezogen hatte, war es Fineken, als hörte sie aus weiter Ferne den Schall einer Glocke; aber ganz in der Nähe, jedoch wie aus der Tiefe hervor, vernahm sie dumpfe Männerstimmen und gleich darauf sah sie mehrere hohe Gestalten gleichsam aus dem Boden emporwachsen, die Windlichter und Fackeln trugen und den Hauptmann mit den zurückgekehrten Kameraden begrüßten. Als Fineken bei der durch die vielen Fackeln und Lichter hervorgebrachten Helle ihren Blick schärfer auf den Punkt richtete, an dem sie die neuangekommenen Räuber hatte erscheinen sehen, da gewahrte sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich fast an dem Rande eines furchtbaren Abgrundes befand, der von dem Berge aus, an dessen Fuße sie stand, jäh ab in die Tiefe ging. Aber wie erstaunte sie erst, als jetzt ein Räuber nach dem andern dem Abgrunde zuschritt, und dann alsbald verschwunden war. Auch der Hauptmann und ihr zweiter Führer machten nun Anstalt, in die Tiefe hinabzusteigen und lachten roh auf, als Fineken, die mit Grauen in die schwarze, unergründliche Tiefe hinabblickte, sich sträubte, ihnen auf diesem schrecklichen Wege zu folgen.

„Nur keine Furcht, Wichtchen;“ *) sagte der

---

*) Wicht — Mädchen.

Hauptmann, „folge mir auf dem Fuße und Du wirst bald sehen, daß es in dem Neste, was Du künftig bewohnen wirst, doch etwas besser aussieht, als in dem gräulichen Loche da unten.“

An der Hand ihrers Führers stieg Fineken jetzt mit Furcht und Beben einige Stufen einer Art Steintreppe hinab; aus dem Abgrund zu ihren Füßen rauschte und brausete es schauerlich herauf und es war dem angsterfüllten Mädchen, als ob sich von Zeit zu Zeit in der Tiefe ein wimmernder Klagelaut vernehmen ließe. In diesen Abgrund, so dachte sie, haben die Räuber alle die unglücklichen Menschen geworfen, die in ihre Hände gefallen sind, und ihre Einbildungskraft war lebhaft genug, ihr blutbefleckte und zerschmetterte Leichname vor Augen zu führen. Aber sie hatte zu ihrem Glück nicht Zeit, diesen Gedanken zu verfolgen, denn der Hauptmann befahl ihr mit strengem Tone, daß sie ihre Füße gebrauchen und sich nicht ziehen lassen solle. Sie gingen nun nicht mehr abwärts, sondern auf einem drei bis vier Fuß breiten Wege um den Berg bis nach der Westseite desselben herum. Hier befand sich der Eingang zu der Höhle der Räuberbande. Durch mehrere große an beiden Seiten aufgethürmte Steine traten sie in einen langen schmalen Gang, an dessen Ende sich eine niedrige Thür befand, die beim Herannahen des Hauptmanns geöffnet wurde,

und durch welche er gebückt, mit Fineken an der Hand, in die Höhle trat.

Die ganze Bande, mit Ausnahme derjenigen, die vermittelst der Steine den Eingang zur Höhle zu schließen hatten und die darauf auch hereintraten, fand sich hier versammelt. Es waren ungefähr dreißig starke, breitschultrige Kerle von wildem Aussehen, die beim Eintreten des Hauptmanns von ihren Stein- und Holzsitzen aufsprangen und mit einer gewissen Freundlichkeit, die sich auf den rohen, zum Theil abschreckend häßlichen Gesichtern seltsam genug ausnahm, „Guten Abend, Hauptmann!“ riefen.

„Guten Abend, Bursche!“ rief der Hauptmann, indem er seine Kopfbedeckung abwarf und seine Waffen bei Seite legte; „wir haben gute Arbeit gemacht heut Nacht, aber ich bin verdammt müde, denn ich habe den Racker da fast auf meinen Armen hertragen müssen.“

Er zeigte bei diesen Worten auf Fineken, die, als sich jetzt die Blicke der sämmtlichen Räuber auf sie richteten, in Todesangst auf die Knie fiel.

„Was ist's mit der Dirne? Woher kömmt sie? Hat sie die Glocke gerührt?“ riefen mehrere Räuber durcheinander mit mordlustigen Blicken näher tretend.

„Nichts da, Glocke gerührt! Wollt Ihr zurück, Ihr Hallunken!“ rief der Hauptmann; „Ihr sollt

es später erfahren, warum die Dirne hier ist. „Na, steh' auf, Wicht"; fuhr er zu Finefen gewendet fort; „laß die dumme Furcht fahren; es wird Dir kein Haar gekrümmt werden. Da setz' Dich! und Ihr da, gebt ihr einen Trunk Wein und einen Bissen Brod, daß ihr die Angst aus den Gliedern geht."

Er schob dem Mädchen hierauf einen Holzschemel hin, auf welchem sich Finefen in stummer Angst gehorchend niederließ.

Auf die Anordnung des Hauptmanns wurden jetzt mehrere Tische zusammengerückt, die ebenso wie die plumpen Holzschemel und Bänke wohl nur den Händen der Räuber ihre Entstehung verdankten, denn sie bestanden einzig und allein aus zwei breiten durch Querleisten verbundenen Brettern, die von einigen kreuzweis zusammen genagelten Pfählen getragen wurden.

Das Innere der Höhle war so weit und geräumig, daß sie einige hundert Personen bequem hätte fassen können und es schien in derselben eine musterhafte Ordnung zu herrschen, denn die Gewehre und sonstigen Waffen, die Arbeitswerkzeuge, als Schaufeln, Hacken und Spaten, Küchen- und Eßgeräth — kurz Alles schien seinen bestimmten Platz zu haben. An den Wänden entlang, aber durch eingegrabene Bretter, oder durch kurze mit Strauchwerk durchflochtene Pfähle begrenzt, befand

sich die Schlafstätte der Räuber, welche reichlich mit Stroh und Heu versehen war. In dem Hintergrunde der Höhle befanden sich sogar einige abgesonderte Räume, wie an den Bretterwänden und Thüren, die davor angebracht waren, zu ersehen war. Den einen dieser Räume benutzte der Hauptmann als Schlafstelle, während in einem der andern, vor welchem beständig ein Räuber Wache hielt, der unglückliche Viehhändler aus Vechta seinem traurigen Schicksale entgegensah.

Die ganze Bande nahm jetzt zu beiden Seiten des Hauptmanns an den Tischen Platz, und nachdem ein aus Brod, Butter, Käse und Schinken bestehendes Mahl aufgetragen und eine Anzahl Krüge mit Wein auf die Tische gestellt war, langte Jeder herzhaft zu und ließ es sich wohl schmecken.

Fineken, die etwas abseits in trostloser Stimmung auf ihrem Fußschemel saß, und der man gleichfalls Speise und Trank gegeben hatte, netzte zuweilen ihre brennenden Lippen mit einem Tropfen Wasser und harrte in angstvoller Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Das Mahl, bei welchem sich die Räuber ziemlich schweigsam verhalten, oder doch nur leise Zwiegespräche geführt hatten, war nach kurzer Zeit beendet, und der Hauptmann wendete sich darauf zu Fineken, wobei er zugleich dreimal mit dem Weinkrug auf

den Tisch stieß, was für die Räuber ein Zeichen war, auf die Worte ihres Führers zu hören.

„Tritt näher, Mädchen!“ hub hierauf der Hauptmann an, und Fineken gehorchte mechanisch, indem sie sich von ihrem Schemel erhob und einige Schritte vortrat.

„Ich will Dir jetzt sagen“, fuhr der Hauptmann fort, „warum ich Dich hierher gebracht habe. Du bist eine flinke, rüstige Dirne und hast in dem Hause Deiner Eltern ohne Zweifel gelernt, wie eine Wirthschaft geführt werden muß. Deine Eltern werden Dich wohl entbehren können, oder wenn nicht, so weiß ich seit ein paar Stunden, daß sie Geld genug haben, sich eine Magd mehr zu halten. Du aber sollst uns hier Deine Kunst zeigen. Küche, Keller und Vorrathskammer, kurz die ganze Wirthschaft soll Dir übergeben werden. Mich verlangt mitunter nach einer guten Schüssel, nach einem Braten oder einer kräftigen Suppe, und damit wissen diese Schurken hier nicht fertig zu werden. Erfüllst Du die Pflichten, die ich Dir hiermit auferlege, willig, treu und zu meiner Zufriedenheit, machst Du keinen Versuch zu entfliehen oder Verrath zu spinnen, so sollst Du es gut bei uns haben und keiner von diesen Burschen hier soll Dir ein hartes Wort sagen dürfen. Bist Du aber widerspenstig, oder gehst Du mit bösen Gedanken gegen uns um,

so wirst Du auch wissen, was Du von uns zu erwarten hast.“ Sich zu den Räubern wendend, rief der Hauptmann dann mit starker, drohender Stimme:

„Ihr aber, prägt Euch wohl ein, was ich sage: Wer von Euch diesem Mädchen nicht mit Achtung begegnet, wer sie schimpfen, mißhandeln oder sonst beleidigen, oder wer gar ihrer Ehre zu nahe treten sollte, dem will ich mit eigner Hand den Kopf zerspalten und ihn den Thieren des Waldes zum Fraß vorwerfen, so wahr ich Mathias heiße und Euer Hauptmann bin!“

Als der Hauptmann geendet, stürzten dem armen Fineken die hellen Thränen aus den Augen. Sie begriff, daß durch diese Worte ihr ganzes Lebensglück vernichtet, daß sie von allem Verkehr mit der übrigen Welt ausgeschlossen und gleichsam eine lebendig Begrabene sei. Die ferneren Gedanken, die sich nothwendig dieser trüben Vorstellung anreihen mußten, daß sie mit diesen schrecklichen Menschen tagtäglich verkehren und dem verruchten Getreibe derselben ruhig zusehen müsse, wodurch vielleicht ihr eigenes Seelenheil gefährdet werden konnte, hatten etwas so Furchtbares und Ueberwältigendes für sie, daß sie aller Furcht vergessend lautschluchzend dem Hauptmann zu Füßen fiel und ihn flehentlich bat: er möge sie doch lieber gleich tödten, als zu solch einem schrecklichen Leben verdammen.

Der Hauptmann runzelte ingrimmig die Stirn, als er diese Worte vernahm. Finken legte damit eine Todesverachtung an den Tag, die wenigstens auf einen entschiedenen und entschlossenen Character schließen ließ, und halblaut murmelte er vor sich hin:

„Es wäre am Ende am Besten, wenn man den Wunsch des dummen Thieres erfüllte"; sich besinnend fügte er aber gleich darauf mit lauter Stimme hinzu: „Es bleibt bei meinem Wort; führt die Dirne in die letzte Kammer!"

Einer der Räuber nöthigte Finken hierauf sich vom Boden zu erheben, und führte die Unglückliche, der die Füße fast den Dienst versagten, zu einem der vorhin erwähnten abgesonderten Räume, in welchem Finken, nachdem die Thüre hinter ihr zugefallen war, halb bewußtlos auf ein weiches Strohlager niederfiel.

Nachdem Finken auf diese Weise bei Seite gebracht war, schafften einige Räuber mit bedeutungsvollen Geberden die Tischbretter und Trageböcke in eine Ecke der Höhle, während zwei andere einen Holzschragen und einen Kübel an deren Stelle setzten und noch andere Stricke und lange, breite Messer bereit hielten.

Der Hauptmann sprach hierauf leise einige Worte mit denjenigen Räubern, die zur Vollführung eines schrecklichen Actes bestimmt zu sein schienen, worauf

ein bejahendes Kopfnicken erfolgte. Sodann setzte er sich auf einen Holzschemel, neben welchem ein kleiner Tisch stand und sprach mit dumpfer Stimme:

„Laßt ihn kommen.“

Die Thüre, vor welcher ein Räuber Wache hielt, wurde jetzt geöffnet und darauf der Viehhändler aus Vechta in die Mitte der Höhle geführt.

Der Unglückliche sah todtenbleich aus und zitterte heftig; er wußte, daß er sich in der Gewalt der gefürchtetsten Räuber befand und die Hoffnung, das Leben zu erhalten, die freilich nie ganz in der Brust des Menschen erstirbt, mochte wohl eine sehr schwache sein. Gleichwohl war sie vorhanden, denn wie aus dem Vorhergehenden bekannt, hatte er bereits ein hohes Lösegeld geboten, und er durfte jetzt der Entscheidung des Hauptmanns, die ja möglicherweise eine günstige sein konnte, entgegensehen.

„Wie heißt Du?“ rief ihm jetzt der Hauptmann, in dessen Nähe er stand, mit gedämpfter Stimme entgegen.

„Jacobus Meierding“; antwortete der Viehhändler mit bebender Stimme.

„Du bist aus Vechta und willst ein Lösegeld geben?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Wo und wann Ihr wollt, soll es bereit sein“; antwortete der Viehhändler, dem diese letztere Frage einen Hoffnungsschimmer gab, mit großer Hast.

„Ihr Vechtaer“, sagte der Hauptmann mit grimmigen Blicken, „habt mir schon oft an die Kehle gewollt; und Du würdest wohl einen vortrefflichen Führer abgeben, wenn der Herr Graf von Ravensberg wieder eine Hatz auf uns anstellen wollte.

„Ich schwöre Euch bei allen Heiligen —“ jammerte der Viehhändler, welcher bei dieser Wendung aufs Neue in Schrecken gerieth.

„Spare Deinen Schwur!“ rief der Hauptmann kurz und streng; „Du hast noch drei Minuten zu leben. Bereite Dich zum Tode.“

„Heilige Jungfrau!“ schrie der Viehhändler entsetzt, indem er vor dem Hauptmann auf die Knie stürzte; „beim Blute des Heilands beschwöre ich Euch, übt Barmherzigkeit! Uebt sie meines Weibes und meiner Kinder wegen!“

„Was scheert mich Deine Brut!“ schnaubte ihn der Hauptmann an, indem er unruhig nach der Thüre blickte, hinter welcher er Fincken verborgen wußte; „bete schnell, wenn Du willst“; und zu den Räubern gewandt, mit welchen er vorhin heimlich gesprochen, sagte er halblaut, aber bestimmt: „Macht ihn still.“

Rasch bemächtigten sich darauf zwei Kerle des unglücklichen Viehhändlers und schleppten ihn nach dem Holzschragen, aber dieser, der die Vorkehrungen,

die zu seiner Abschlachtung getroffen waren, jetzt erst bemerkte, wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung und brüllte, während er mit seinen Mördern rang, fortwährend laut.

„Der Hund wird mir noch die Dirne wieder auf den Hals schreien; ich werde ihm wohl selbst hinhelfen müssen", rief der Hauptmann zornig, als das Geschrei gar kein Ende nehmen wollte; „laßt ihn los und führt ihn zu mir zurück; er mag für diesmal mit der Angst davon kommen.

Die Räuber gehorchten und der Viehhändler, dessen Gesichtszüge die Todesangst schreckhaft verändert hatte, wurde an seinen vorigen Platz geführt.

„Wenn ich nun auf Dein Anerbieten einginge", redete ihn der Hauptmann an, „welche Gewähr kannst Du mir geben, daß die hundert Goldstücke auch wirklich in meine Hände gelangen?"

Der Viehhändler war noch zu erschöpft, um sofort eine Antwort geben zu können. Durch eine flehende Geberde suchte er anzudeuten, daß man ihm einen Augenblick Zeit gönnen möge. Dann gewaltsam nach Fassung ringend, antwortete er nach kurzer Pause mit fast gebrochener Stimme: „Jede Gewähr, die ich nur zu geben vermag."

„Erkläre Dich näher"; sagte der Hauptmann, „welchen Vorschlag Du mir zu machen hast."

„Laßt mich", erwiederte der Viehhändler nach kurzem Besinnen, „durch ein paar von Euern Leuten in der morgenden Nacht nach meinem Hause unweit Vechta bringen; ich werde diesen dann die versprochene Summe ausliefern und jedem von ihnen zwei Goldstücke als Botenlohn geben."

„Und ein Wink, ein Pfiff, ein Zeichen von Dir würde genügen, meine Leute in die Patsche zu bringen, nicht wahr?" sagte höhnend der Hauptmann.

„Bei den Wunden des Herrn!" betheuerte der Viehhändler, „ein solcher Gedanke kam nicht in meine Seele."

„Ich traue Euch Vechtaer nun einmal nicht", sagte der Hauptmann, „aber vielleicht geht es auf eine andere Weise. Du kannst hier sogleich einen Schuldbrief auf die hundert Goldstücke ausstellen, worin Du Dein Weib beauftragst, dem Besitzer desselben sofort und unweigerlich das Geld zu zahlen; ich lasse Dich dann morgen Nacht durch drei von meinen Leuten zurückbringen und während der eine das Geld aus Deinem Hause holt, bewachen die andern Dich draußen. Aber wehe Dir und den Deinen, wenn Dein Versprechen nicht gelös't wird, oder Dein Weib nicht im Besitz des Geldes ist!

„Mein Weib ist im Besitz desselben"; sagte der Viehhändler, nichts Arges ahnend; es mag Alles nach Euerm Willen geschehen.

„Nun, so schreib' den Schuldbrief!" sagte der Hauptmann, indem er auf dem Tische, neben welchem er saß, einiges Schreibgeräth zusammenschob.

Während der Viehhändler an den Tisch getreten war und mit zitternder Hand auf einem Blatte Papier herumfuhr, hatte der Hauptmann sich erhoben und trat nun, ohne daß der Schreibende dies bemerkte oder zu beachten schien, dicht hinter denselben. Dann zog er langsam und geräuschlos ein langes Dolchmesser aus dem Gürtel und nachdem er dasselbe einen Augenblick wie prüfend betrachtet hatte, erhob er den Arm zum Stoße.

„Jesus Maria!" erschallte es jetzt plötzlich mit durchdringendem Laut, aber in demselben Augenblicke ward der Stoß vollführt und der Viehhändler stürzte ohne einen Laut hören zu lassen, gerade über den Tisch hin, diesen mit sich zu Boden reißend.

„Hat die Satansdirne uns doch belauscht!" schrie wüthend der Hauptmann, indem er das blutige Messer in hocherhobener Hand haltend, nach der Kammer rannte, in welcher Fineken sich befand.

Die Thüre aufreißend stürzte er mit todtsprühenden Blicken hinein, aber indem er das unglückliche Mädchen vom Boden emporriß und schon mit dem Mordstahl zum Stoße ausholte, sah er in das starre, leichenblasse Antlitz Fineken's, die, nachdem sie vorhin im letzten verhängnißvollen Augenblicke jenen

lauten Angstschrei ausgestoßen, von einer tiefen Ohnmacht befallen, wie leblos zu Boden gesunken war.

Der Hauptmann ließ die Ohnmächtige langsam wieder auf das Strohlager niedergleiten.

„Aller Anfang ist schwer"; sprach er darauf, wie von einer eigenen schweren Erinnerung erfaßt, mit dumpfer Stimme; „ob die Dirne bei den Dingen, die hier geschehen, heute oder morgen zuerst ihr Zetergeschrei erhebt, das kommt am Ende auf eins heraus.

Er ging zu den Räubern zurück, von welchen einige die Leiche des Viehhändlers bereits entkleidet hatten und sich jetzt anschickten, sie hinauszutragen, und sie in das gemeinsame Grab aller ihrer Opfer, nämlich in den bodenlosen Abgrund zu werfen, der sich neben der Höhle befand.

„Macht, daß Ihr zu Ende kommt"; rief der Hauptmann ihnen nach, „und dann lege sich Jeder zur Ruhe. Wir haben morgen Nacht wieder einen weiten Weg zu machen, damit die Frau des Jacobus Meierding nicht allzulange um ihr Geld in Sorgen zu sein braucht."

Die Räuber lachten und bewitzelten noch eine Weile die Dummheit des Viehhändlers, der sie vor seinem Tode noch förmlich zu Erben eingesetzt habe, und kamen dann dem Gebote ihres Hauptmanns nach.

Eine Viertelstunde darauf beschien ein einzelnes düster flackerndes Licht die schlafenden Gesichter der schrecklichen Gesellen.

Es war ungefähr beim Grauen des Tages, als Fineken aus ihrer todtenähnlichen Ohnmacht erwachte. Erschreckt fuhr sie von ihrem Lager empor, und es war ihr anfangs, als habe sie in qualvoller Weise geträumt. Als sie aber jetzt sich erhob, als sie wieder durch den Thürspalt blickte, durch welchen sie vorhin den ruchlosen Mord, den der Hauptmann an dem armen Viehhändler begangen, mit angesehen hatte, da trat ihr ihre eigene gräßliche Lage, so wie die grauenvolle Wahrheit der während einer einzigen Nacht vorgefallenen Begebenheiten wieder klar vor Augen, und sie zitterte beim Anblicke der schlafenden Räuber, unter denen sie nach dem Willen des Hauptmanns von nun an leben, und für welche sie als eine Wirthschafterin und Hausfrau sorgen sollte. — So schrecklich ihr dieser Gedanke auch war, so gewann sie doch allmälig einige Ruhe zum Nachdenken und Ueberlegen. Sie mußte sich sagen, daß alles Schreien und Wehklagen, daß aller Widerstand, den sie dem Willen des Hauptmanns etwa entgegenzusetzen vermöchte, nichts helfen, wohl aber im schlimmsten Falle ihren Tod zur Folge haben könne, vor welchem sie sich jetzt, da sie ruhiger geworden war und den ersten Schrecken überwunden hatte, doch

fürchtete. Sie kam daher endlich, wenn gleich mit dem tiefsten Widerwillen, zu dem Entschlusse, daß sie das ihr zugedachte Amt einer Wirthschafterin übernehmen und nach ihren Kräften verwalten wolle. Zugleich aber gelobte sie sich mit einem heiligen Eidschwur, daß sie den in dunkler Nacht verübten Mord, und die Frevelthaten, die vielleicht noch ferner hier begangen werden sollten, ans Tageslicht bringen wolle, sei es nun früh oder spät. Nachdem sie in ihrem Innern diesen durch einen Schwur gekräftigten Entschluß gefaßt, der, wie sie sich überzeugt hielt, ein Gott wohlgefälliger sein mußte, war sie um Vieles ruhiger und gefaßter geworden, und ehe noch ein Räuber vom Schlafe erwacht war, hatte sie mit bedächtiger und kluger Ueberlegung sich ihren ganzen Lebensplan vorgezeichnet, und sah nun mit Gleichmuth dem Augenblicke entgegen, wo es in der Höhle lebendig und sie wieder der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Anforderungen des Hauptmanns und seiner Bande werden mußte.

Sie irrte sich gleichwohl; denn nachdem die Räuber beim Anbruche des Tages sich von ihrem Nachtlager erhoben hatten, sorgten diese selbst für einen Frühtrunk und ein Morgenbrod, und auf die Weisung des Hauptmanns wurde Fineken sogar ein Krug mit Milch und ein Brod in ihre Kammer gebracht.

Finefen war ruhig genug geworden, sich darüber nicht einmal zu wundern, denn sie begriff, daß der Hauptmann sie noch im Zustande der höchsten Aufregung und Angst vermuthen mußte, und sie hütete sich wohl, durch eine zu große Willfährigkeit oder Gefaßtheit die Aufmerksamkeit oder gar den Verdacht der Räuber rege zu machen. Erst nachdem das Mittagsmahl, welches sich von der am Abend vorher aufgetragenen Mahlzeit in nichts unterschied, beendet war, mußte Finefen vor dem Hauptmann erscheinen. Dieser war, wie es schien, sehr angenehm überrascht, als Finefen auf seine gemäßigte, ja fast wohlwollende Ansprache mit schüchternem, aber doch von innerer Ruhe zeugenden Tone erklärte, daß sie sich in ihr unabänderliches Geschick ergebe und bereit sei, alles das zu erfüllen, was man von einer rechtschaffenen und gottesfürchtigen Magd und Wirthschafterin verlangen könne.

Finefen hatte den letzteren Theil ihrer Antwort mit besonderer Betonung ausgesprochen, was dem Hauptmann auch nicht entgangen war, denn in halb scherzhaftem Tone erwiederte er: daß sie nur ihren häuslichen Pflichten mit Fleiß und Treue nachkommen möge; was das Uebrige betreffe, so würden er und seine Leute schon Manns genug sein, um mit der „rauhen Arbeit“ fertig zu werden.

Finken trat darauf ihr Amt an, und es war kaum eine Woche vergangen, so war sie mit der innern Einrichtung der Höhlenwirthschaft, mit den Bedürfnissen und Wünschen der Bande so vertraut, sie wußte den Anforderungen des Hauptmanns in Betreff einiger Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten so gut zu entsprechen, daß sie sich die allseitige Zufriedenheit in einem fast höheren Grade, als ihr lieb war, gewonnen hatte; denn die Zeichen der Zuneigung und des Vertrauens, die ihr von allen Seiten zu erkennen gegeben wurden, erfüllten sie nur mit Abscheu, da sie wußte, daß jeder Einzelne von dieser Bande sich schon mit dem Blute seiner Mitmenschen befleckt hatte. Der Gedanke, alle diese Unmenschen vielleicht einst der verdienten Strafe überantworten zu können, verließ sie darum auch keinen Augenblick, und wurde durch neue Unthaten, die von den Räubern begangen wurden, stets rege und lebendig erhalten.

Finken lernte nun im Laufe der Zeit die Art und Weise völlig kennen, in welcher die Räuber ihr schreckliches Handwerk betrieben. Für gewöhnlich verbrachte die Bande den Tag in der Höhle, in welcher Berathungen und Besprechungen über zu unternehmende Raubzüge gepflogen, aber auch Zechgelage gehalten und hohe Glücksspiele getrieben wurden. Die Verwegensten und Verschlagensten gingen

aber auch oft bei Tage auf Abenteuer aus; sie waren dann als ehrsame Bürgers- oder Bauersleute verkleidet und trugen verborgen unter ihren Kleidern Dolche, Messer und kurze Feuergewehre. Diese Leute, die bis nach Osnabrück und Vechta hin die Wege unsicher machten, und reisende Kaufleute und Gutsherren, oder Bauern, die von den Märkten zurückkehrten, beraubten und auch oft ermordeten, dienten zugleich als Kundschafter und brachten dem Hauptmann Nachrichten der verschiedensten Art, die dieser dann im Interesse der Bande zu benutzen wußte. Er selbst aber war nicht nur der stärkste und gewandteste, sondern auch der listigste und unternehmendste Raubbruder und führte ganz allein manchmal Dinge aus, die selbst die verwegensten seiner Gesellen in Staunen setzten. Zwei Räuber hielten Tag und Nacht in der Nähe der Höhle an verschiedenen Stellen Wache, um die Bande vor jeder Ueberraschung oder Gefahr sicher zu stellen; indessen waren noch sonstige Vorkehrungen getroffen, um von dem Herannahen einzelner oder mehrerer Menschen, wenn diese selbst noch eine Strecke von der Höhle entfernt waren, zeitig genug benachrichtigt zu sein. Es waren nämlich zu dem Ende Stricke, die dem Auge fast gänzlich verborgen waren, über alle Wege gespannt, die den Wald, in welchem sich die Höhle befand, durchkreuzten, und diese Stricke

standen mit kleinen in der Höhle angebrachten Schellen in Verbindung. Sobald nun eine dieser Schellen erklang, auf welche immer ein Räuber zu achten hatte, so wußten sie, daß sich Jemand im Walde befand, und einige Räuber wurden dann sogleich in der von der Schelle angezeigten Richtung abgeschickt, um nach den Umständen die wandernden Reisenden, die den Wald betreten hatten, zu überfallen, oder nähere Erkundigungen einzuziehen. Diejenigen Stricke jedoch, die über die der Höhle zunächst gelegenen Wege gespannt waren, setzten, sobald sie berührt worden, eine in der Höhle befindliche dumpftönende Glocke in Bewegung, und wehe dem Unglücklichen, der die Schwingung derselben veranlaßt hatte! Dieser wurde ohne Erbarmen ermordet, weil er, wenn man ihn freigelassen hätte, möglicherweise den Schlupfwinkel der Bande Andern hätte verrathen können. Die auf eine weitere Entfernung von der Höhle Ueberfallenen wurden auf das strenge Gebot des Hauptmanns niemals ohne die dringendste Noth getödtet.

Dennoch war die Zahl derer, die ihr Leben unter den Händen der Räuber aushauchen mußten, eine große; denn es verging fast keine Woche, in der nicht wenigstens einmal die Höhlenglocke, deren verhängnißvolle Bedeutung Fineken nunmehr kennen gelernt hatte, ertönte. Man zwang das Mädchen nicht,

bei der gräßlichen Arbeit des Abschlachtens hülfreiche Hand zu leisten, vielmehr trug man Sorge, sie auf irgend eine Weise von der Mordstätte zu entfernen; entweder durfte sie, wenn der Mord bei Tage vollführt wurde, in Begleitung eines Räubers sich im Walde ergehen, oder sie konnte das ihr zu ihrem alleinigen Gebrauch angewiesene Kämmerchen aufsuchen. Nichtsdestoweniger hatte sie im Laufe der Zeit schon manche ruchlose Mordthat mitangesehen, denn gleich wie in der ersten Nacht hatte sie bei dem Geschrei und Jammern der unglücklichen Schlachtopfer oftmals den unwiderstehlichen Drang nach dem Anblick des Frevels gefühlt und dann jedesmal ihr Gelöbniß: die ganze Bande in die Hand der weltlichen Richter zu überantworten, in ihrem Innern erneuert.

Zu ihrer großen Betrübniß aber wollten sich die Mittel und Wege zu diesem Ziele nicht finden lassen. Die Räuber bewachten sie zu gut, als daß sie an die Möglichkeit einer Flucht hätte denken können. Fineken hoffte indessen, daß sich in der Zukunft wohl einmal die Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens darbieten werde, und so harrte sie geduldig und gottergeben lange, lange Zeit hindurch in dem schrecklichen Höhlenkerker aus.

Als aber so ein Jahr nach dem andern verging, als dem armen Mädchen endlich gar sieben qualvolle

Jahre verflossen waren, ohne daß ihr jemals ein freiheitverkündender Hoffnungsschimmer geleuchtet hätte, da wurde Fineken allgemach trübe und schwermüthig und sie verzweifelte fast daran, je wieder von ihrer gottvergessenen, ruchlosen Höhlengenossenschaft erlös't zu werden.

Da begab es sich aber einstens, daß der Hauptmann, der mit mehrern seiner Gesellen einen nächtlichen Raubzug unternommen hatte, beim Grauen des Tages schwer verwundet in die Höhle zurückgebracht wurde und daß ihn ein heftiges Wundfieber ergriff, welches ihn monatelang auf dem Krankenlager festhielt. Während dieser ganzen Zeit war Fineken ihm eine treue, sorgsame Pflegerin gewesen und an ihrer Hand erhob er sich nach langem, schweren Leiden zuerst wieder von seinem Schmerzenslager. Dankbar für die ihm so treu und gewissenhaft geleistete Pflege und Sorgfalt sagte er dem Mädchen: daß sie sich eine Liebe und Güte erbitten möge, die, sofern es nur irgend in seinen Kräften stehe, ihr gewährt werden solle.

Fineken war überrascht; der Gedanke, der sie sieben Jahre hindurch aufrecht erhalten hatte, der nämlich, die Menschheit von dieser gräßlichen Mörderbande zu befreien, erfüllte plötzlich ihre ganze Seele und flehentlich bat sie den Hauptmann, daß er ihr gestatten möge, nur ein einziges Mal in

einem Gotteshause ihre Andacht zu verrichten; nur mit der Erfüllung dieser Bitte könne er ihr eine Liebe erweisen; sie wolle ihm schwören, daß sie mit keinem Menschen ein Wort sprechen und nach beendigtem Gottesdienste zur Höhle zurückkehren wolle.

Der Hauptmann runzelte erst gar finster die Stirne, als aber Fineken gar nicht ablieߠmit Bitten und Flehen, als sie endlich seine Hand ergriff und er die brennenden Thränen des Mädchens darauf niedertröpfeln fühlte, da gab er zuletzt im Gefühle der Dankbarkeit und seines schweren an Fineken begangenen Unrechts nach. Die Räuber, die in der Höhle anwesend waren, horchten hoch auf, und machten darauf ihrem Hauptmann die dringendsten Vorstellungen, die ihn zur Zurücknahme seines Wortes veranlassen sollten, aber dieser beharrte darauf, und die Gegenreden der Räuber verstummten zuletzt, da sie an einen unbedingten Gehorsam gewöhnt waren und den Zorn ihres Führers zu sehr fürchteten, um es bis zu einer offenen Widersetzung kommen zu lassen. Da der nächste Tag ein Sonntag war, so durfte Fineken ihre Vorbereitungen sogleich treffen, um morgen in aller Frühe von einem Räuber durch den Wald geführt zu werden und dann allein den Weg nach der Dammer Kirche fortsetzen zu können.

Fineken war, nachdem sie die Erlaubniß des Hauptmanns erhalten hatte, in der höchsten Auf-

regung. So nahe am Ziele ihrer Wünsche bemächtigte sich ihrer ein Gefühl der Furcht, daß ihr Unternehmen vielleicht noch mißlingen könne; sie fürchtete, daß die Räuber, die dem Willen ihres Hauptmanns sich nur mit dem lebhaftesten Widerstreben gefügt hatten, sie in der Nacht noch wohl gar ermorden möchten, da die meisten derselben gewiß von der Angst vor einem Verrath durchdrungen waren. Selbst der Gedanke, daß sie im Begriff stehe, das Vertrauen des Hauptmanns in so furchtbarer Weise zu täuschen, war ihr einen Augenblick peinigend; aber sie gedachte ihres Eidschwurs, sie gedachte der Gräuelthaten, die bisher in der Höhle verübt waren und die ohne Zweifel auch noch ferner in derselben begangen werden würden, wenn sie ihr Vorhaben aufgebe, und so schlug sie sich diese Gedanken mit Kraft aus dem Sinn.

Es war in der Frühe des folgenden Tages, als Fineken zum Aufbruche aus der Höhle gerüstet war. Ehe sie nun aber entlassen wurde, ließ der Hauptmann sie einen furchtbaren Eid schwören, daß sie während ihrer Abwesenheit mit keinem Menschen ein Wort reden und ohne Aufenthalt nach Beendigung des Gottesdienstes nach der Höhle zurückkehren solle. Fineken, die sich einen solchen Fall bereits lange vorher durchdacht, leistete den Eid, den sie nach ihrer Meinung auch gewissenhaft zu erfüllen Willens war.

In Begleitung eines Räubers trat sie darauf ihren Weg an und gab genau auf die Kreuz- und Querwege des Waldes Acht, da ihr mehr, als ihr Begleiter ahnen mochte, daran gelegen war, die zur Höhle führenden Wege wieder aufzufinden. An dem Saum des Waldes blieb der Räuber zurück, ermahnte jedoch noch das Mädchen, unter Androhung der fürchterlichsten Rache, ihr gegebenes Wort unverbrüchlich zu halten. Fineken, ihres Eides eingedenk, nickte nur schweigend mit dem Kopfe und setzte dann eilend ihren Weg nach Damme fort, wo sie gerade in dem Augenblicke ankam, als die Glocken zur Kirche läuteten und die Kirchengänger von allen Seiten herbeiströmten, um die heilige Messe zu hören.

Unerkannt und auch unbeachtet hatte Fineken die Kirche betreten; als aber jetzt der Gottesdienst begann, da richtete sich alsbald die Aufmerksamkeit der ganzen Gemeinde auf Fineken, denn diese, überwältigt von dem Eindrucke, den die erhebenden Klänge der Orgel, der Gesang der frommen Gemeinde auf sie ausübten, dergleichen sie während sieben langer Jahre nicht vernommen, schluchzte laut und betete mit einer solchen Inbrunst, daß sie fast eine Störung der heiligen Handlung veranlaßte. Die Blicke vieler Anwesenden wandten sich aber gar nicht wieder von Fineken ab; denn obgleich die sieben angstvoll durch-

lebten Jahre die letztere gar sehr verändert hatten, so kam sie manchen Leuten doch bekannt vor, und kaum war die Gottesfeier beendet, als sich mehrere dieser letztern um sie sammelten und sie anredeten und Fragen an sie richteten. Fineken aber schüttelte fortwährend mit dem Kopfe, ohne auch nur ein Wort zu erwiedern; als sie aber darauf aus der Kirche getreten war und die ganze Gemeinde sich auf dem freien Platze vor derselben befand, da wandte sie sich gegen den Eingang zur Kirche zurück und mit lauter Stimme hob sie, gegen die Kirchenthüre gerichtet, die Erzählung ihrer in den letzten sieben Jahren erlebten schrecklichen Schicksale an. Je weiter sie in ihrer Geschichte vorschritt, je dichter drängte sich die Menge, unter welcher jetzt auch der Priester sich befand, an sie heran, und Fineken, begeistert von der heiligen Pflicht, die sie zu erfüllen sich berufen glaubte, gab jetzt mit klaren beredten Worten ein so treues, aber so entsetzliches Bild von den Thaten der Räuberbande, daß die versammelte Volksmenge bei Anhörung solcher Gräuel schauderte und sich bekreuzigte. Als Fineken endlich ihre schreckliche Geschichte beendet hatte, da fügte sie stets gegen die Kirchthüre gewandt, noch hinzu: daß sie einen furchtbaren Eid in die Hände des Räuberhauptmanns geschworen, mit keinem Menschen während ihrer Abwesenheit von der Höhle, zu welcher sie nach beendigtem Gottesdienste

zurückkehren solle, ein Wort zu sprechen, und daß sie ihren Eid unter keinem Vorwande zu brechen Willens sei. Aber man möge ihr einen Sack mit Erbsen geben und sie wolle dann bei ihrer Rückkehr den ganzen bald links bald rechts durch den Wald laufenden Weg mit Erbsen bestreuen, so daß man auf diese Weise leicht bis zur Höhle gelangen könne.

Als Fineken geendet hatte, setzte sie sich auf die Schwelle der Kirchenthür, und alles Volk, unter welchem sich auch ihre alten wehklagenden Eltern befanden, gab dem armen Mädchen die innigste Theilnahme zu erkennen; alle ehrten aber den frommen Sinn der Dulderin und suchten nicht sie zum Antwortgeben zu veranlassen. Nur die alten Eltern konnten sich nicht darin finden, daß ihr geliebtes, nun endlich wieder gefundenes Kind abermals den schrecklichen Räubern in die Hände fallen solle.

Währenddem hatte man einen Sack mit Erbsen herbeigebracht und nachdem derselbe dem stumm an der Kirchenthür sitzenden Fineken übergeben worden war, erhob sie sich, um ihrem Eide getreu nach der Höhle zurückzukehren. Mit bittender Geberde deutete sie gegen den Priester gewandt auf ihre Eltern, und nachdem ihr dieser die Versicherung gegeben, daß er dieselben nach besten Kräften trösten und aufrichten wolle, sie selbst aber die alte Mutter und den greisen Vater unter lautem Weinen wohl tausendmal

umarmt hatte, trat sie unverweilt ihren Rückweg an, indem sie noch der nachdrängenden Volksmenge durch Zeichen begreiflich zu machen suchte, daß ihr, um ja keinen Verdacht zu erregen, Niemand folgen solle. Man willfahrte ihr sogleich und bald darauf hatte Fineken Damme hinter sich und schritt gefaßt dem Walde zu.

Mittlerweile waren die Priester und Ortsvorsteher von Damme zur Berathung zusammengetreten und diese beschlossen alsbald, daß man sogleich alle nur irgend wehrbaren Männer, so gut es gehe, bewaffnen, dann aber den Bischof von Osnabrück und den Grafen von Ravensberg zu Vechta um sofortige Unterstützung an Reisigen und Kriegsknechten angehen wolle, und sobald diese eingetroffen sein sollten, was schon vor Anbruch des nächsten Tages geschehen konnte, nach den Dammer Bergen aufzubrechen, und den Vertilgungskampf gegen die Räuber, von deren Stärke man durch Fineken unterrichtet war, zu beginnen.

Während nun Eilboten auf guten Pferden nach Osnabrück und Vechta flogen, war in Damme Alles in voller Geschäftigkeit. Alte Schwerter und Donnerbüchsen wurden hervorgesucht, Aexte, Spaten, Heugabeln und dergleichen aus allen Häusern geholt, und eine große Anzahl von tüchtigen Knütteln, die in den kräftigen Händen der Dam-

mer Bauern keine verächtliche Waffe waren, bereit gehalten.

Während auf diese Weise in Damme sich Alles mit Muth und Eifer auf den morgenden Zug rüstete, hatte Fineken, ihrem Versprechen gemäß, die Waldwege in der Art mit Erbsen bestreut, daß man ohne bemerkt zu werden, sich der Höhle bis auf einige hundert Schritte nähern konnte. Wenn dann die wachehaltenden Räuber die Herannahenden gewahren mußten und ihren Kameraden das Zeichen gaben, so konnten diese, die nur einzeln den gefahrvollen Eingangsweg zur Höhle passiren mußten, mit leichter Mühe von den an Zahl ihnen überlegenen Angreifern überwältigt werden. Getrosten Muthes ging Fineken darauf in die Höhle zurück, wo sie von dem Hauptmann und allen Räubern mit Belobungen und lauten Freudenbezeugungen empfangen wurde. Fineken aber war still und in sich gekehrt und bereitete sich mit frommer Ergebung auf ihren nahen Tod vor. Sie hatte ihr Gelöbniß: die Verbrechen der Räuber ans Licht des Tages zu bringen, erfüllt, und damit war sie zufrieden, denn, daß sie selbst der Rache der Räuber zum Opfer fallen werde, die, sobald der Angriff erfolgen sollte, sich von ihr verrathen glauben mußten, schien ihr nicht dem geringsten Zweifel unterworfen zu sein, und als die Nacht herein-

brach und sie sich in ihr Kämmerchen zurückgezogen hatte, da dankte sie Gott auf den Knien, daß er ihr vergönnt, der Menschheit einen so großen Dienst zu leisten und betete andächtig und auf den Tod gefaßt bis zum hellen Morgen.

Am folgenden Tage wurde die Räuberbande von einer starken Schaar Osnabrück'scher und Vechtaischer Reisigen und von einer großen Anzahl bewaffneter Bauern überfallen und nach verzweifelter Gegenwehr besiegt. Was nicht im Kampfe gefallen oder in den Abgrund gestürzt war, wurde gefesselt nach Osnabrück gebracht und dort auf dem Marktplatz zum warnenden Beispiel und Exempel unter schrecklichen Martern hingerichtet.

Als die Sieger in die Höhle drangen, fanden sie zu ihrer großen Bekümmerniß die Leiche des armen Fineke̊ns, den Kopf vom Rumpfe getrennt, am Boden liegen. Das unglückliche Mädchen schien mit einem Schwerte enthauptet zu sein.

Der Bischof von Osnabrück ließ bald darauf den Wald auf den Dammer Bergen, in dessen Dunkel so viele Verbrechen begangen waren, abbrennen.

Die Höhle der Räuber wurde von da ab an nur die „Mordkule“ genannt, und noch bis auf den heutigen Tag trägt eine Stelle an der Westseite

des höchsten der Damme'schen Berge, ungefähr fünfhundert Schritte von dem Fahrwege von Steinfeld nach Damme entfernt, diese Bezeichnung.

Durch die an dem Berge liegende Schlucht, in welche die Räuber ihre Opfer hinabstürzten, führt jetzt der Weg nach Dalinghausen.

Im Verlage von **Gerhard Stalling** sind ferner erschienen:

Baskerville, A., practisches Lesebuch der englischen Sprache rc. 4. Aufl. 8. geh. 30 Gr.

— — englisches Lesebuch für Anfänger rc. 8. geh. 36 Gr.

Goldschmidt, Dr. **J.,** Kleine Lebensbilder. Aus der Mappe eines deutschen Arztes. 1. u. 2. Theil. 1 Thlr. 24 Gr.

Harms, Chr., Fabeln, Parabeln und Räthsel über Gegenstände der Natur für die Jugend. Mit acht Abbildungen. cart. 8. 36 Gr.

Mayer, K. A., Vaterländische Gedichte. 7 Hefte. 8. geh. à 12 Gr.

Nölle, F., Dirigent am Handels=Institute zu Osnabrück. Einige Worte an diejenigen Eltern, deren Söhne sich dem Handelsstande und der Landwirthschaft widmen wollen. 8. geh. 24 Gr.

Stacke, Dr. **L.,** Erzählungen aus der griechischen Geschichte in biographischer Form. 8. geh. 36 Gr.

— — Erzählungen aus der römischen Geschichte in biographischer Form. 8. geh. 36 Gr.

Stahr, A., Die Preußische Revolution. I. Band. 1. und 2. Abtheilung. Zweite verbesserte Auflage. 8. geh. 2 Thlr. —

Tableau der Stadt Oldenburg. 2 Blätter. gr. quer 4. à 18 Gr.

Schollhc

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit

Bd.: 1

Oldenburg 1845

P.o.germ. 1191 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117527-7